Im Nebel

Von

J. Bosshart

Im Nebel.

Erzählungen aus den Schweizer Bergen

von

J. Boßhart.

Leipzig.

Verlag von H. Haessel.

1898.

Inhalt.

An einer der schweigsamsten Straßen des Städtchens Winterfeld, da wo die Häuser unmerklich ländliche Tracht anziehen und sich im offenen Land verlaufen, liegt ein Garten und darin ein schmuckes Heim. Ein eiserner Zaun geht ringsum, wohl damit das träumerische Wesen nicht eines Tages aufbreche, um dahin zu wandern, wo es seiner Art nach hingehört, aufs Dorf. Still und anspruchslos wie Garten und Haus ist der Bewohner, obschon der bessere Teil seines Lebens in der brausenden Luft einer Großstadt verfloß.

Robert Wunderli war früher Kaufmann gewesen und hatte sich in Amerika einigen Reichtum erobert, nicht übermäßig viel, denn gerade als das Erwerben anfing, ihm flink von statten zu gehen, war aus der Heimat die üble Kunde eingetroffen, sein Schwager habe das Zeitliche gesegnet und seiner Frau und den zwei unerwachsenen Buben mehr unbezahlte Rechnungen als Banknoten oder andere fürs Auge liebliche Papiere hinterlassen. Der Amerikaner verkaufte ein paar Wochen darauf sein Geschäft, nicht eben vorteilhaft, füllte ein Köfferchen oder zwei mit allerlei nützlichen Dingen und schwamm über den Ocean, um der Schwester und den Neffen ein im Verborgenen wirkender, aber nie versagender Trost zu sein.

An einem glitzerigen Sommertag des Jahres 189 . saß er in seinem Garten unter dem lispelnden Wallnußbaum und sah fast wehmütig in den blauen Rauch, den er von sich blies. Was mochte ihn beschäftigen, den sonst so munteren Mann? Er feierte seinen Geburtstag und gerade darum war es ihm weder feierlich noch festlich zu Mute: in sonntäglichem Gewand tritt der Geburtstag nur den Jungen entgegen, den Alten ist er ein Griesgram, der sie zu wehmütiger Einkehr und unerquicklichem Grübeln einladet. So wenigstens dünkte es Robert Wunderli; denn es war der erste 6. August, da er das Alter bleiig im Mark seiner Knochen fühlte. „Fängt das mit 58 Jahren so an, wie soll's später werden?"

Von Zeit zu Zeit wandte sich sein Blick nach dem Eingangsthor und dann entrann ihm etwa ein Seufzer: „Wenn sie wüßten, wie unbehaglich ich hier sitze, sie säumten so lange nicht!" Er meinte damit seine Gäste, denn er hatte die Gepflogenheit, seinen Geburtstag mit einigen Menschen zuzubringen, an denen sein Herz hing.

Endlich hörte er ein lebhaftes Disputieren die Straße heraufkommen. Sein Gesicht hellte sich auf. „Sie haushalten wieder übel mit dem Atem", sagte er lächelnd, „solche Schreihälse giebt's im besten Theater nicht!"

Auf der Straße kamen zwei Burschen von etwa 22 Jahren daher, ein schlanker, schwarzer und ein gedrungener Rötling, der erste im Feuer der Rede, der andere still vergnügt, wie ein Kartenspieler, der meint, den besten Trumpf in Händen zu haben und gelassen seine Zeit abwartet. Das waren Wunderlis Neffen, Zwillingsbrüder, die aber ungleich geraten waren an Leib und Seele, denn der eine hatte der

Mutter, der andere des Vaters Art geerbt. Sie waren verschieden wie die Berufsstudien, denen sie seit einigen Semestern oblagen: der im schwarzen Rock war ein Theologe, heiß wie kochendes Wasser; der nüchterne Kleine hatte sich dagegen ein Fach gewählt, bei dem es kühl zugeht und Sitte ist, die langen schwarzen Röcke auszuziehen: er wollte der Natur in die Karten sehen. Die beiden lebten in einem beständigen Wortstreit, ohne daß darunter ihre brüderliche Liebe gelitten hätte; denn zu Haus war ein gemütvolles Mütterchen, das wußte, wie man zwei Herzen zusammenhält.

Vor dem Gartenthor hielten sie an, um ihren Streit zu einem Abschluß zu bringen.

„Ich kann mir nichts trübseligeres denken als eine solche Weltanschauung!“ eiferte Ludwig, der Theolog, wie ein zürnender Prophet des alten Testamentes. „Käme ich einmal zu der Einsicht, daß ich nichts anderes wäre als eine Lokomotive, die auf vorgezeichneten Gleisen ihr Reischen durch die Welt machen muß, die nichts zu thun hat, als etwa Kohlen und Wasser zu schlucken und ein wenig zu pusten und zu schnauben, deren Geschick aber von der Stellung einiger Eisenstangen abhängt, die da und dort wie übelgeratene Ausrufezeichen in die Luft gucken und vor Gefahr warnen, die nicht sagen kann: ich will stürmen! oder: ich will rasten! Bruder Franz, ich würde mich fürs Leben höflich bedanken!“

Der Onkel war den beiden entgegen gegangen und als Franz zu einer Erwiderung ausholte, fuhr er dazwischen: „Genug, ihr Streithämmel! mir sausen die Ohren noch von eurem letzten Gezänk! es ist mir lieber, ihr arbeitet heut mit den Zähnen, als mit der Zunge!“

„Es sind Lebensfragen, die wir besprechen," entgegnete Ludwig halb ernst halb scherzhaft, nachdem die üblichen Glückwünsche abgestattet waren.

„Das bildest du dir ein", meinte der Onkel, „Schulkram ist's, nicht mehr und nicht minder! Mit dem was fürs Leben dabei herauskömmt, könnte man keine Nußschale füllen."

Franz, der die Menschen gern nach der Anzahl der Hosen schätzte, die sie auf den Schulbänken verrutscht haben, auch gerne die Schnüre seines Schulsackes lockerte, als wollte er sagen: guckt da hinein und dann laßt mal sehen, was in eurem Ränzchen steckt! ließ auf die Schule keinen Schimpf fallen und sagte in seiner trockenen, wenig zartfühlenden Art: „Wir leben nicht in Amerika, lieber Onkel, wo alles nach Dollar und Cent gewertet wird! Der Gebildete darf sich hier schon einigermaßen vom Krämer unterscheiden, dessen Leben aufgeht in Gewichten, Papiertüten, Kaffeebohnen und Suppenwürzen!"

Das Kompliment freute den Onkel offenbar nicht, aber in seiner Gutmütigkeit setzte er sich über die Ungezogenheit mit den Worten hinweg: „Es scheint, daß sich der Krämer Wunderli heute mit Rohprodukten abgeben muß!" Franz bereute nun seine Unartigkeit, aber ehe er ein passendes Wort der Entschuldigung gefunden, klopfte ihm der Alte auf die Schulter: „Schon gut! Kommt jetzt herein, Jungens, und seid vergnügt, so ihr mich gern habt."

Als die drei bei der Treppe angekommen waren, trat der Onkel hinter die beiden und sagte: „Geht voraus, ich liebe eine gemütliche Gangart."

„Auf die wirst du nun für einige Zeit verzichten müssen," meinte Franz, der die Zurechtweisung schon wieder vergessen hatte.

Der Onkel stand still. „Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Nun, im Berner Oberland sind die Wege nicht immer mit Gemütlichkeit gepflastert!“

„Was habe ich mit dem Berner Oberland zu schaffen?“

„Ganz recht! ich hätte das vorausschicken sollen: du wirst ja nächste Woche mit uns eine Alpenwanderung machen.“

„Wirklich? Wann habe ich so etwas gesagt?“

„Gar nichts hast du gesagt, aber du wirst dennoch die Freundlichkeit haben. . .“

„Bist du von Sinnen, Junge? Oder bin ich eine Drahtpuppe, die man regiert, wie es einem just in den Fingern juckt?“

„Ach, Drahtpuppen sind wir in einem gewissen Sinne alle und so befreunde dich mit dem Gedanken!“

„Ich sage dir, ich will mich in meiner Gemächlichkeit nicht stören lassen!“

„Rege dich doch nicht auf, Onkel! Daß du nicht wollen würdest, das wußten wir zum voraus; aber darum handelt es sich nicht, für uns lautet der Satz so: du mußt!“

„Ich wiederhole dir: ich will nicht!“

„Onkel, man soll auf seinen Willen nie pochen! Denk' an die Lokomotive: was hilft es ihr, daß sie sich im Maschinenhaus ganz leidlich befindet? Da kommt einer und heizt sie, ohne daß sie es ihm wehren kann und bald fährt sie davon und weiß kaum, wie es so kam.“

„Albernes Zeug!“ sagt Robert Wunderli unwillig. Nun mischte sich Ludwig in den Handel: „Franz, du thust unrecht, die Sache so anzugreifen, uns unsere Aufgabe und dem Onkel den Entschluß zu erschweren. Höre mich an, Onkel! Doktor Huber war gestern bei uns . . .“

„So, kommt der Wind von der Seite! Das Liedchen kenn' ich, das er pfeift! Seit acht Wochen hör' ich kein anderes!"

„Du solltest auf Doktor Huber hören! Du hast eine Natur, die Bewegung verlangt und du zwängst sie hier ein in deinen Gartenzaun und in die engen Mauern. Daher die Müdigkeit, die dich befällt, daher die quälende Schlaflosigkeit!"

„Ich habe mich in den zwölf Jahren so an mein Häuschen und Gärtchen gewöhnt, daß ich sie keinen Tag entbehren könnte und ich lasse mich nicht davon losreißen, mit Stricken und Strängen nicht! Du freilich, Ludwig, magst die Reise machen! seit du von der Universität zurückgekehrt bist, kennt man dich nicht mehr, wo's froh zugeht, da wird dir unwohl. Hat es dich etwa da gepackt, am Herzen? Aha, haben wir's schon? Nur nicht tragisch genommen, Herzensjunge!"

In dem Augenblicke knarrte die Gartenthüre, die zwei anderen Gäste kamen an und befreiten Ludwig aus der peinlichen Lage, in die ihn die wenigen Worte des Onkels versetzt hatten.

Der Gastgeber ging seinen Freunden entgegen und begrüßte sie herzlich. Beide waren Junggesellen wie er. Der eine war der Forstmeister Weidmann, ein „Stiller im Land", eine in sich gekehrte, beschauliche Natur; Robert Wunderli schwor nicht höher als bei ihm. Der andere war Jakob Kappeler, eine gute Seele, bei der aber das Glück nie Einkehr halten wollte; er hatte aus seinem Leben nichts Erbauliches zu machen gewußt. Als er noch mit seinem Kameraden Wunderli mit Schiefertafel und Griffel herumlief,

hatte er den festen Entschluß gefaßt, ein „Schiller" zu werden und seine Gefährten fanden das ganz selbstverständlich, denn er war voller Reime wie ein Liederbuch. Unter dem Druck der väterlichen Autorität wurde er aber Commis in einem — Ledergeschäft. Und nun kamen sich der „Schiller" und der Ledercommis beständig in die Quere, einer stellte dem andern, wo immer es anging, ein Bein und die Folge war, daß beide hinkten und humpelten und daß die Haut, in der sie bei einander hausen mußten, ein Sorgensack wurde. Die schönsten Stunden verbrachte Jakob Kappeler bei seinem Freunde Wunderli. Der war geduldig wie ein Reitsattel und ließ sich ohne ein einzigesmal zu gähnen, die längsten Reimereien vorlesen und fand immer, wenn es überstanden war, ein freundliches Wort.

Als die fünf Männer in Wunderli's freundlicher Stube um den duftenden Tisch saßen, kam bald über alle eine heitere Stimmung. Der Wirt vergaß seinen Trübsinn und Jakob Kappeler hatte beständig ein Lächeln auf den Lippen, denn er feierte im Geiste schon einen Triumph seiner Muse: er hatte seinen Freund im Liede besungen und als die rechte Zeit gekommen war, erhob er sich und begann feierlich in wohlgeschmiedeten Hexametern. Aber der Götter Neid wollte es, daß er mitten in seinem Gedicht vor einer Zäsur stutzte, wie ein Rennpferd vor einem Graben. Er setzte an und wieder an, seine Lippen bebten und seine Stirn betaute sich, aber der Sprung über den Graben gelang nicht. Seine Hand fuhr in die Busentasche und suchte nach dem Manuskript; umsonst! Da wurde der arme Mann auf einmal um einen Fuß kleiner und endlich ließ er sich auf seinen Stuhl sinken: „Ich hab' keine Zeit zum Memorieren gehabt!"

Man umringte ihn, tröstete ihn, klopfte ihn auf die Schulter, drückte ihm die Hand, stellte sich, um ihn mit Lustigkeit anzustecken, heiterer als man war. Er aber war hartnäckig in seinem Schmerz und glättete seine Falten erst, als die Fröhlichkeit natürlich und fast übermütig geworden war. Dem Wein wurde wacker zugesprochen, ein Gespräch kam in Fluß, an dem alle ihr Behagen hatten, und merkwürdig: als der Abend anbrach und die zweite Flasche Veuve Cliquot in die Gläser schäumte, da stieß man an „auf gut Heil zu der Bergfahrt.“ Die Reise ins Oberland war beschlossen, die ganze Gesellschaft wollte Robert Wunderli begleiten.

Als der Wirt seine Gäste verabschiedete und Franz die Hand drückte, sagte er mit sauersüßer Miene: „Mich bedünkt, ich sollte in den Bergen nicht nur den Leib stärken, sondern auch den Willen, der kommt mir jetzt bedenklich morsch und wackelig vor: da kommt einer und heizt die Maschine und darauf fährt sie davon und weiß selbst nicht, wie es so kam ...“

Ein paar Tage später fuhr die Gesellschaft im Morgenglanz über Luzern nach Lungern. Robert Wunderli drückte sich schweigsam in eine Ecke des Wagens, und guckte er zum Fenster hinaus und erblickte zufällig ein Häuschen mit einem Gärtchen dran, so beschlich ihn das Heimweh. Die Gefährten dagegen waren guter Dinge, besonders der Dichter, dem das Reisen Herzensbedürfnis war.

In Lungern verließ die Gesellschaft den Zug, um zu Fuß über den Brünig nach Meiringen zu wandern; der Forstmeister, der den ganzen Reiseplan entworfen hatte, meinte, das sei die rechte Tour, um seinen Freund Wunderli ans Gehen zu gewöhnen. Der aber sah die Zweckmäßigkeit des

Weges einstweilen nicht ein; schon nach den ersten hundert Schritten hatte er den Hut abgezogen und fuhr nun beständig mit seinem Taschentuch über seinen kahlen Scheitel auf dem unermüdliche Schweißtropfen herausquollen, und mehr als einmal sagte er zu dem Forstmeister, der getreulich an seiner Seite ging: „O, ihr Racker, ihr Racker!“

Voraus ging Jakob Kappeler und die Nägel seiner Schuhe kratzten ungeduldig die Straße wund; die beiden Studenten dagegen benutzten die langsame Gangart, um Abstecher in den Tannenwald zu machen, der eine, um zu botanisieren, der andere, um Erdbeeren zu pflücken und von Zeit zu Zeit stießen sie gellende Jauchzer aus, die an den nahen Felswänden zurückprallten, als hätte man klingende Glocken hingeschleudert.

Dieser erste Tag erweckte in keinem der Gefährten rechte Befriedigung, aber schon am zweiten ging es besser: man besuchte die Aareschlucht und die Reichenbachfälle und stieg zur Paßhöhe der großen Scheidegg hinauf, um Nachtquartier zu nehmen. Dann ging es unter Alphornklängen und Mörserschüssen nach Grindelwald hinab und wieder hinauf nach der kleinen Scheidegg und der Wengernalp, jenem herrlichen Balkon, von dem man den Bergriesen gerade in ihre kaltschaurigen Gesichter sehen kann und wo man ihren eisigen Atem spürt.

Jetzt sagte der Onkel nicht mehr: „O, ihr Racker!“ Er war zum erstenmal in seinem Leben mitten in der Gebirgswelt drin und wurde von deren Größe ganz überwältigt. Lange saß er auf dem warmen Rasen und schaute hinüber in die trotzigen Felswände, in die grünliche Zerrissenheit der Gletscher und horchte auf den Donner der Lawinen, die über

die Felsen herabstürzten und so klein schienen, daß man wähnte, sie in einem Korb auffangen zu können. Und wieder schaute er hinauf zu den schwarzen Spitzen und Kanten, an denen die Sonne absprang, wie an einer Messerklinge, und er murmelte vor sich hin: „Könnt' ich zwanzig Jahre abschütteln, sie wären mir nicht zu grausig!"

Schon nach wenigen Tagen fühlte er die Wohlthaten des Wanderns. Müde streckte er sich des Abends auf das Lager; aber es war nicht jene Schlaffheit, die wie Blei durch die Adern schleicht und den Schlaf raubt: sie kam mit der Anstrengung und floh im Schlaf wieder, eine natürliche Äußerung des Körpers wie Hunger und Durst. Die Strecken, die die Gesellschaft täglich zurücklegte, wurden immer größer und schon nach etwa zehn Tagen saßen die fünf Gesellen im großen Landhaus zu Saanen, an der Grenze des Greyerzerlandes. Sie waren alle gut gelaunt und thatenlustig. Da kam den beiden Studenten der Gedanke, die Reise mit einer wirklichen Bergtour abzuschließen und den guten Onkel auf das Oldenhorn und die Diablerets zu führen. Sie schilderten ihm, wie stolz es den Menschen mache, seinen Fuß auf eine hohe Bergspitze zu setzen, wie ergreifend es sei, zu den Bergkuppen und Zacken hinüber zu schauen wie zu Brüdern und den Blick hinab zu senden in das schattige Grün der Thäler und hinaus in den blauen Dunst der Ebene. Robert Wunderli sträubte sich lange, noch traute er seiner Kraft nicht recht, aber da ihm auch der Forstmeister zu dem Unternehmen riet, willigte er schließlich ein.

So ging's denn tags drauf dem Oldenhorn zu. Der Onkel war ernst, als hätte es gegolten eine Schlacht zu

schlagen. In Gsteig, dem letzten Pfarrdorf des Thales, nahm man einen Bergführer an, den wackeren, auf den Bergen ergrauten Peter Schneiter, der die Gesellschaft gegen den Col de Pillon und dann links zur Oldenalp emporführen sollte. Oben in der Sennhütte gedachte man die Nacht zu verbringen, um am folgenden Morgen mit frischen Kräften die Spitze zu erklimmen.

Nach einem etwa dreistündigen Marsch erblickten die Wanderer vor sich eine andere Reisegesellschaft; es waren drei Männer und eine Dame, denen ein weiß und grau geflecktes Geißlein auf den Fersen folgte. Die vier wurden bald eingeholt, denn einer, der dickste von ihnen, hatte es gar nicht eilig. Alle fünfzig Schritte hielt er an, zog ein Büchlein aus der Tasche und notierte seine Eindrücke.

Die beiden Karawanen schmolzen unmerklich in eine zusammen und als vor einem steilen Aufstieg der Führer die Seinen sammelte, da scharten sich auch die Fremden um ihn und baten um die Erlaubnis, sich der größeren Schar anschließen zu dürfen, was ihnen gerne gestattet wurde. Nun fing man an hin und her die Fäden anzuknüpfen, was leicht war, da sich die meisten dem Namen nach schon kannten. Besonders der „Dicke" war eine weit im Lande bekannte Person: er war Redakteur einer der größten Zeitungen der Ostschweiz und stellte sich vor als Menageriediener, dessen Aufgabe es sei, täglich zweimal die Hyänen und Bären, Wölfe und Affen, Schlangen und Elefanten abzufüttern. Er bedachte nicht, daß er einen Teil seiner Menagerie eben vor sich hatte.

Er sei ein erbarmenswerter Mann, sagte er, es sei ihm nicht einmal gestattet, vernünftig einen Tag ins blaue hineinzureisen, immer liege ihm sein Feuilleton, immer lägen ihm

die hungernden Augen seiner Hyänen im Sinn, und so komme es, daß er unwillig und beständig schimpfend und wetternd während der Reise einen Zeitungsartikel schreibe. So sehr sei er zur Maschine geworden, daß er meine, die Druckerschwärze würde vor Entsetzen bleich, wenn sie erführe, er hätte einen Tag hinabsinken lassen, ohne die gewohnte Zeilenzahl hingeworfen zu haben.

Der eine seiner Begleiter war Gymnasialprofessor, ein dürres Männchen, mit einem auffallend langen Hals, um den sich ein Kragen aus Cellulose so eng schloß, daß sich das Blut im Kopf fing und staute und die Halsadern weitete. Sonst war nicht viel merkwürdiges an dem Manne.

Neben dem Professor nahm sich der dritte der Männer wie ein Riese aus. Er war Direktor einer Versicherungsgesellschaft, ein stämmiger, auffällig jung gebliebener Fünfziger, dem ein Paar kluger und wohlwollender Augen aus dem Kopfe guckten. Die Dame war Blanka, seine Tochter, in der Fülle des zwanzigsten Sommers stehend, schien sie von der Natur die Gabe erhalten zu haben, beim ersten Anblick zu bestricken.

Die vierfüßige Gefährtin endlich, die Ziege, hatte unten auf einer Matte geweidet, als die Touristen nahten. Sie schien sich gelangweilt zu haben oder von besonders neugieriger Art gewesen zu sein, kurz, als die Fremden nahten, eilte sie ihnen in fröhlichen Sprüngen entgegen, nahm aus der Hand des Menageriedieners ihr Futter, ein Stück Brot, in Empfang, und schloß den freundlichen Mann so fest in ihr Ziegenherz, daß sie ihm nun hartnäckig folgte und durch nichts zur Umkehr zu bewegen war.

Während die beiden Trüppchen in jener ungezwungenen

Weise, deren rechte Heimat das Gebirge ist, miteinander Bekanntschaft machten, benahm sich Ludwig höchst sonderbar. Schon lange hatte er den Direktor und sein Töchterlein, die den ihrigen etwa fünfzig Schritte vorangingen, mit unruhigen und ungewissen Augen gemustert; als sie sich zu den andern gesellten, zuckte er zusammen und über sein Gesicht flog es wie Morgenrot. Einige Augenblicke später sah man ihn an der Halde emporklettern, von Alpenrosenstrauch zu Alpenrosenstrauch, obschon er wußte, daß sie schon lang ihre roten Sträuße in den Wind gestreut hatten.

„Oh, wie rächt sich ein einziges unbedachtes Wort," sagte er zu sich, „und wie launisch sind die Wege des Lebens! Sie führen auseinander und zusammen, wenn man sich's am wenigsten versieht. Wie soll ich mich nun benehmen? Und sie, wie wird sie mir entgegen treten?"

Einen Augenblick wandelte ihn die Lust an, heimlich umzukehren, aber der Gedanke an den ängstlichen Onkel und das Gefühl, daß das feig wäre, hielten ihn zurück. Es dauerte lange, bis er sich's zurecht gelegt hatte. Endlich schob er sich unauffällig und fast unvermerkt in den sich langsam emporschlängelnden Zug, nicht ganz in Blankas Nähe, aber auch nicht allzu ferne von ihr.

Die Thäler füllten sich schon mit Schatten, als die Reisenden Herdengeläute hörten und ihnen der Führer sagte, nun sei das Ziel, die Sennhütte, nah. Die Kühe grasten oben an einer Halde und schauten neugierig zu dem fremden Volk herab, ja einige übermütige Kälber machten kühne Sprünge thalwärts, als wollten sie den Fremden ihr „Gottwilche"[1])

---

[1]) Willkomm.

bringen. Da löste sich unter den Hufen eines dieser Springer ein schwerer Stein los; man sah von unten, wie er erst glitt und dann zu rollen anfing, erst sachte, dann immer schneller, erst am Boden hin, dann in immer kühneren Bogen. „Werft euch zu Boden!“ schrie der Führer.

Aller Augen folgten den Sprüngen des Blockes, angsterfüllte Rufe rangen sich aus den Kehlen, instinktiv legten sich die Hände auf den Kopf, um das Edelste, das man hatte, zu schützen; jeder machte sich so klein als möglich und hätte gewünscht, wie eine Maus in den Boden schlüpfen zu können. — Nun stießen die Vordersten einen Seufzer der Erleichterung aus: der Stein war krachend auf einen anderen geprallt, hatte die Richtung geändert und bedrohte nun die Hintersten.

Dem Erleichterungsseufzer vorn antwortete hinten ein gellender Schrei: es war Jakob Kappeler. Er hatte die Wendung der Dinge auch wahrgenommen und meinte, die Gefahr habe es auf keinen, als auf ihn abgesehen. Er schoß empor, und stürzte sich, ohne zu überlegen, platt auf seinen Vordermann, vielleicht in dem dunkeln Bestreben, das Schicksal diesmal um den Genuß zu bringen, mit ihm, wie gewohnt, allein seinen Schabernack zu treiben: „Will's mich, so soll's auch einen andern dazu nehmen!“ Er hatte sich noch nicht festgebettet, als alles vorbei war. Der Stein sauste hinter dem letzten vorbei, auf das Zicklein zu. Das hatte die Gefahr auch begriffen, that einen kecken Sprung abwärts, aber noch im Flug wurde es von dem grimmigen Stein erfaßt und zerfetzt.

Die ganze Gesellschaft sprang auf, kletterte und kroch und zappelte den Berg hinan, als ob die Hölle ihre Schleusen

dort hinten geöffnet hätte, und keuchend wurde die Sennhütte erstürmt.

Nur einer kam nach einiger Zeit in seinem gewohnten Gang heran. Es war der Forstmeister. In seiner Ruhe stach er von den anderen, die sich von dem Schreck nicht erholen konnten, gar stattlich ab.

Die allgemeine Aufregung legte sich erst, als die Sennen ihren Gästen in kleinen Eimern dampfende Milch vorsetzten und einen Laib Brot und ein schweres Stück Käse von Hand zu Hand gehen ließen.

Etwa um 9 Uhr stieg man auf einem Leiterchen in den Heuboden hinauf; denn Betten gab's in der Hütte nicht. Jeder suchte sich ein Plätzchen aus, bohrte ein Loch ins Heu und kroch hinein, sich mit duftenden Blätter und Halmen warm zudeckend. Für Blanka hatten die Sennen im Wohnraum aus Brettern und Balken eine Bettstatt aufgeschlagen und mit ihren Wolldecken so gut es ging gepolstert.

Unter dem Heuboden war der Stall, mit Kühen und Kälbern gefüllt, und wenn eines der Tiere den Kopf drehte, sei es, um sich mit dem Horn zu kratzen, oder mit der Zunge zu belecken, oder um einer guten Freundin zu bedeuten: „Ich bin auch da, ganz in deiner Nähe!“, da ertönte die ganze Hütte vom Klang der Glocken; denn den ganzen Sommer lang löst man sie dem Vieh nie von den Hälsen. Kaum hatte ein Baß sein langsames, volles: „Glang, glang!“ ertönen lassen, so fiel ein Alt ein: „Tong, tong, tong!“ und darauf ein Sopran mit seinem nervösen: „Gling, gling, gling, gling!“ dem der Baß in seiner ruhigen Art wieder antwortete: „Glang, glang: nur nicht so hastig, Freundchen!“

Wer an diese Glockenunterhaltung nicht gewöhnt ist,

hat ein schlimmes Stück Arbeit, bis er den Schlaf gefunden hat. Auch verriet das Rascheln im Heu, daß die Touristen alle nach Schlummer rangen. Von der Stelle jedoch, wo der Führer und die Sennen ruhten, erklang jener langsame, tönende Atem, auf dessen Schwingen die Müdigkeit aus dem Leibe getragen wird.

Nur einer aus der Gesellschaft wünschte sich keinen Schlaf. Es war Ludwig, dem quälende, aber auch süße Gedanken die Zeit ausfüllten. Welche Wonne, mit der unter einem Dache zu weilen, die er liebte mit jeder Faser seines schwärmerischen Herzens; peinigend nur die Gewißheit: sie ist für dich dahin! Er trug alle Einzelheiten seiner Liebesgeschichte zusammen, um die schöne Zeit noch einmal durchzukosten.

Im Januar, auf einem akademischen Balle, hatte er sie zum erstenmal gesehen. Sie war viel umschwärmt und es wäre ihm nicht gelungen, sich ihr zu nähern, wenn nicht der Cotillon es gütig mit ihm gemeint hätte. Zum Dank tanzte er ihn so schlecht wie noch nie, denn seine Augen hingen an der Tänzerin seines Nachbars. Wie leicht und geschmeidig es ihr von statten ging; jede Stellung, jede Bewegung so natürlich und darum so anmutig, und das Auge so froh, wie von der Musik in himmlische Sphären entrückt und das Wort, das sie dann und wann sprach, so glockentönig. Als Ludwig sich in jener Nacht auf sein Lager ausstreckte, rannen ihm die Thränen aus den Augen und es war ihm unendlich weh im Herzen. Wie sehnte er sich nach dem nächsten Ball, dem letzten des Winters. Sie war wieder da und diesmal gelang es ihm mehrmals, sie zum Tanz zu führen. Und sie war freundlich zu ihm, und als sie mit ihrer Mutter

den Saal verließ, reichte sie ihm im Vorbeigehen die Hand und schenkte ihm, wie er meinte, einen gar gnädigen Blick.

Er hatte im Frühjahr eine deutsche Universität beziehen wollen, nun gab er den Plan auf. Das Sommersemester ward für ihn eine hoffnungsreiche Zeit. Er wußte es zu fügen, daß er öfter mit Blanka zusammentraf und dem Mädchen schien seine Gesellschaft nicht lästig zu sein, so daß er unter Kameraden eine etwas beneidete und befehdete Größe wurde.

Das kränkte ihn nicht sehr, war es ihm doch ein untrüglicher Beweis seines Erfolges. In seinen Träumen führte er Blanka schon zum Altar, er besang sie in überschwänglichen Reimen, und wo er stand und ging, schwebte ihr Bild auf Engelflügeln um ihn. Ja, der Schwärmer betrachtete sie schon so zuversichtlich als die Seine, daß ihm oft das Wörtchen „du“ auf der Zunge schwebte, wenn er mit ihr sprach.

Die größten Erwartungen knüpfte Ludwig an das Waldfest, das die Studentenverbindung, der er angehörte, jedes Jahr im Juli veranstaltete und wo auf einer reizend gelegenen Waldwiese bei Wein und Gesang getanzt und geschwärmt wurde. Unter den eingeladenen Damen befand sich auch Blanka. Aber es ging Ludwig, wie es im Leben gar zu häufig geht: die Würfel, auf die man am besten hofft, sind die falschesten: er wurde seiner Geliebten nicht froh an jenem Tage, es hatte sich alles gegen ihn verschworen!

Es blieb ihm nur noch eine Hoffnung: es war Brauch, beim Waldfest in vorgerückter Stunde Tänzer und Tänzerinnen durch den Zufall oder das Glück zusammenzuführen. Man stattete zwei Körbchen ganz gleich mit allerhand Abzeichen

aus, mit Sternen, Schmetterlingen, Orden, Kreuzen, Schleifen, bot dann das eine Körbchen unter den Damen, das andere unter den Herren herum und die das gleiche Zeichen herausgriffen, sollten für den Rest des Abends zusammengehören.

Ludwig griff eine weiße Rosette heraus und suchte nun mit pochendem Herzen die Gefährtin dazu. Und sieh! dort heftete eben Blanka das gesuchte Zeichen an die Brust. Er wußte nicht mehr, was er that, er stürzte auf sie zu und rief im Jubel seiner stürmischen Brust: „Du gehörst mir!"

Es entstand eine Aufregung: „Was? Ihr seid auf du und du?" Blanka, glühend übergossen, fuhr den Armen an: „Hab' ich Ihnen je Gelegenheit geboten, mich so anzureden? Sprechen Sie!"

Ihm war, er erhalte einen Keulenschlag. Er bedurfte eine geraume Weile, um sich seines Fehlers bewußt zu werden.

„Nun, haben Sie keine Antwort auf meine Frage?"

„Es war lauter Mutwille," stammelte er endlich.

„Ich ersuche Sie, mich in Zukunft mit Ihrem Mutwillen zu verschonen!" — Das Wort war scharf wie eine Messerklinge.

Ludwig hörte Gekicher hinter und neben sich und stahl sich davon.

Am Tage darauf verließ er die Universitätsstadt und kehrte in die Heimat zurück. Sein Mütterchen, der Onkel und Franz fanden ihn sehr verändert, es war, wie wenn ein Trauerflor sich über das schwärmerische Antlitz gelegt hätte.

Ludwig hatte von der Reise mit dem Onkel Linderung seines Schmerzes gehofft, und nun? Fast dünkte ihn, sein Bruder habe recht mit seiner traurigen Theorie und der Mensch sei nichts als ein eitler Gummiball, der fliegt, wie

ihn eine fremde Hand geworfen und wie ihn der Wind jagt.

Was ihn besonders untröstlich machte, war, daß Blanka ihm den ganzen Abend geflissentlich ausgewichen war. Es war klar: sie grollte noch wie am ersten Tage. War es denn so gar schlimm, was er begangen hatte? Ihn dünkte nicht, aber sie mochte anderer Meinung sein.

Die Nacht verging langsam. Unten erschallte unermüdlich das Glang! und Tong! und Gling, Gling! oben raschelte im Heu die ungeduldige, nervöse Schlafsucht. Da, es mochte etwa 3 Uhr sein, zuckte ein Schein durch die Spalten des Gebälks und fuhr es über die Hütte weg wie ein grimmiges Knurren. Gleich darauf fing der Wind an, auf den Fugen der Hütte zu musizieren, wie auf einer Querpfeife und schwere Regentropfen trommelten, tap, tap, tap, auf den dürren Schindeln. Blitz und Donner wiederholten sich und das Dach begann zu rauschen wie unter einem Wasserfall. Das Heu wurde lebendig und hub an in abgebrochenen Sätzen zu klagen und zu ächzen, zu fragen und zu vermuten. Der Führer stieg die Leiter herunter, öffnete die Thüre und streckte den Kopf hinaus.

„Wie steht's Peter?“ fragten alle wie einer.

„Nicht gut; bleibt nur ruhig liegen.“

Das Heu wurde wieder ruhiger, Regen, Wind und Donner musizierten lustig weiter und als sie endlich in ihren Weisen etwas sanfter wurden, drang der Tag wie mit grauen Messerklingen durch das Holzwerk in den düstern Heuboden. Man erhob sich, stieg herab und durch die Thüröffnung streckten sich lange, übernächtige Gesichter in den dichten Nebel hinaus, der die Hütte einhüllte.

„Was ist zu thun, Peter?“

„Warten, bis es besser wird. Bei dem Wetter können wir weder hinauf noch hinunter.“ Sprach's, zog seine Pfeife aus der Tasche und fing an mächtige Rauchwolken in den Nebel hinauszublasen, als wäre dessen noch nicht genug gewesen, und doch war er so dick, daß man glaubte, ihn wie Käse mit dem Messer abschneiden zu können.

Die Reisenden standen und saßen und kauerten mißmutig in dem niederen rußigen Raume und sprachen kaum ein Wort. Ludwig suchte sich in Blankas Nähe anzusiedeln, sie aber vereitelte seine Absicht. Auch durch das Frühstück, das die Sennen bereiteten, wurde die allgemeine Stimmung nicht besser. Eine Stunde, zwei Stunden ungeduldigen Wartens verstrichen und immer noch dichtete sich der Nebel um die Hütte und machte sogar Anstrengung in dieselbe einzudringen, und immer noch blies Peter Schneiter mit entsetzlicher Seelenruhe seinen Rauch in die graue Hülle hinaus.

„Ihr tragt Wasser in den Rhein, Peter!“ rief ihm der Onkel Wunderli zu; er aber lächelte ruhig in seinen grauen Bart und blies nach wie vor.

Am meisten schien sich der dicke Redakteur zu langweilen; er stampfte in der Hütte umher, wie ein Eisbär in seinem Zwinger. Endlich faßte er einen schweren Holzklotz an und rollte ihn in die Nähe der Thüre.

„Ich halte das nicht aus,“ sagte er. „Zum Glück hab' ich für solche Fälle vorgesorgt.“

Er griff in seine Rückentasche, deren mächtige Rundung seinen Gefährten längst aufgefallen war, zog einen großen papierenen Kram daraus hervor und fing an darin zu blättern.

„Was haben Sie da?"

„Manuskripte sind's für mein Feuilleton. Ich will einmal sehen, wie sich die Redaktionsarbeit in einer Sennhütte anläßt."

Damit fing er an seine Handschrift zu überfliegen. Da machte sich Blanka an ihn heran: „Wir langweilen uns alle so schrecklich", sagte sie, „mich dünkt, Sie würden den meisten von uns, vielleicht allen, einen großen Gefallen erweisen, wenn sie Ihre Geschichte, oder was es sein mag, laut vorläsen."

„Ein trefflicher Einfall!" rief es von allen Seiten. „Ja, Herr Redakteur, thun Sie uns den Gefallen!"

Er ließ sich nicht bitten und fing also zu lesen an:

Wenn's lenzt.

I.

„Na, Konrad!“ klang es durch die halbgeöffnete Küchenthüre in die Scheune hinaus.

„Was soll ich, Mutter?“

„Wie lange willst du noch auf dem Heuboden herumstöbern? Du solltest schon lang an der „Gant“ [1]) sein. Im „Unterhaus“ stehen die Leute schon so dicht wie Kresse!“

„Ich mag nicht hinuntergehen.“

„So, so, du magst nicht! So ist heutzutage das junge Volk: es mag nicht! Ihr meint wohl, das Glück müsse selber die Stiefel anziehen und euch nachlaufen, ihr . . .

„Du sprichst, als ob man an der Gant für jeden Fünfer einen Franken kriege!“

„Ist's kein großer „Schick“ [2]), so ist's vielleicht ein kleiner und dazu soll man die Schuhsohlen nicht sparen!“

„Was soll ich ‚kramen‘? Ich wüßte wahrhaftig nichts!“

„Geh' erst, du wirst dann schon sehen, was wir etwa brauchen können. Heugabeln, Rechen, Kärste, Hauen, Sensen-

---

[1]) Auktion.

[2]) Guter Handel.

bäume, Wetzsteine, das wird gewöhnlich halb geschenkt losgeschlagen. Und dann die neue Weintanse, die ihnen der Küfer letzten Herbst gemacht hat . . . Hä? sind das nicht Sachen, die man immer brauchen kann? Steh'n sie auch ein Jahr oder zwei müßig herum, was schadet's? Einmal ist man doch froh d'rüber! Geh' jetzt! aber kaufe nichts zu teuer und laß' dich nicht hetzen!"

Die Küchenthüre schloß sich wieder; Konrad stieg auf einer kurzen Leiter vom Heuboden in die Tenne hinunter, griff nach einer Gabel und machte aus dem Heuhaufen, den er hinuntergeworfen hatte, längs der Wand einen duftenden Wall. Dann hängte er die Gabel an einen hölzernen Nagel, nahm einen Besen aus Birkenreisern aus einem Winkel hervor und kehrte die Tenne, bis sie sauber aussah wie eine Stube. Nachdem das Werk gethan war, stand er ein Weilchen ratlos bei seinem Heuwall und kratzte sich hinter den Ohren; hierauf trat er durch das Thürchen, das von der Tenne in den Stall führte, um nachzusehen, ob das Vieh seine Ordnung habe. Vorn lagen die Ochsen, in der Mitte die Kühe und zu hinterst in dem niederen, von zwei kleinen Fenstern dürftig erhellten Raum die Kälber. Alle käuten wieder mit regelmäßigem, dumpfem Geräusch, von Zeit zu Zeit einen Augenblick innehaltend, um den fein geriebenen Bissen hinunterzuschlucken und mit gurgelndem Ton einen neuen aus dem satten Magen heraufzuschaffen, und das eine oder andere Stück dehnte sich zuweilen in der Behaglichkeit der Verdauung und pustete dabei wie eine Baßtrompete. Konrad ging den Stall entlang und brummte vor sich hin: „Alle strecken die Beine nach der gleichen Seite, das schöne Wetter wird nicht lange währen!"

Hinten im Stall war ein Kalb noch nicht zur Ruhe gekommen, weil sein selbstsüchtiger Nachbar sich der Krippe entlang ausgestreckt hatte und so den Platz verlegte, der für zwei ausreichen sollte. Der in seinen Rechten Verkürzte stand traurig da, muhte mit klagender Stimme, als Konrad ihm näher trat und streckte ihm den Kopf entgegen. Der junge Bauer verstand des armen Viehes Sprache, trat zu ihm hin und kratzte ihm begütigend das Fell unter der Schnauze, was dem anderen unsäglich wohlzuthun schien. Es hätte gern die freundliche Hand beleckt, aber Konrad, ohne auf die Liebkosungen zu warten, setzte sich auf eine Strohwelle, die da lag, und schien mit seinem Entschluß nicht ins Reine zu kommen. Endlich sagte er halblaut: „Ich mag den Jammer da unten nicht mit ansehen."

In diesem Augenblicke hörte er die Küchenthüre knarren und gleich darauf erklang die Stimme seiner Mutter wieder: „Konrad!"

Er gab keine Antwort. — „Konrad! Konrad! wo steckst du denn schon wieder!"

„Was giebt's?" rief er unwillig.

„So thu' doch endlich, was ich dir sagte! Du glaubst wohl gar, man warte mit dem Ganten, bis es dir gefällt zu kommen. Was wird der Ätti sagen, wenn er heimkommt und du hast nicht einmal die neue Weintanse erstanden! Du hast immer etwas Eigenes und willst nicht sein, wie andere Leute."

Konrad erhob sich noch nicht von seiner Strohwelle und begnügte sich, unwirsch den braunen Kopf zu schütteln. Als er wieder ein Weilchen gesessen hatte, hörte er seine Mutter die kleine Treppe herabsteigen, die von der Küche in die

Tenne führte, und bald darauf trat sie in den Stall. Da sie ihren eigensinnigen Jungen in dem Halbdunkel nicht gleich erblickte, rief sie: „Wo bist du? Ich bringe dir da deinen Barchentrock; zieh' ihn weidlich an und nun lüpf' die Beine!“

Konrad sah, daß nun kein Entrinnen mehr war, denn seine Mutter machte nicht Miene, unverrichteter Sache in die Küche zurückzukehren, und so schlüpfte er bedächtig in den Kittel.

Er ging vor der Mutter her aus dem Stall und verließ das Haus. Draußen schwirrten die Schwalben durch die frühlingsblaue Luft, und wenn sie an ihrem Nest vorbeiflogen, das an einem Dachsparren angeklebt war, kreischten sie wie Kinder beim übermütigen Spiel. Konrad that diese jubelnde, schreiende Lust in den Ohren weh und weh in den Augen that ihm das Sonnenlicht, das in warmen Fluten das Land überschwemmte. Denn so ist einmal der Mensch: kann er selbst nicht lustig und vergnügt sein, so meint er, die ganze Welt sollte eine Leichenbittermiene machen.

Konrad hatte keinen weiten Weg zu machen, denn auf dem Wieshof liegen die Dinge nicht weit auseinander: das Gehöft besteht nur aus ein paar Häusern, um die sich ein dichter Obstbaumwald schließt und ängstlich darüber wacht, daß keines sich zu weit vom anderen entfernt. Solcher Höfe giebt es in jener Gegend etwa zwanzig; sie liegen, wie von einem Sturm hingefegt, zerstreut auf den Hügeln und in den Thälchen, so daß eine starke Stimme von einem zum anderen dringt. Alle zusammen bilden ein Gemeinwesen, das man die Hofgemeinde nennt; das Dorf mit der Kirche ist drunten im Thal, etwa eine Stunde entfernt, und nur wenn der

Wind gut gelaunt ist, trägt er das Glockengeläute hinauf zu der zersprengten Häuserherde der Höfe.

Als Konrad etwa 50 Schritte gethan hatte, kam er bei dem sogenannten „Unterhause“ an, in welchem die Steigerung stattfand. Um den Leuten nicht in die Augen zu fallen und beim Eintreten möglichst wenig beachtet zu werden, nahm er seinen Gang um das Haus herum, um von hinten in die Tenne zu treten, in der die Leute versammelt waren. Wie er aber um die Hausecke bog, gewahrte er jemand, der das Gesicht an das Scheunenthor lehnte, und er blieb stehen. Es war der Kellerjokel, der Nachbar, dessen Habe eben aus seinen Händen in hundert andere wanderte. Er hatte Konrads Schritte offenbar nicht gehört und guckte durch ein Loch, das durch das Herausbröckeln eines Astes entstanden war, unverwandt in die Tenne hinein. Konrad sah, wie es ihn jedesmal durchzuckte, wenn drinnen ein Gegenstand losgeschlagen wurde: wie viel Schweiß hatte er es sich kosten lassen, um seine Habe Stück um Stück zusammenzubringen und jetzt riß man sie ihm gefühllos aus den Händen und warf sie zu Schleuderpreisen den Leuten vor die Füße: arme Sense, arme Säge, arme Schaufel, wirst du dem Eichjörli und dem Tobelfelix auch wieder sein, was du dem Kellerjakob warst: ein Fetzen seines Leibes und ein Stück seines Lebens, weil erworben mit seiner Arme Rührsamkeit und seines ganzen Lebens Mühen? Denn er hatte gearbeitet und sich geschunden, der gute Jakob; aber was half's? Er hatte das Heimwesen vor fünfundzwanzig Jahren gekauft, zu einer Zeit, als die Güter sehr hoch im Preise standen, und wenn er auch etwas Erspartes in den Hof stecken konnte, so war er doch in der Klemme und es wollte ihm nie recht wohl

werden. Vor einigen Jahren brach dann noch das Unglück in seinen Stall ein: in einem Jahre standen ihm drei Kühe um und er wußte nicht, wie die Lücken wieder füllen. Da trat einmal ein Männlein mit gutmütigen, frommen Augen, lächelnden Backen und einer krummen Nase zu ihm in den Stall, als er eben schweren Herzens den stark gelichteten Viehstand fütterte, und ließ sich sein Unglück erzählen. Es war der Viehhändler Guggenheim, der pfiffigste Kumpan im ganzen Aargau. Der gute Jakob schüttete sein Herz aus und die freundliche Teilnahme des Männleins im blauen Überhemd that ihm wohl wie Balsam. Als er sein Leid geklagt hatte, drückte ihm Guggenheim mitleidig die Hand und entfernte sich; aber draußen auf dem Platze blieb er stehen und schien etwas zu überlegen, und als der Entschluß gefaßt war, kehrte er mit hastigen Schritten zu Jakob zurück, der unter der Stallthüre stehen geblieben war, und sagte zu ihm, er könne ihn nicht in der mißlichen Lage lassen, er wolle ihn aus der Enge ziehen, wenn es ihm so recht sei; für einen anderen thäte er es nicht, aber er sehe, daß ihm das Unglück auch gar zu schlimm mitgespielt habe und schließlich habe er auch ein christliches Gewissen. Jakob wollte sich freilich helfen lassen und sah erst nachher, daß er sich dem Teufel verschrieben hatte. Denn nun wanderte in ein paar Jahren sein ganzes Gut in den Sack des Männchens mit den gutmütigen, frommen Augen. Jakob aber ließ keinen seiner Nachbarn in seine Not hineingucken, weil er sich schämte; die Nachbarn aber sagten auch nichts und halfen dem Bedrängten weder mit Rat noch mit That, obschon sie mit ihren gleichgültig scheinenden Augen gar wohl sahen, daß es mit ihm rasch bergab ging.

So ist der Bauer auf jenen Höfen: es ist eine stolze, unabhängige Rasse: jeder lebt für sich, sorgt für sich und behilft sich selbst; er scheut es wie Gift, von seinem Nachbar Hilfe zu verlangen und erwartet, daß die anderen es ebenso halten.

Lieber den Acker ungepflügt lassen, wenn das Zugvieh nicht ausreicht, als den Nachbar bitten: „Sei so gut und leih' mir einen Ochsen!" Lieber einen Tag lang kein Brot essen, als zur Nachbarin sagen: „Wir sind mit dem Brot zu Ende und der Müller hat uns im Stich gelassen, leih' mir einen Laib bis morgen, da werd' ich backen!" So kommt es, daß auf diesen entlegenen Höfen, wo man erwarten würde, daß die Leute notgedrungen zu einander hielten, der Verkehr zwischen den verschiedenen Haushaltungen nicht viel über „Guten Tag", „Grüß Gott" und „Gute Nacht" hinausgeht. Ja, im Vertrauen auf die eigene Kraft und die erprobte Selbständigkeit, besinnt man sich gar nicht lange, dem Nachbar einen Fluch ins Gesicht zu schleudern oder ihm den Friedensrichter auf den Nacken zu laden, wenn man findet, er habe das Wasser von seiner Wiese dahin geleitet, wohin er nicht durfte, oder von einem Markstein zum andern, zu seinen Gunsten natürlich, mit dem Pflug eine krumme Furche gezogen, oder im Wald einen Baum gefällt, der auf der Marklinie stand.

Zu diesem unabhängigen und streitbaren Schlage paßte der Jakob nicht; er war im Dorf aufgewachsen und auf den Höfen in zwanzig Jahren nicht heimisch geworden und fühlte wohl, daß er sich unter seinen Nachbarn ausnahm wie die Meise unter den Spatzen. Und nun mußte er sehen, wie sie seine sauer erworbene Habe unter sich teilten und dabei

lachten und schlechte Witze machten: oh, das wollte ihm schier das Herz abdrücken. Er hatte der Gant fern bleiben wollen, aber er hielt es nicht aus, er mußte seinen Äxten und Kärsten, seinem Pflug und seinen Eggen noch einen letzten Blick geben und so hatte er sich, wie gebannt, an das hintere Scheunenthor gestellt, wo er durch das Loch alles sehen konnte, ohne selber beobachtet zu werden, wie er wähnte.

Konrad sah ihm ein Weilchen zu und erriet, was in ihm vorging. Da er bemerkte, wie er sich manchmal mit dem Daumen über die Augen und die Backen strich, um deutlicher zu sehen, packte ihn das Mitleid und er wäre gern zu ihm hingegangen, um ihm ein Wort des Trostes zu sagen, hatte er doch den guten Mann immer wohl gemocht. Gleich aber wurde der Bauer wieder Herr in ihm, der Hofbauer, der in Thränen nichts als eine lächerliche Schwäche sieht; um den Jakob nicht zu demütigen, schlich er sich still und ungesehen davon, indem er leise zu sich sagte: „Er ist halt kein Mann, der Kellerjakob, er ist halt kein Mann."

Konrad trat nun von der vorderen Seite in die Tenne. Der Raum war fast ganz mit Leuten gefüllt, alle Bauern der Hofgemeinde waren da, oder hatten doch ihren ältesten Buben geschickt. Mitten in der Tenne, auf einem klotzigen Tische stand der Weibel, kenntlich an dem schweren, kupfernen „Gemeindeschild", den er auf der Brust trug, und an der aus blauem Militärtuch verfertigten Kappe. Zu seinen Füßen standen ein Glas und eine große Flasche, die mit kristallklarem „Birnenmost" noch bis zur Hälfte gefüllt war. An dem gleichen Tisch auf Stühlen saßen der Gemeindeammann und ein Mitglied des Gemeinderates; die hatten eine Flasche Rotwein vor sich und tranken aus dem gleichen

Glase. Die beiden überwachten die „Gant“ und trugen die Käufe in ein Buch ein.

Die größeren Gegenstände, wie Wagen, Pflug und Eggen waren schon versteigert, übrig blieben nur noch der Hausrat und die leichteren Geräte. Diese lagen zum größten Teil auf dem sonst ganz leeren Heuboden und der Wächter bot eines nach dem anderen dem Weibel herunter. Eben reichte er ihm ein Viehgeschirr; der Weibel nahm es in die rechte Hand, hob es in die Höhe und rief mit seiner schon etwas heiseren Stimme:

„Da ist ein Viehg'schirr! was ist das wert?“ wobei er den Hauptton auf „das“ fallen ließ.

Einige Bauern traten näher, musterten das Joch, die Stricke, die Schnallen und die ledernen Riemen und traten dann wieder in den Haufen zurück. Da niemand sich vernehmen ließ, rief der Weibel wieder: „Ist das nüt (nichts) wert?“

Da tönte eine dünne Stimme aus der Menge: „Einen Franken!“

Der Weibel wiederholte: „Einen Franken zum ersten! einen Franken!“

Wieder klang es aus dem Knäul der Bauern: „Zwei Franken!“

Der Weibel: „Zwei Franken zum andernmal, zwei Franken!“

Einer aus der Menge: „Drei Franken!“

Der Weibel: „Drei Franken zum ersten, drei Franken.“

So stiegen die Angebote ziemlich rasch bis zu fünf Franken, denn daß das Viehgeschirr unter Brüdern seine sieben oder auch acht Franken wert war, sah jeder. Von

fünf Franken an aber wurden die Bauern behutsam, sie überboten sich nur um zehn, höchstens zwanzig Rappen, denn um einen „Schick“ zu machen, muß man thun wie die Katze beim Mausen: gut passen, wenig gehen und mit der Tatze zur rechten Zeit drauf!

Das Viehgeschirr hatte besonders zwei Liebhaber, die sich gegenseitig den Preis in die Höhe trieben. Als der Weibel von seinem Tisch herunterrief:

„Sechs Franken fünfzig zum andernmal,“ raunte Klaus, der eben geboten hatte, dem anderen zu:

„'s kommt ja noch eins auf die Gant!“

Der Angeredete zwinkerte mit den Augen, zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe und bot nicht mehr. Ein dritter aber hatte die Abmachung der beiden beobachtet und, um Klaus zu ärgern, bot er sechs Franken sechzig. Klaus suchte den neuen Nebenbuhler mit den Augen und rief dann dem Weibel zu: „Ich halte sechs Franken sechzig!“ den Störenfried aber schrie er an: „Und du Hans, magst dein Maul halten!“ Die Umstehenden fanden das lustig und lachten so laut, daß der Weibel Mühe hatte, mit seiner Stimme durchzudringen: „Sechs Franken sechzig ist gehalten!“

Der boshafte Spielverderber, durch das Gelächter gereizt, wollte sich rächen und die Rachsucht war so stark in ihm, daß sie seinen Bauerngeiz überwand: er bot sieben Franken fünfzig für das Geschirr, eine kühne That in den Augen der Bauern, die nun neugierig und verschmitzt nach Klaus guckten. Der machte ein verlegenes Gesicht, warf einen raschen Blick auf den umstrittenen Gegenstand und, man sah es ihm an, der Spaß war ihm gründlich versalzen. Wie man aber um ihn zu kichern begann, faßte auch er

einen heroischen Entschluß und rief: „Sieben Franken siebzig!“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Sieben Franken neunzig!“

„Und ich halte!“

„Acht Franken zehn!“

„Und ich halte!“

So trieben sie es bis neun Franken fünfzig. Bei jedem neuen Angebot rief ein altes dürres Männchen den beiden zu: „So ist's recht! Haut einander!“ und kicherte dabei ganz glückselig, und schüttelte sein Zwerchfell bis er einen Hustenanfall kriegte, so daß auch ihm der Spaß verdorben war. Endlich kam Klaus zur Besinnung, sein „Ich halte!“ blieb aus und unter allgemeiner Stille rief der Weibel: „Neun Franken fünfzig zum erstenmal! Neun Franken fünfzig zum ... zum ... zum zweiten und zum ... zum ... dritten.“

Wer nun ein dummes Gesicht machte, das war Hans, der das Geschirr eigentlich gar nicht begehrt hatte und jetzt einsah, daß er nichts weniger als einen „Schick“ gemacht habe. Die Einsicht seiner Dummheit lähmte seinen Witz dermaßen, daß er nicht einmal gute Miene zum bösen Spiel machen konnte. Der Weibel streckte ihm den Kram entgegen, er aber brummte: „Ich mag den Fluch nicht!“ Da langte Klaus danach und legte das Joch dem Käufer unsanft auf die Schultern, wobei er laut in die Menge rief: „Ich will ihm das Viehgeschirr gleich anlegen, es steht ihm besser als sein Kittel!“

Die Bauern schüttelten sich vor Lachen, Hans aber wurde rot wie ein Hahnenkamm, warf das Geschirr über

die Köpfe hinweg an die Wand und drang mit der Faust auf Klaus ein. Da erhob sich der Gemeindeammann, fuchtelte mit einer Schelle in der Luft herum und sein Instrument gellte so gebieterisch, daß die beiden voneinanderließen. Darauf nahm die „Gant" wieder ihren gewöhnlichen Gang. Konrad stand wie ein Träumer unter seinen Nachbarn, die Mutter hatte Recht, er war nicht wie die anderen, er sann an alles, nur nicht an einen „Schick". Von Zeit zu Zeit hefteten sich seine Blicke an das hintere Scheunenthor. Es berührte den Boden nicht ganz und er sah deutlich den Schatten von zwei Füßen, zwei dunkle, unbewegliche Flecke, und weiter oben glänzte etwas durch das Brett des Thores: ein lauerndes, feuchtes Auge, das die Bilder der entfliehenden Habseligkeiten aufnehmen wollte als ewiges Andenken, der Linse eines Photographenapparates vergleichbar.

Konrad mußte ganz vergessen haben, zu was er hergekommen war. Der Weibel rief nacheinander Heugabeln, Rechen, Schaufeln, Kübel zum Verkauf aus, er schien nichts zu hören, er hörte es auch nicht, als es vom Tisch herunterkreischte: „Da ist eine Weintanse, was ist die wert?" Erst als der Weibel mit den Worten: „und zum dritten" das Gefäß senkte, um es dem Meistbietenden zu übergeben, fielen Konrads Blicke darauf und er besann sich rasch seines Auftrages, spürte in seinen Ohren noch die unbewußt aufgefangenen Zahlen auf und rief, als schon der neue Eigentümer die Tanse faßte: „Sieben Franken siebzig!"

Man drehte sich nach ihm und lachte; Konrad aber verkroch sich in den Haufen. Da stieß er auf den Mann mit der Tanse und, um seinen Fehler wieder gut zu machen, oder doch wenigstens den Vorwürfen der Mutter zu entgehen,

ließ er sich mit ihm in ein Feilschen ein und erstand schließlich die Tanse, indem er zum Verkaufspreis noch zwei Fränklein legte. Das war kein „Schick.“

Allmählich wurde die Heudiele leer; Kellerjokels Geräte waren Stück um Stück in die Hände des Weibels und aus diesen in hundert andere geglitten. Der Gemeideammann verkündete, daß nach einer kurzen Pause der Hausrat an die Reihe komme. Die Tische, Stühle, Schränke und Betten, die Pfannen und Töpfe, Schüsseln und Teller waren alle in der neben der Tenne liegenden Küche aufgespeichert, bunt durcheinander wie sich's traf, und wurden vom Wächter herausgeboten. Nun erschienen auch Frauen auf dem Platze und unter ihnen eine mit roten Augen, die den Nacken bog und nicht aufzublicken wagte: das war Kellerjokels Frau, die Züsi. Sie hatte, ehe sie heiratete, als Magd gedient. Was sie da mühsam ersparte, hatte sie auf die Sparkasse getragen und mit dem Sümmchen, das in den 25 Jahren ordentlich gewachsen war, sollten nun aus dem Schiffbruch einige Trümmer, das Allernotwendigste, gerettet werden. Wurde ein Gegenstand ausgerufen, der ihr unentbehrlich schien, so that Züsi gleich das erste Gebot, mit schüchterner, kaum vernehmlicher Stimme. Die anderen Käufer wollten ihr nicht weh thun und überboten sie gewöhnlich nicht, ja eine gutmütige dicke Bäuerin flüsterte ihr ein paar Mal ins Ohr: „Bietet doch nicht so viel für den Kram, Ihr kriegt ihn ja gleichwohl!“ Züsi aber bot, was ihr recht schien und was sie vorher mit ihrem Jakob ausgemacht hatte. Dabei schrieb sie alles mit einem Stück Kreide auf die Küchenthüre, denn sie wollte nicht mehr kaufen als sie bezahlen konnte. Der Gemeindeammann, der sie beobachtete, sagte zu seinem Nachbar:

„Hätte die Züsi in dem Haus die Stiefel getragen, es wär' nicht zu dem gekommen.“

Das letzte Stück war aus der Küche in die Tenne hinausgereicht worden; die Gant schien beendigt zu sein und schon schickte sich der eine und der andere an, was er gekauft hatte auf die eckigen Schultern zu laden und den Heimweg anzutreten. Da durchlief der Gemeindeammann seinen Rodel und sagte nach einigem Zögern: „Es fehlt noch ein Bett, wo mag das sein, Züsi?“

Züsi besann sich ein Weilchen, dann sah man, wie es sie schmerzlich durchfuhr: „Herrje, jetzt hab' ich das vergessen!“

„Wo ist es?“ fragte der Beamte.

„In der Stube,“ schluchzte Züsi und eilte in die Küche und von da in den Wohnraum.

Der Gemeindeammann meinte wohl, sie habe das Bett verheimlichen wollen und sagte leise zu seinem Nachbar: „Es thut mir leid um die Frau, aber ich könnt's nicht verantworten: wir müssen das Bett auf die Gant bringen.“

Der andere nickte.

„Holen zwei oder drei das Bett heraus!“

Zwei Männer traten mit dem Wächter in die Stube. Da sie drinnen etwas lange säumten, fiel es dem Weibel, der schon etwas tief in sein Mostglas geguckt hatte, ein, er könnte das Publikum unterdessen ein wenig unterhalten. Er ergriff die Flasche, die auf dem Tische stand, und hob sie mit der etwas zitternden Rechten in die Höhe. Man hatte sie eben wieder mit dem hellen, grünlichgelben Tranke gefüllt.

„Da ist e Guttere[1])! Was ist d i e wert? Ist die nüt wert?"

„Mit dem, was drin ist?" fragte einer aus dem Haufen.

„Mit dem, was drin ist," bestätigte der Weibel.

„Fünfzig Rappen!" rief eine Stimme.

„Fünfzig Rappen zum erstenmal, fünfzig Rappen!" kreischte der Weibel. Dann setzte er die Flasche an den Mund und trank daraus bedächtig und in langen Zügen, mit den Augen blinzelnd, um die Wirkung seines Scherzes zu kontrollieren. Die Bauern begriffen ihn und lachten; er aber setzte ab, schnitt ein möglichst ernstes Gesicht und rief: „Fünfzig Rappen zum ersten und was zum zweiten?"

„Vierzig Rappen!"

Der Weibel verkündete das zweite Angebot, setzte wiederum die Flasche an und erneuerte die Heiterkeit der Bauern, die noch nie gesehen hatten, daß das zweite Angebot niedriger war als das erste.

„Was ist die ‚Guttere' jetzt wert?"

„Dreißig Rappen!"

So ging es weiter, der Preis der Flasche nahm ab mit ihrem Inhalt und war endlich bei fünfzehn Rappen angelangt. Die „Guttere" war leer, der Weibel aber hatte sich mehr zugemutet, als er vertrug und als er die Flasche mit den Worten: „Fünfzehn Rappen zum ersten, zweiten und . . . und . . . zum . . . dritten" dem Käufer übergeben wollte, entfiel sie seiner Hand und ging auf dem harten Boden der Tenne klirrend in Scherben. Die Bauern wanden

---

[1]) Eine Flasche.

sich vor Lachen ob dem Spaß; der Weibel aber, der auf dem hohen Standpunkt zu schwanken anfing, sah ernsthaft aus, denn nun kam ihm die Überlegung, daß er die Flasche vielleicht selber bezahlen müsse und fünfzehn Rappen seines Taglohnes „verunschickt“ habe. Dieser Gedanke dämpfte seinen Rausch etwas, er stieg vom Tische herunter, nicht ohne Anstrengung und Fehltritte; dann, sich zum Gemeindeammann wendend, stammelte er: „Kommt das Bett nicht zum Weibel, so geht der Weibel zum Bett.“ Sprach's und wankte in die Küche und von da in die Stube. Ein Teil der Anwesenden folgten ihm, mehr aus Neugierde, als aus Kauflust; die anderen blieben schwatzend in der Tenne oder traten den Heimweg an. Konrad schloß sich dem Weibel an. Als er ins Stübchen trat und sich umsah, entfuhr ihm ein Ausruf des Schreckens: „Ums Himmels willen!“

Dort in der Ecke stand das Bett, daran saß, das Gesicht ins Kissen gedrückt, die Züsi und schluchzte, daß es sie schüttelte; darin aber lag Pauline, Jakobs einziges Kind, und suchte sich emporzurichten mit den abgemagerten Armen, erschreckt durch das Nahen so vieler Leute. „Ums Himmels willen!“ wiederholte Konrad halblaut, „sie stirbt ja!“ Er hätte auf das Bett losstürzen mögen und schreien: „Pauline, meine Pauline!“ aber die Erziehung auf den Höfen sorgt schon dafür, daß die Gefühle nicht übersprudeln: mag drinnen in der Brust alles zerreißen, der Kittel deckt es zu und bebt nicht einmal und die zusammengeklemmten Zähne sind gute Thorwächter.

Pauline war Konrads Schulkameradin, die beiden wurden im gleichen Jahre geboren und waren während sechs Jahren die einzigen Schulkinder des Hofes. Als am ersten Schul-

tag Konrad das Mädchen abholte und der Kellerjakob scherzend zu dem kleinen Mann sagte: „Aber, Chueri, verlier' mir die Pauline nicht! gelt?“ Da kam über das Büblein das Gefühl seiner Wichtigkeit, er sah den Bauern selbstbewußt an und sagte: „Hab' ich den Fünfer vom Götti[1]) nicht verloren, so werd' ich auch die da nicht verlieren!“ damit nahm er das Mädchen bei der Hand und führte es hinaus auf den Weg und die Halde empor, dem Hof zu, auf welchem das Schulhaus stand. Der Kellerjakob sah den beiden nach, bis sie im Tannenwald verschwanden und sagte bei sich: „Das giebt gute Kameraden.“ Und er hatte Recht.

Gerade jetzt, da Konrad das Mädchen so zerfallen vor sich sah, zuckten Bilder aus früheren Tagen durch seinen Geist und jagten sich, Bilder, in denen Pauline anders aussah, wo sie lachte mit Mund und Augen, wo sie tanzte mit glühenden Wangen und quecksilbernen Füßen.

Es ist Winter; auf dem Land liegt tiefer Schnee und immer wirbeln neue Flocken herab. Den Schulweg findet nur, wer ihn auch mit verbundenen Augen nicht verfehlen würde. Zwei Kinder arbeiten sich mühsam an der Halde empor. Der Knabe geht voraus in seinen hohen Gamaschen und schleift die Füße dem Boden nach, um eine gangbare Rinne in den Schnee zu bahnen. Es ist eine schwere Arbeit und trotz der Kälte rieselt ihm der Schweiß über den Rücken. Von Zeit zu Zeit blickt er rückwärts, hinter ihm schreitet, das Köpfchen in ein warmes Tuch gehüllt, seine Kameradin und ihre Äuglein lächeln ihm zu aus dem wollenen Versteck und das macht ihm das Schneestampfen zur Lust und er

---

[1]) Pathen.

dreht die Fußspitzen wacker nach außen, um die Bahn recht breit zu machen ...

Es ist Sommer. Die Thüre des Schulhauses fliegt auf und heraus lärmt die freiheitsdurstige Kinderschar. Aber alle stutzen: denn schwarz ist der Himmel und schon rollt es mächtig über dem Tannenwald und jeden Augenblick werden glühende Zacken auf die Wolken gekritzt. Nun heißt es ausgezogen, sonst setzt es nasse Häute! Die nackten Füße fliegen nach allen Seiten auseinander und die hanfenen Schulsäcke mit den Schiefertafeln und Federschachteln klappern auf den Rücken. Ein Bub eilt dem Wald zu; auf seinem Rücken tanzen zwei Säcke. Ihm hart an den Fersen läuft ein Mädchen und beide lachen dann und wann hell auf, denn die eilige Flucht lächert sie. Sie haben zwei Wälder zu durchqueren, der Weg ist weit, aber patschend geht es dahin zwischen den mächtigen Buchen und Tannen und der feuchte Lehm des Pfades kühlt die emsigen Fußsohlen. Schon traben sie aus dem zweiten, dem Tannenwald heraus und eilen jetzt den Hügel hinunter. Da aber fegt ein gewaltiger Windstoß an der Halde empor und hinter ihm drein kommt es durch die Luft gesaust, rauschend und tosend wie ein Wasserfall. Auf dem Boden zerplatzen die ersten Tropfen, groß, wuchtig und mit dumpfem Aufschlag. Das Tosen wird lauter, Angst erfaßt die Kinder, das Mädchen stößt einen Schrei aus: ein Hagelkorn, groß wie eine Nuß, ist ihm ins Haar gefahren und andere folgen nach, bedächtig und schwer und springen von den Steinen in die Höh und durchlöchern das Kraut und zielen nach den Köpfen. Die Kinder stehen still, ratlos den Kopf einziehend. In dem nahen Acker steht ein hoher Kirschbaum, das Mädchen, ohne

sich lange zu besinnen, galoppiert über die Furchen und Schollen dahin; schon ist es dem Ziel nah: da leuchtet es herab mit fürchterlichem Krachen, das Mädchen bettet sich zwischen die Schollen und liegt regungslos, der Knabe, vom Schrecken gelähmt, sinkt in die Knie und bebt wie Zitterkraut. Als er sich etwas erholt hat, kriecht er zu seiner Gefährtin hin und rüttelt sie am Rock. Sie rührt sich nicht: bei Gott, sie ist tot! Immer zucken neue Blitze und es dröhnt durch das Thal, wie wenn riesige Steinblöcke übereinander rollten. Der Junge fühlt's: er darf nicht unter dem Baume bleiben. Er faßt das Mädchen an, um es davonzutragen, aber es ist schwer wie Blei, viel schwerer als sonst und ihm selber schlottern die Knie. Er versucht es nochmals: umsonst. Er fängt zu weinen an und beschließt nach Hause zu eilen und dort Hülfe zu suchen. Da aber fährt ihm ein Wort durch den Kopf: „Chueri, verlier' mir die Pauline nicht!" Er hat es nicht vergessen und doch sind seitdem vier Jahre verstrichen. Wieder faßt er das Mädchen an und siehe! diesmal gelingt es: mühsam, mühsam hebt er es auf die Schulter und schleppt sich mit der Last über die Schollen hin, dem Fußweg zu und dann die Halde hinunter. Schloßen fallen nicht mehr, aber der Regen strömt herab in dicken Strängen und durch die trübe Landschaft zittert das weiße Licht der Blitze und bei jedem Leuchten fährt der Knabe zusammen, wähnend, der Strahl falle auf ihn herab. Unten im Thal, wo die Brücke über den Bach führt und der Weg zu steigen beginnt, sinkt er zusammen, erschöpft und atemlos: seine Last gleitet ihm aus den Händen und er sinkt neben sie auf den Boden hin. Wie er sich wieder erhebt, da hat das Mädchen die Augen aufgeschlagen und schaut

erstaunt in den Regenhimmel hinauf und dann wieder nach seinem Hüter. Dem Knaben aber windet sich ein Freudenschrei aus der Kehle heraus, schmerzhaft und lustvoll zugleich: „Lineli!"

Wieder ist es Winter. Die Kinder sind sechszehn Jahre alt geworden, sie besuchen unten im Dorf die „Unterweisung" und lernen viel fromme Dinge. Das hindert sie aber nicht, am Schlittenfahren und am Schleifen auf dem Eis ihre Herzenslust zu haben. Abseits vom Weg, in einer feuchten Wiese, liegt ein Teich, oder, wie man dort zu Lande sagt, eine „Roos", in welcher die Hubbäuerin im Spätsommer ihren Hanf taucht, damit der holzige Stengel mürbe werde und dann unter den Schlägen der Breche sich leicht von den Fasern löse. Dorthin nehmen die zwei ihren Lauf durch den Schnee, das Mädchen voraus, denn nun macht es sich schon selber Pfad. Die Roos ist zugefroren, das Eis glatt und glänzend, wie eine gescheuerte Glasscheibe; aber ist es auch fest? Das Mädchen, das seinen Gefährten zögern sieht, ruft lachend: „Ich wag's!" nimmt seinen Anlauf und gleitet über den leise knackenden Spiegel. Der Bursche, um nicht feig zu erscheinen, macht das Wagestück nach; drüben aber hat die andere Kehrt gemacht und mitten auf der Fläche kreuzen die beiden ihre Bahnen. Das war dem Eis zu viel zugetraut: der Junge steht bis unter die Schultern, das Mädchen bis ans Kinn im Eis. Es dauerte lange, bis sie sich aus der Patsche herausgearbeitet haben und nun kommt noch der Heimweg: eine Viertelstunde in Kleidern, die auf dem Leibe gefrieren. Der zähe, trotz seiner Jugend wetterharte Bursche zieht zu Hause andere Kleider an und geht wie sonst seiner Arbeit nach; das Mädchen aber erkrankt an

einer Lungenentzündung und hat von da an keine gesunde Stunde mehr.

Aber ans Sterben dachte die lebensfrohe Pauline noch lange nicht. Noch an der letzten Kirchweih war sie mit den anderen Mädchen ins Dorf hinabgegangen, um zu tanzen. Auch Konrad war dabei und die beiden drehten und wiegten sich in der „Linde" bis spät nach Mitternacht. Paulinens dünne Wangen blühten wie Rosen beim gelben Lampenschein und Konrad sagte sich mehr als einmal: „Bei Gott, sie wird immer schöner!"

Als aber die beiden den Heimweg antraten und Konrad seine Mundharmonika aus der Tasche zog — denn das war ein Instrument, das er trefflich spielte — und einen Marsch zu blasen anfing, machte sich Pauline, ohne ein Wort zu sagen, von seinem Arm los und setzte sich an den Rand der Straße.

„Was ist dir?"

„Ich bin so müd', ich kann nicht mehr!"

„Das wird vorbeigehen! Bleib' nur ein Weilchen sitzen."

Nach einiger Zeit brachen die beiden wieder auf; der Weg fing nun rasch zu steigen an und Pauline hängte sich schwer an Konrads Arm. Aber es half nichts, es ging wirklich nicht mehr, das Mädchen blieb stehen, drückte die Schürze an das Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

„Aber was ist dir denn?"

Da brachte sie hervor, was sie sich selber noch nie offen gestanden hatte: „Konrad, ich muß sterben."

Er schlug einen Ton an, wie manchmal Leute aus dem Volke thun, wenn sie ihre Gefühle nicht zeigen wollen oder einem anderen etwas ausreden möchten, das sie selber fürchten:

„Schwatze keinen Unsinn, Pauline! Du und sterben! Eine Nacht lang tanzen wie eine Bachstelze und dann vom Sterben reden! Schlag' solche Grillen in den Wind!"

Sie aber sagte: „Es ist keine Grille, ich fühl's, es geht nicht mehr lang." Das rasende Tanzen habe ihr den letzten Stoß gegeben. Die schmetternden Noten haben ihr freilich die Füße gelüpft, jetzt aber seien sie wie Blei und der Atem wolle ihr nicht mehr in die Brust hinabsteigen, wenn es nur schon vorbei wäre, sie habe so angst.

Konrad war der Gedanke, Pauline möchte sterben, schon mehr als einmal gekommen, aber er war ja jung und bei der Jugend hat die Hoffnung noch immer willige Ohren gefunden. Jetzt aber, da er den bangen Gedanken aus ihrem eigenen Munde vernahm, übermannte er ihn, ein unsägliches Weh schnürte ihm die Kehle zu und seine Hand fuhr unwillkürlich über die Augen. Und nun sagte er ihr mit weich gewordener Stimme, was die Scheu sonst lange in seiner Brust zurückgehalten hätte: „Aber weißt du denn nicht, Pauline, wie gern ich dich hab'?"

„Doch, ich merk' es und das eben macht mich so gar traurig!"

„So hast du mich auch ein wenig lieb?"

„Konrad!"

Da redete ihr der Bursche zu, sie sollte doch nicht ans Sterben denken, sondern lustig sein, wie damals als sie zusammen zur Schule gingen. Sie müsse nur gesund werden wollen, dann werde sie es sicherlich auch bald sein. „Und, wenn du gesund bist und wieder magst springen und tanzen, dann stecken wir „Maien" [1], du ins Haar und ich an den Rock, und es soll hoch hergehen. Willst du's so?"

[1] Sträuße.

Sie hatte nichts dagegen: bei seinen Worten war auch in sie die Hoffnung wieder eingezogen und merkwürdig: das Bleigewicht schien von ihren Füßen abgefallen zu sein und sie sagte zu ihrem Begleiter: „Nun spiel' noch eins auf, und ein lustiges!"

So ging es ganz leidlich zum Wieshof hinauf.

Nun waren die beiden Jugendgespielen „versprochen", aber niemand wußte es noch, dazu hatte es schon noch Zeit, und waren Leute zugegen, sie ließen sich nichts anmerken und thaten gar, als ob sie sich nicht recht leiden könnten.

Pauline wehrte sich tapfer gegen ihr Leiden. Im Sommer ging es gut und im Herbst nicht viel schlimmer. Da aber kam der Winter mit seinem kalten Nordwind, der da meint, es sei nicht recht, wenn nicht landauf, landab alles huste und belle wie die Füchse zur Zeit der Dürre. Pauline hatte keine gute Zeit, aber Konrad kam hie und da ins Unterhaus, wenn er abends aus dem Walde nach Hause kehrte und fand dann Gelegenheit ihr Mut einzuflößen: das sei eben der Winter, aber der währe nicht ewig und der Frühling sei ein guter Doktor.

Sie lächelte dazu mit ihren dünnen Lippen und Wangen, glaubte ihm halb und glaubte ihm halb nicht und fragte sich: „Werd' ich den Kuckuck nochmals schreien hören?"

Der Frühling kam. Pauline vernahm den Ruf des Kuckucks, aber an jenem Tage wollte der Kellerjakob gar nicht zu Mittag essen, und als man in ihn drang, da stotterte er es heraus: es sei alles fertig, in vier Wochen werde der Hof und alles was darauf sei „stübis und rübis" vergantet, er habe sich lang, lang gewehrt, jetzt habe er die Gabel ins Heu geworfen.

Oh, diese Schande! „Verlumpen“ nennen es die Bauern auf den Höfen. Also Pauline ist das Kind eines Verlumpten! Nun wird Konrad nichts mehr von ihr wissen wollen und sie verachten, wie die anderen Nachbarn es nun alle thun werden! An jenem Mittag legte sie sich zu Bette und stand seither nicht wieder auf. Die Schande hatte ihren Widerstand und das Restchen Kraft gebrochen, sie ließ es jetzt gehen wie es mochte und dachte stets: „Wenn's nur schon vorbei wäre.“

Da sie von Tag zu Tag elender wurde, hatte man sie in das Stübchen gebettet; die Hülfe war so gleich zur Hand, wenn ihr etwas fehlte. Eines Tages, als sie mit ihrer Mutter allein war, hörte sie Tritte vor dem Haus: sie kannte sie wohl: es war Konrads Gang. Die Freude durchfuhr sie: Er kommt doch noch, er verachtet die Verlumpte nicht!“ Aber gleich folgte der Umschlag: sie könnte ihm nicht ins Gesicht sehen, sie, deren Schmach auch auf ihn fallen würde, wenn jemand erführe, daß . . . Nein, es mußte abgebrochen sein! um seinetwillen! Sie fuhr im Bett auf: „Mutter, riegle die Thüre zu!“

„Was fällt dir ein, Mädchen?“

„Stoße den Riegel für, oder ich gehe selber!“

Züsi erschrak ob der Aufregung ihrer Tochter und, um sie zu schonen, gehorchte sie. Als es geschehen war, trat sie vor das Bett hin: „Was soll das heißen, Kind?“

„Scht! sei mäuschenstill!“

Züsi setzte sich kopfschüttelnd auf ihren Stuhl.

Draußen klopfte es an die Thüre. Niemand gab Antwort. Es klopfte wieder. Vergebens. Da drückte eine Hand auf die Klinke, aber die Thüre hütete sich wohl, sich in den Angeln zu drehen.

„Ist niemand da?" — Alles schwieg.

Noch mehrmals kreischte die Thürklinke, erst schüchtern dann heftiger, und als alles nichts nützte, entfernten sich draußen die Schritte. Im Bette halb aufgerichtet hatte Pauline gelauscht wie ein Reh, das den Jäger wittert. Wie die Schritte verhallten, sank sie ins Kissen zurück, zog das Leinentuch über ihr Gesicht und schluchzte bitterlich. Sie hatte ihm den Riegel vorgeschoben, ihm, den sie über alles gern hatte, den sie vielleicht nun nicht wieder sehen sollte, ihre erste und letzte Liebe. Sie that es nicht aus Eigensinn, sie that es ihm zu lieb, mußte es thun, und nun blutete ihr das Herz.

Züsi ahnte, was in ihrem Kinde vorging, sie nahm den Kopf der Kranken in ihre Hände und suchte ihr Trost zuzusprechen.

Zwei Tage später machte Konrad noch einen Versuch, um in Kellerjakobs Haus einzudringen: er stieß wieder auf eine verriegelte Thüre, man wollte ihn nicht sehen, er mußte es aufgeben und sich begnügen, vom Kellerjakob zu erfahren, wie es dem Mädchen gehe, und der sprach seit einigen Wochen nur noch mit den Achseln.

Als am Ganttage Konrad mit den Bauern in die Stube trat, trafen seine Blicke Paulinens Augen und es lag darin eine flehende Angst. Was mochten sie sagen? „Verachte mich nicht in meiner Schande!" oder: „Verzeih', daß ich dir den Riegel vorschob!" oder: „Laßt mich doch in Frieden sterben!" Ja, er sah's: der Tod schaute ihr aus den tiefen Augen mit den bläulichen Rändern und dumpf, bei dem Klange der Schritte und dem Summen der Stimmen nur wenigen vernehmlich, rang es sich heraus: „Um's Himmels willen! . . . Um's

Himmels willen, sie stirbt ja!" Er drängte sich an das Bett heran und sagte: „Pauline!"

Sie sah zu ihm auf und hätte gern gelächelt, wie sie einst that, wenn er vor ihr den Schnee furchte und seinen Lohn in ihren Augen suchte; denn sie sah wohl, daß er ihr immer noch gut war. Da aber erschallte dicht am Bett die kreischende Stimme des Weibels, der in seinem Rausch nicht wußte, was er that: „Da ist ein Bett, was ist das wert?"

Ein Murren des Unwillens ging durch die Stube. Die Leute, die neben und hinter dem Weibel standen, stießen ihn mit den Ellbogen, um ihn zur Besinnung zu bringen. Er wurde aber störrig, stieß mit den Fäusten um sich und wiederholte: „Da ist ein Bett! ist das nüt wert?"

Pauline sah den Weibel mit Augen des Entsetzens an. Die Bauern riefen: „Halt dein Maul!" Der Betrunkene aber schlug auf die Arme, die sich nach ihm ausstreckten und rief: „Ich muß ganten! was sein muß, muß sein! Was ist das Bett wert?"

Konrad zuckte es in der Hand, aber er beherrschte sich und sann auf ein Mittel, um dem Skandal ein Ende zu machen. Aber es sollte rasch, rasch gefunden sein und er fand den richtigen Weg nicht und rief dem Weibel die Antwort entgegen: „Hundert Franken!"

Kaum war ihm der Ruf entfahren, da ward es ihm klar, was für eine Unschicklichkeit er gemacht habe und als nun gar der Weibel anfing zu wiederholen:

„Hundert Franken zum ersten . . .", da kochte ihm das Blut, er umschlang den Grobian mit seinen rüstigen Armen, stieß die Leute, die ihm im Wege standen auf die Seite und trug ihn in die Tenne hinaus, wo er ihn unsanft in eine Ecke warf.

Als er wieder in die Stube trat, war Pauline ins Kissen zurückgesunken, ein Schleier hatte sich über die Augen gelegt, sie war dahin. Züsi stieß einen Schrei aus, der allen durch Mark und Bein ging und warf sich über ihr Kind; die Bauern schlichen verlegen hinweg, ohne jedoch zu vergessen, die erstandenen Waren mitzunehmen. Konrad blieb allein mit Züsi und der Toten in der Stube zurück, er hätte gerne der armen Frau sein Herz ausgeschüttet, aber die gab sich so sehr ihrem Schmerze hin, daß sie die Gegenwart des Nachbars gar nicht gewahrte. Er konnte den Jammer nicht mit anhören und ging hinaus wie die anderen. Er nahm den Weg hinten um das Haus herum, um dem Kellerjakob das Unglück mitzuteilen, aber der war verschwunden. Es war Mittag und Essenszeit; Konrad hungerte nicht; im Oberhaus angekommen nahm er eine Axt auf die Schultern und schlich ungesehen davon, dem Walde zu. Erst am Abend kehrte er wieder zurück; den Bäumen hatte er kein Leid gethan und die Axt war noch rostig wie am Morgen.

Beim Mittagessen gab es auf allen Höfen viel zu erzählen. Der Eichbauer Jörli schloß seinen Bericht mit den Worten: „Des Schulpflegers Konrad ist sonst ein Bursche, der keinen Strumpf für eine Kappe hält, aber heute muß der Teufel in ihn gefahren sein. Ein Gebot auf ein Bett thun, in dem eins krank liegt, wer hat das schon erlebt? Jetzt weiß man nicht, wer der Pauline geholfen hat, der Weibel mit seinem „Was ist das Bett wert“, oder er mit seinen Hundert Franken.“

„Wie ich den Konrad kenne, hat er nichts Schlechtes g'meint!“ sagte eifriger, als sie es wollte, Jörli's Tochter Rosine.

„So? wie du ihn kennst?" meinte der Bauer, „du kennst ihn also? So, so, wie du ihn kennst?"

Rosine legte ihren Löffel in den Teller und flüchtete damit in die Küche; man sah es ihr am Rücken an, daß sie ein Gesicht bekam rot wie ein gekochter Krebs.

„Oho," dachte Jörli bei sich, „will's dort hinaus?"

Rosinens Bruder, der Bert, der die geheimen Gedanken seiner Schwester schon längst erraten hatte, hielt die Gelegenheit für passend, ihr einmal seine Meinung zu sagen und rief ihr nach: „Auf den Chueri kannst du warten, bis die Kuh einen Batzen gilt!" In der Küche aber sagte Rosine zu sich, als sie, ärgerlich über ihr dummes Gebahren, den Teller etwas unfreundlich auf einen Tisch stellte: „Und ich will ihn doch!" Dabei stampfte sie mit dem Fuße auf den roten Ziegelboden.

II.

Am folgenden Tag, ging ein Mädchen von Gehöft zu Gehöft und meldete dem ledigen Volk, daß am Samstagabend im Schulhaus Kellerjakobs Pauline „geschäppelt" werde.

Die Hofbauern hangen an alten Gebräuchen so zäh, wie an ihrer lehmigen Erdscholle, und was anderwärts schon längst vergessen ist, wird dort noch liebreich in Ehren gehalten. Wenn eine Jungfrau stirbt, thun sich die Jugendfreundinnen und Kameraden zusammen, flechten aus Immergrün und Moos lange Kränze, die um den Sarg gewunden werden. Mit Kränzen wird auch ein schwarzes, hohes Kreuz geschmückt, an das ein Porträt mit einer Widmung befestigt ist und das dem Sarg vorangetragen wird. Früher, als sich

die Landestracht noch nicht in die alten wurmstichigen Kästen verkrochen hatte, setzte man oben auf das Kreuz das „Schäppeli", den schmucken Hut, den die Bräute an ihrem Hochzeitstage als Zeichen der Reinheit trugen. Als eine Himmelsbraut sollte die Freundin im Friedhof Einzug halten. Daher kommt es, daß das bekränzte Kreuz „Schäppeli", das Flechten der Kränze aber „Schäppeln" genannt wird.

Am Samstag-Nachmittag versammelten sich die Mädchen beim Schulhaus, das auf einem Weiler etwa im Mittelpunkte der Hofgemeinde steht. Als sie vollzählig waren, stiegen sie zum Schloßrain hinauf. Dort ragen zwischen mächtigen Föhren die geborstenen, von den Wurzeln der Sträucher zernagten Mauern und Türme einer alten Ritterburg empor und rings um den Hügel im Gebüsch und auf dem grauen Mörtel wuchert üppiges Immergrün, das einzige, das in der Gegend wild wächst und, wie die alten Leute versichern, vom Schloßgarten herrührt. Es war eben in voller Blüte und es schien, als hätte sich ein Stück des klaren Frühlingshimmels auf den Schloßrain niedergelassen und ins frische Grün geschmiegt.

Die langen Stengel des Immergrüns mit den glänzenden Blättern wurden nun sorglich mit den Fingern aus dem grünen und blauen Teppich herausgeholt und ordentlich in Körbe gelegt; andere Körbe wurden mit gelbgrünem, weichem Moos gefüllt und von den rissigen Stämmen der Föhren löste man einige Epheuranken. Als die Sonne in die dunkeln Tannenprotzen des Hasenwaldes hinuntersank, neckisch durch die Äste und Zweige hindurch blitzte und plötzlich nochmals eine Saat von Goldstaub über den Schloßrain ausschüttete, da waren die Körbe gefüllt, die einen mit hellem,

die anderen mit dunkelem Grün. Die Mädchen ergriffen zu zweien die nach dem Waldboden duftenden Lasten und nun ging's wieder hinab, dem Schulhause zu. Hinter ihnen aber begann ein süßes Flöten. Eine Amsel, der das junge Volk den ganzen Nachmittag verdorben hatte und die ihr Lied nicht mehr in der sangeslustigen Kehle zurückzuhalten vermochte, hatte sich auf den höchsten Zweig einer Föhre gesetzt und sang nun in das warme Abendrot hinein, und mit ihr der ganze Schloßrain, so daß sich auch in der Brust der Mädchen etwas regte wie ein Lied und es wäre mächtig jauchzend herausgequollen, wären nicht die ernsten grünen Körbe gewesen.

Vor dem Schulhaus harrten jüngere Mädchen, die noch zur Schule gehen mußten. Die brachten ihren älteren Schwestern das Abendbrot und betrachteten mit feierlichen Mienen die grünen Körbe und ihre Schwestern und hatten heute vor diesen mehr Respekt als sonst und dachten: „Wenn auch ich einmal groß sein werde und schäppeln darf!"

Die Schäpplerinnen traten in das Schulzimmer, setzten sich in die langen Bänke, in denen sie sich so oft nach ihren Höfen und deren Ungebundenheit gesehnt hatten und auf denen sie nun die unverwischbaren Spuren der Messerklingen ihrer Leidensgefährten fanden: „Da hat der Paul seinen Namen eingeschnitten!" „Dieses Loch hat Jörlis Bert gebohrt." „Da muß der Kaspar gesessen haben, sieh' nur her!"

Nachdem die Mädchen ein Weilchen nach Erinnerungszeichen und nach früher kaum beachteten, jetzt lieb gewordenen Initialen gesucht hatten, machten sie sich über die Körbe her, die man ihnen gebracht hatte. Ihr Inhalt verriet, daß auf den Höfen der Hunger keine mächtige Herrschaft besitzt:

vor dem Roggenbrot und der Butter, dem Magerkäs, dem rotdurchzogenen Speck und den Rauchwürsten und all den Dingen, die da hervorgezogen wurden hätte er das Feld räumen müssen und wäre er auch mit einer ganzen Kompanie eingerückt, und an klarem, perlendem Moste fehlte es wahrlich auch nicht. Die Zähne bekamen nun wacker Arbeit und die Zunge wurde gezügelt: man wollte den guten Eindruck, den man sichtlicherweise auf die Schulmädchen gemacht hatte, nicht mutwillig wieder verwischen und das konnte man nur, indem man mit den Brot- und Käsebissen auch die Wörter hinunterschluckte: denn was können fünfzehn lebensfrohe Mädchen von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren — und wären sie auch Schäppelens halber bei einander — anderes plaudern, als was zum Lachen kitzelt und die weißen schelmischen Zähne aus ihrem Verstecke lockt.

Als das Essen nicht mehr schmeckte, wurden die Körbchen wieder gepackt und die kleinen Mädchen mit einem freundlichen Klapps auf die Wangen nach Hause geschickt. Die Nacht brach herein, die große Hängelampe wurde angezündet und das Flechten der Kränze konnte beginnen. Die einen sortierten das Immergrün und das Moos und vereinigten zusammenpassendes zu kleinen Büscheln, die von anderen, die Erfahrung und geschickte Hände hatten, an Schnüre gereiht wurden. Einmal schlich sich eine der Schäpplerinnen ans Fenster und horchte in die Nacht hinaus.

„Steht der Max draußen?“ rief ihr eine andere neckisch zu und der ganze Schwarm fing an zu kichern.

„Ihr seid wohl närr'sch! ich wollte nur sehen, ob der Mond schon komme!“

„Freilich, der M—ond!“ meinte eine in trockenem Tone.

„Schscht!“ unterbrachen die Älteren das losbrechende Gelächter.

Als die Flechterinnen recht im Zuge waren und die Arbeit weidlich von statten ging, hörte man Tritte draußen: „Sie kommen!“ Große Bewegung im Schulzimmer, die Blätter und Moosfetzchen wurden von den Schürzen geschüttelt, die Hände fuhren über die glattgekämmten Haare, man setzte sich in Positur, als hätte man photographiert werden sollen; dann wurde alles still und mit doppeltem Eifer zappelten die Finger der braunen, an Arbeit gewöhnten Hände. Die Thüre knarrte in den Angeln und herein traten die Burschen in ihren schweren Schuhen, unter denen der tannene Zimmerboden ächzte, und sie machten möglichst gleichgültige Gesichter und sogen an ihren kurzen Pfeifen. Man drückte sich die Hände, bald stärker, bald schwächer, wie man's gerade meinte oder im Sinne hatte. Als die Mädchen ihre Arbeit wieder aufnehmen wollten, sagte einer der Burschen: „Erst müssen wir den Grabgesang einüben, hol' einer den Schulmeister herunter!“

„Wir klopfen an die Diele“, sagte ein anderer, „er wird schon merken, was wir wollen.“

Gesagt, gethan. Bald darauf leuchtelen zwei dunkle, freundliche Augen durch das Schulzimmer. Sie gehörten einem alten Männchen, dem ein ehrwürdiger Bart bis auf die Brust wallte, während ein schwarzes Sammetkäppchen ihm die Haupthaare ersetzen mußte.

„Guten Abend, Kinder!“ — „Guten Abend, Herr Schullehrer!“

„Ihr werdet das ‚Ruhe sanft‘ singen wollen?“ Dies sagend überblickte der Alte mit seinen beweglichen

Augen die Schar seiner einstigen Schüler, öffnete sein Instrument, ein kleines, baufälliges Harmonium, und fing an zu treten und die Tasten zu drücken und schnarrend gab der braune Kasten Töne.

Die jungen Leute kannten das Lied, es war das Grablied, das sich auf den Höfen von Generation zu Generation vererbt hatte und man sah keinen Grund, ein neues zu lernen. Die einfache Weise und die schlichten Worte hatten ihre Wirkung in der Kirche noch allezeit ausgeübt und hätte man einen Sterbenden gefragt: „Was sollen wir dir singen, wenn's vorbei ist?" er hätte sicherlich geantwortet: „Wie könnt' ihr auch so etwas fragen! Ich habe mein ganzes Leben lang nie recht ausruhen können, drum singt mir: Ruhe sanft im Grabe, Ruhe sanft im Grab."

Die jungen Leute stellten sich vor das Harmonium, jeder zu seiner „Stimme", nur einer zögerte, es war Schulpflegers Konrad.

„He, Chueri" — das war sein Kosenamen geblieben — „He, Chueri! was treibst du dort hinten?"

„Ich mag nicht singen!" und er sagte die Wahrheit.

„Mögen, mögen! es heißt müssen!"

„Ich habe einen Hals so rauh wie eine Feile."

„Begreiflich", sagte Kaspar der Witzbold, „hätten wir gestern auf der Gant so laut geboten, 's wär' auch unsereiner heiser geworden!"

Konrad, ohne ein Wort zu erwidern, griff nach seinem Hute und wandte sich zur Thüre. Spott ertragen, das fehlte ihm gerade noch!

Man durfte ihn nicht gehen lassen, er war der beste Baßsänger der Gesellschaft, es ging nicht ohne ihn. Man

umdrängte ihn, versperrte ihm die Thüre und bat ihn zu bleiben.

Den besten Trumpf spielte aber Rosine, Jörli's Tochter, aus. Die rief dem Spaßmacher zu: „Kaspar, ich kenne einen, der war freilich nicht heiser, als wir für Steffens Lisbeth sangen!“

Man kicherte; Jörli's Bert aber meinte, er müsse einen Kommentar zu den Worten seiner Schwester geben: „Ja, damals hat einer gebrüllt wie ein Ochs, den man allein im Stall läßt!“

Kaspar brauchte nicht zu fragen, von wem man so freundlich redete. Er bildete sich nicht wenig auf seine Tenorstimme ein, hatte aber bei einem Begräbnis das Unglück gehabt, in eine Pause zu krähen wie eine Posaune, die zum jüngsten Gericht ruft. Damals hatte man im Dorfe über die Hofbauern gelacht — denn Berg und Thal haben sich ewige Fehde geschworen — und man hatte boshafte Bemerkungen herumgeboten: wenn die Höfler singen, müsse ihnen der Geißbub auf seinem Horn Tenor blasen, oder: wenn man im Dorfe einen Nachtwächter brauche, wisse man jetzt, wo ihn holen. Sie so lächerlich gemacht zu haben, verziehen die Hofburschen ihrem Kameraden lange nicht. Er selber aber hatte sich am meisten darüber geärgert und so trafen ihn Rosinens Worte wie ein Guß kalten Wassers. Konrad andererseits empfand eine große Genugthuung, den so gedemütigt zu sehen, der ihm so unsanft an seine schmerzlichste Wunde gerührt hatte und er wußte es dem Mädchen Dank.

Während die anderen sich über den verlegenen Kaspar noch weiter lustig machten, ihm aber dabei auf die Schultern klopften, zum Zeichen, daß es so bös ja nicht gemeint sei,

machte sich Rosine hart an Konrad heran und sagte halbleise zu ihm: „Was fällt dir auch ein, davon zu laufen? da wären wir schön dran! Den Dörflern freilich hieße das Wasser auf ihre Mühle richten; denn wer sollte das Solo singen mit dem tiefen Ton drin? Etwa der Franz, der eine starke Stimme hat, aber entweder eine halbe Elle zu hoch oder zu niedrig singt? Den tiefen Ton bringt keiner so schön heraus wie du! Willst du den Dörflern den Spaß machen?“

Entschieden, das Mädchen verstand es, Schulpflegers Konrad zu packen, denn von Eitelkeit war der Bursche nicht frei und daß er eine hübsche Stimme hatte, wußte er, bevor es ihm Rosine sagte. Indessen kämpfte er noch mit sich selber, als der Schulmeister ungeduldig mit seinem Taktstöckchen auf den Deckel des Harmoniums klopfte und rief: „Nun, Konrad, seit wann läßt man sich so drängen, wenn es gilt, einer Kameradin auf dem Grabe zu singen!“

Die Autorität des allgemein geachteten Alten brach seinen letzten Widerstand, das konnte man ihm am Gesicht ablesen; zwei Burschen nahmen ihn ohne weitere Umschweife in ihre Mitte und er ließ sich vor das Harmonium führen.

Nun wurde das Lied geübt, zuerst jede Stimme einzeln und dann alle zusammen. Konrad, nachdem ihm einmal die Zunge gelöst war, ging ganz im Gesange auf und als zum Schlusse das Solo probiert wurde und er das: „Ruhe, ruhe, ruhe sanft“ singen mußte, dachte er an das Mädchen, das drüben kalt im Wieshof lag und seine Stimme vibrierte vor Rührung und die anderen stießen sich mit den Ellbogen an: „Der Chueri singt heut wie eine Orgel.“

Der Schulmeister klappte den Deckel seines Instrumentes herunter, drehte das Schlüsselchen herum und, sich zur Thüre

wendend, sagte er zu dem jungen Volk: „Gute Nacht, Kinder! Seid mir nicht zu laut, ich und meine Alte möchten nun gern die Augendeckel herunterlassen.“ Da trat ein Bursche herein, der sich kurz vorher entfernt hatte; er trug in der Hand ein hölzernes Gefäß, einem Fäßchen vergleichbar, eine „Legle“, wie man dort zu Lande sagt. Die „Legle“ ist zur Erntezeit die erquickende Quelle der Schnitter, erwies sich aber auch beim „Schäppeln“ als brauchbar. Der Bursche stellte das Gefäß auf eine Bank: „Herr Schulmeister, ihr müßt mit uns den Schäppelitrunk thun, so ist's immer gehalten worden.“ Der Angeredete machte ein sauersüßes Gesicht, nickte aber beifällig. Derweil hatte man einen Korb mit Gläsern und einen großen braunen Brotlaib hereingetragen. Man griff zu den Gläsern, hielt dieselbe an das dünne Kupferröhrchen der „Legle“ und ließ den perlenden Rotwein hineinsprudeln. Dann stellte man sich in zwei Reihen, hier die Burschen, dort die Mädchen und zwischen drin pflanzte sich der Schulmeister auf, dem man ein feineres Glas mit einem Fuß in die Hand gegeben hatte.

Konrad, ohne zu wissen, wie es kam, befand sich Rosinen gegenüber und war froh, daß es sich so traf, denn des Mädchens Verhalten wirkte noch nach und that ihm wohl.

Alles war mäuschenstill wie in einer Kirche. Da zog der Schulmeister sein Sammetkäppchen ab und da er gerade unter der Hängelampe stand, leuchtete sein kahles Haupt freundlich durch das Schulzimmer, wie der Mond durch die Nacht und es war, als lege sich ein klarer Schein, ein Heiligenschein darum. Er schaute eine Weile sein Glas an, wie um sich zu besinnen, und sprach dann mit leiser, etwas singender Stimme und mit altväterischer Aussprache den Spruch, den

er selbst einst in jüngeren Jahren verfaßt und seither mit kleinen Änderungen immer beim Schäppeln vortrug:

„Liebe Freund'!

Kam der Tod einhergeschritten
Und aus uns'rer Mitten
Riß er eine weg fürwahr,
Die uns allen teuer war,
Die als Kind mit uns gesprungen,
Die so lustig einst gesungen,
Wenn wir Ringelreihen
Tanzten im Maien.
Oh, wie in der Erntezeit
Über's Feld weit, weit
Ihre Jauchzer schallten,
Bis wir's ihr vergalten!
Und wie sie sich froh gemacht,
Wenn wir in der Winternacht
Schlitten fuhren am Rain
Beim Mondenschein,
Und in warmer Stube drauf
Nach dem wilden Lauf
Nüsse knackten, Lieder sangen
Und zur Lust im Tanz uns schwangen!

Und nun hat sie g'nug gesprungen
G'nug gejauchzt und ausgesungen!
Nie mehr hört man ihre Lieder,
Nie mehr, nie mehr tanzt sie wieder,
Doch wir wissen, daß fürwahr
Sie uns allen teuer war.

Wenn einer aus der Heimat zieht
Und die alten Freunde flieht,
Ist's ein Brauch in diesem Land,
Daß er nimmt ein Glas zur Hand

Und beim Abschiedstrunk, vereint,
Allen zeigt, wie er es meint.
Darum stellt euch jetzund vor,
Daß durch dieses Hauses Thor
Die Sel'ge tret' herein,
Nehm' dies Glas mit Wein
Und mit jedem stoße an:
Bricht das Glas ihr dann,
Ist's, als wär's das Leben,
Das der Schöpfer ihr gegeben;
Denn das Leben ist wie Glas,
Glänzt wie Glas und tönt wie Glas
Und — bricht wie Glas.
Heute trifft es dieses hier,
Morgen kann es gelten dir:
Jedes geht einmal in Scherben
Beim Sterben.
Aber wie die Scherben springen,
Darf der Geist in Himmel dringen
Laben sich an Himmelskost.
Das ist unser Trost. —
Pauline Keller ruh' in Gottes Namen.
Amen."

Während der Alte sprach, standen die Burschen und Mädchen stillschweigend da, wagten nicht sich zu rühren und hielten fast den Atem zurück, denn diese Zeremonie gehörte zu dem feierlichsten, was sie kannten und gar von der gemütvollen Pauline Abschied zu nehmen, die keinem etwas hätte zu Leide thun können, die sie alle so gern hatten, das ging den meisten nahe. Konrad kämpfte mit den Thränen, aber er hätte sich sein Leben lang geschämt, sich in Gegenwart der anderen die Augen zu wischen, und so suchte er das Bild der Geliebten aus seinem Geiste zu vertreiben. Aber wie das anfangen?

Erst wollte er überlegen, was er die nächste Woche alles in Haus und Feld zu thun habe, aber wenn er ans „Oberhaus" dachte, tauchte gleich daneben das „Unterhaus" auf. So ging's nicht! — Sein Vater, der Schulpfleger, war schon drei Tage abwesend, er war ins Oberland verreist um Vieh zu erhandeln, mußte aber jetzt, als am Samstagabend, wohl heimgekehrt sein. Hat er wohl einen guten „Schick" gemacht? Was wird er sagen, wenn er erfährt, daß Kellerjakobs Pau.... Wieder war Konrad bei ihr angekommen, und so ging es ihm mit allem, was er überdenken wollte, jeder Gedanke führte ins „Unterhaus". Aber er erreichte doch, was er wollte: bei diesem Suchen nach Zerstreuung kam der Verstand zu seinem Recht, und das Herz bäumte sich umsonst. So merkte ihm niemand etwas an, nicht einmal Rosine, die ihm zwar gegenüberstand, aber mit sich selbst zu thun hatte und den Blick auf den Boden heftete. Sie war die einzige, die den Worten des Schulmeisters nicht mit Andacht gefolgt war: sie hatte einen Plan gefaßt, der nun ausgeführt werden sollte, aber es kam eine Beklommenheit über sie, die dem entschlossenen Mädchen sonst fremd war und sie spürte, wie das Glas in ihrer Hand leicht zitterte und sie hörte ihr Herz pochen.

Rosine und Konrad wurden aus ihrem Brüten geweckt durch das Klingen von Gläsern. Ein Paar war zu dem Schulmeister hingetreten und Bursche und Mädchen hatten gleichzeitig von entgegengesetzten Seiten mit dem Glas angestoßen, das der Alte in der Hand hielt. Nach dem ersten Paar kamen die anderen der Reihe nach, langsam, mit der Haltung, die sie annehmen, wenn sie in der Kirche zum Taufstein treten müssen. Man giebt dem Schulmeister ein besonders dünnes Glas, weil die Meinung ist, dasselbe sollte

bei der Ceremonie in Brüche gehen. Nichts wäre leichter gewesen, als diese Katastrophe herbeizuführen, aber es hatte sich mit der Zeit der Aberglaube ausgebildet, daß das Paar, unter dessen Stoß das Glas in Scherben springe, Anlaß gebe entweder zum nächsten „Schäppelen" oder dann zum nächsten Hochzeitstanz. Wirklich wußten alte Leute von Fällen zu berichten, wo dies zutraf und sie glaubten so fest an das Schäppeliorakel wie an ihre Bauernregeln. Die jungen Leute lächelten zwar, wenn die Alten davon sprachen und mahnend zu ihnen sagten: „Ja, das junge Volk glaubt eben nichts mehr!" dennoch benahmen sie sich beim „Schäppelitrunk" recht vorsichtig und hüteten sich wohl, fester zu stoßen, als das Glas etwa ertragen mochte. Den Hochzeitstanz, nun, den hätte man sich ja unter Umständen gefallen lassen, aber den anderen, mit dem Sensenmann . . . Der Aberglaube sitzt auf den Höfen so fest wie der Kleeteufel im Acker und seht ihr einen Hofbauern lächeln, wenn von einem „verworfenen Tag" oder vom Zerspringen des Schäppeliglases gesprochen wird, so mißtraut ihm. Thatsache ist, daß seit vielen Jahren beim Schäppeln kein Glas mehr gesprungen ist.

Die Reihe kam an Rosine und Konrad. Das Mädchen war immer noch nicht mit sich einig und zögerte, ehe es den Fuß vom Flecke hob: „Soll ich, oder soll ich nicht?" Sie sah Konrad an, den starken Burschen mit den breiten Schultern und den blühenden Backen und vergegenwärtigte sich ihre eigene Gestalt, wie sie sich aus dem Spiegel kannte: das letzte Bedenken war überwunden: wahrhaftig, das müßte ein närrisches Glas sein, das beim Zerspringen rufen könnte: „Ich bin dein Totenglöcklein!"

Sicher trat sie zum Schulmeister hin, Konrad gegenüber. Sie stießen gleichzeitig an: diesmal läutete das Glas nicht wie ein Silberglöcklein: „Gut so, gut so!“ es war, wie wenn es schrie: „Du thust mir weh!“ Alles fuhr auf und sah hin. Ein Stück Glas klirrte auf dem Zimmerboden und der rote Wein floß über des Schulmeisters Hand und plätscherte einen Augenblick wie ein Bächlein.

Man sah sich verlegen an und außer Rosine fiel es im ersten Augenblick niemand ein, über den Schäppeliaberglauben zu lächeln. Sie aber lächelte wirklich und dabei leuchteten ihre dunklen Augen zu Konrad hinüber, und der, um seine Verwirrung zu verbergen, lächelte nun auch so gut er es fertig brachte. Die anderen drängten sich um das Paar: sie sollten sich doch wegen des dummen Aberglaubens keine grauen Haare wachsen lassen, es gucke wahrhaftig jetzt noch keinem von beiden der Tod aus den Augen; sie sollten nun erst recht und zum Trotz den ganzen Abend guter Dinge sein.

Um die gedrückte Stimmung zu verscheuchen, die die fallenden Glasscherben erzeugt hatten, machte Kaspar den Vorschlag, auf die Lebenden anzustoßen, nachdem man der Toten die Ehre gegeben habe. Man reichte dem Schulmeister ein anderes Glas und nun klingelte das Schulzimmer wie eine Wirtsstube an der Kirchweih, und bei jedem Klingeln blickten über die beiden Gläser hinweg zwei Augen ineinander, denn so ist es Brauch; die letzten aber, in die Konrad sah, waren schwarz und glänzend wie an einem Freudenfest und er wich ihnen aus.

Der Schulmeister leerte sein Glas zur Hälfte, stellte es dann auf eine Bank und griff nach der Thürklinke.

Man machte sich an ihn heran, um ihn zurückzuhalten, er aber sagte: „Bei Leibe nicht, Kinder! Einmal und nicht wieder! Als ich als junges Bürschchen zum erstenmal hier in diesem Haus schäppelte — 's ist schon manches Jährchen seither auf Reisen gegangen — da bin ich auch mit den anderen geblieben und mußte schließlich noch Tanzmusik spielen, bis der Tag graute. Seither . . . na! . . ." Sprach's und wünschte allen mit seinem freundlichen Gesicht eine gute Nacht. Auf der Schwelle wendete er sich nochmals zu dem jungen Volk und hielt schalkhaft drohend den Finger empor.

Der Gedanke, daß einmal beim Schäppeln getanzt worden war, imponierte den Burschen. „Ja, die Alten trieben's viel toller als wir," sagte Kaspar, der eine gar bewegliche Zunge hatte, „und jetzt, wenn wir einmal an der Kirchweih oder am Jahrmarkt ein bißchen über die Stränge hauen, thun sie, als ginge darob das ganze Heimwesen zu Grunde. Ich werd's aber meinem Ätti unter die Nase reiben, wenn er mich wieder einmal herunterkanzeln will!"

In diesem Augenblick knarrte die Thür in den Angeln:

„Ist's erlaubt?"

„Wer ist da?"

Nun trat ein Männchen herein, aufrecht, als hätte er einen Ladestock im Rücken gehabt: „Guten Abend allerseits!"

„Was suchst du hier, Brändli? Du fehltest uns g'rad noch!"

„Nichts für ungut, Max! Du weißt ja, der Brändli hat's immer mit dem jungen Volk gehalten, wenn er jetzt auch ein grauer Kerl geworden ist."

Bei diesen Worten griff er nach dem Glas, aus dem

der Schulmeister getrunken hatte: „Gesundheit, allerseits!“ rief er und trank aus.

Der Brändli war der Hoflump. Da er die Arbeit scheute, hatte er in jungen Jahren Handgeld genommen und gehörte zu den letzten Schweizersöldnern, die im Dienst des Königs von Neapel standen. Als das Schweizerregiment aufgelöst wurde, kehrte er in die Heimat zurück; aber das Arbeiten hatte er in Italien nicht gelernt und verspürte in seinem ganzen Leben nie mehr Lust, das Versäumte nachzuholen. Ehe er in fremde Dienste trat, hatte er bei seinem Vater gelernt, Körbe zu flechten und zu flicken; daran erinnerte er sich und zog nun seit Jahren mit seinem geraden Soldatenrücken und seinem langen Soldatenschritt im Land umher, schnitt sich auf anderer Leute Grund und Boden Ruten und Weiden, arbeitete einen, wenn's gut ging auch zwei Tage in der Woche, sonst aber führte er ein sorgloses Wanderleben, im Sommer barfuß, im Winter in geschenkten Stiefeln mit Rissen und Flicken, und hätte mit keinem Fürsten getauscht. Und machten ihm die Bauern Vorwürfe wegen seines Müßiggängerlebens, so lachte er sie aus: „Zu was soll ich arbeiten? Ehren brauche ich nicht und Schätze will ich nicht! Hab' ich nicht so viel Sonne wie ihr und so viel Luft wie ihr? Und einen Totenbaum werde ich auch einmal kriegen. Schafft ihr nur! füllt euern Geldsäckel und krümmt euern Rücken und reibt euch Schwielen an die Hände: in fünfzig Jahren seid ihr doch nicht mehr als der Brändli und wer der Gescheidtere ist, merkt ihr ja selber jetzt schon. Aber nachmachen könnt ihr es nicht und darum ärgert ihr euch!“

Er war weit in der Runde bekannt, aber sein eigent-

liches Fürstentum waren die Höfe und er nannte sich gern „Hoffürst“. Dort fühlte er sich wohl, dort brauchte er kein Geld, dort beunruhigte ihn das lauernde Auge des Landjägers nicht: er nährte sich von dem, was von den klotzigen Bauerntischen abgetragen wurde und mit einem Korbe erwarb er sich für eine ganze Woche oder auch für zwei das Recht, am Morgen ein Schnäpschen und am Nachmittag oder Abend ein Schöppchen „Most“ zu trinken. Wie manches geschenkte Räuschchen hatte er auf den grasigen Wegen von einem Hof zum andern getragen, oder im Sommer hinter dem Haselnußhag auf dem braunen Laube und im Winter im Stall ausgeschlafen.

Die Hofbauern duldeten ihn. Bettler und Handwerksburschen machten selten den weiten Weg zu ihnen hinauf und dem einen Landstreicher stopften sie gern die Löcher im Magen und spülten sie gern die Leber ab, wie sie sagten, besonders wenn er ihnen dafür an den langen Winterabenden von seinem Soldatenleben erzählte: von Aufläufen und Straßenkämpfen und vom Kreuzfeuer, mit dem man die Stadt bändigte; von Raufereien mit italienischen Soldaten, in denen die Schweizer immer die dickeren Fäuste hatten; von den feisten Pfaffen, denen man auf der Straße beim Vorbeigehen mit den Ellenbogen zusetzte; vom Ausbruch des Vesuvs; von der Cholera und wie die Soldaten die Leichen mit Kärsten aus den Häusern schleppen mußten. „Da war ich dabei, ich, der Heiri!“ fügte er jedesmal nach einem Abenteuer zwischen zwei ergiebigen Schlücken hinzu. Warf er dann und wann, wie zur Bekräftigung seiner Aussage, einen italienischen Brocken in seine Suppe, meistens ein maledetto, oder ein Christo madonna, oder ein sacramento, oder

auch alle drei untereinander, da sah er um sich die Augen glänzen: die sonst so nüchternen Hofbauern waren fast stolz auf ihren „Hoflumpen“ und kamen ihre Körbe auch etwas hoch zu stehen, sie dachten: „Das Vergnügen muß bezahlt werden auf dieser Welt, vielleicht ist's in der anderen besser.“

Nachdem Brändli des Schulmeisters Glas geleert hatte, mischte er sich unter das junge Volk, um die angefangenen Kränze zu mustern. Da trat er auf die Glasscherben, die man vergessen hatte aufzuheben. Er sah hin: „Ist's diesmal gesprungen? Hä? ha, ha, ha! Wer ist das glückliche Paar? Du Rosine? und du Konrad? Famos! Hör', Chueri, ich lade mich zur Hochzeit ein nnd versprech' dir zur „Ürte“ einen Kinderkorb, so groß, daß Drillinge drin Platz haben sollen! Wann ist die Hochzeit?“

Die Gesichter hellten sich auf. Der Brändli mußte kommen, um dem Völklein zu sagen, daß das Schäppeliorakel hinter der dunkeln Seite auch eine helle habe. Nur eine hatte den ganzen Abend daran gedacht; endlich hatte der Korbflicker das Wort ausgesprochen, auf das sie all die Zeit gewartet hatte, das ihr selber nicht von der Zunge springen durfte, ohne welches aber ihr ganzer Kriegsplan eitel Wünschen geblieben wäre. Sie sah den Lumpen mit leuchtenden Augen an, und wenn sie ihm auch zurief: „Du wüster Mann, so zu reden an einem Schäppeliabend!“ er glaubte ihren Augen mehr als ihrem Munde, lachte ins Fäustchen und sah sich nach einem Glase um. Rosine ihrerseits wünschte offenbar nicht, dieses Gespräch weiter auszuspinnen: das Korn war ja jetzt gesät, es wird schon aufgehen; nur nicht merken lassen, daß man es selber gestreut hat! Sie rief ihren Gefährtinnen zu: „Ihr Jungfern, so werden unsere Kränze

nicht fertig!" und bald darauf saßen die Mädchen wieder an ihren Plätzen und emsig zappelten wieder die braunen Finger, ja emsiger als zuvor, denn nun hatten sie Zuschauer bekommen und schauspielerten ein wenig. Die Burschen steckten ihre Pfeifen an und wem gerade in der Brust etwas keimte, der machte sich an sein Mädchen heran und gab sich mit seinen täppischen Händen den Anschein, als wollte er ihr behülflich sein. Die Mädchen hatten nichts einzuwenden, wenn sie auch sahen, daß die Arbeit eher gehemmt als gefördert wurde und von Zeit zu Zeit fanden sie sogar Muße, ihre Augen vom Immergrün und Moos ein wenig aufzuheben oder auf das leichtmaskierte Liebesgeplauder zu antworten, bald ermutigend, bald abwehrend, wie es ihnen gerade zu Mute war.

Konrad hatte sich in eine Bank gesetzt und, obschon er nicht hungrig war, machte er sich mit einer Brotkruste zu schaffen, die er sich von dem schweren Laibe geschnitten hatte und die nicht klein ausgefallen war. Das war so ein Mittelchen, um seine Gemütsverfassung zu verbergen und Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen; innerlich aber war es ihm so unbehaglich, als es einem Menschen in seiner Haut nur sein kann. Es sah in ihm aus, wie in einem Kornacker, den die Disteln zu ersticken drohen: „Wie kann ich zwei Tage nach ihrem Tode es anhören, wie sich einer zu meiner Hochzeit einladet, ohne daß ich ihm das unsaubere Maul mit der Hand wische, ohne daß ich nur ein Wort finde, um ihn zurecht zu weisen!" Der Bauerndünkel war an der Arbeit, die Pietät zu ersticken: der Bursche hatte sich in seinem heiligsten Gefühl verletzen lassen, um sein Geheimnis nicht zu verraten und etwa lächerlich zu er-

scheinen. Denn, wäre es nicht lächerlich gewesen, eine Liebe, die man so lange geheim gehalten, in dem Augenblicke zu verraten, wo man sie begraben muß? Gesteht ein Hofbauer je, daß er sich verrechnet habe?

Wohl sagte eine andere Stimme in Konrad: „Das ist die gute Art nicht! Schämst du dich denn deiner Liebe, daß du nicht vor deine Kameraden hintrittst und sagst: „Schont mich heute Abend und laßt mich trauern, denn morgen legt ihr meine Liebe in den Erdboden!“ Aber er horchte nicht auf sie.

Dieser Widerstreit der Gefühle, dieses Unterliegen der besseren aber feigen Überzeugung brachte über Konrad eine unerträgliche Verstimmung und er schaute unwillig zu der hinüber, die ihn mit einem teuflischen Rucke der Hand so tief in die Patsche gestoßen hatte. Denn er hatte schon gemerkt, daß nicht er das Glas zerschlagen hatte. Warum aber that sie's? Absichtlich? Das glich ihr, denn sie liebte gewagtes Spiel, das hatte sie schon als Schulmädchen oft bewiesen, sie hatte manchmal einen Teufel im Leib. Und sonderbar! man konnte dem kleinen Satan nicht einmal recht böse sein!

Jetzt waren ihre Augen auf die Arbeit gesenkt, Konrad aber sah sie immer noch, wie sie zu ihm herüberleuchteten hinter dem zerbrochenen Glase hervor und wie sie lächelten, und wie sie zu sprechen schienen und ihre Sprache ein Rätsel und doch keins war . . . und er, er hatte auch gelächelt, und jetzt wußte er nicht mehr, ob er es that, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen, oder um auf den Gruß der dunklen Sterne zu antworten und dem Rätsel zu sagen: „Ich hab' dich gelöst!“

„Nein, kleiner Teufel, diesmal soll dir dein Plan nicht

geraten! Ich bin kein Gimpel, der auf einer Leimrute sitzt!" Er wollte sich einreden, er sei auf das Mädchen böse und suchte seinen Zorn zu schüren, meinend, so den Unwillen, den er gegen sich selber hatte, zu dämpfen. Aber er merkte, daß alles Spiegelfechterei war; denn kann man allen Ernstes Haß dahin schleudern, wo Liebe herkommt? „Nun, wenn man nicht zu hassen vermag, braucht man dann gleich zu lieben? — Pauline, sei unbesorgt!"

Er war soweit in seinen Betrachtungen, als sich ein Glas vor sein Gesicht schob: „G'sundheit, Chueri!"

„Geh' zum Kuckuck, du Lump!"

„Thu' nicht wie eine Wildkatze, ich hab's wahrhaftig nicht bös gemeint!"

„Laß' mich in Ruh, du Halbnarr!"

Brändli beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Das bist du, wenn du Jörlis Rosine über die Achsel ansiehst. Das ist ein Mädchen, 's giebt kein zweites so auf den Höfen. Mit der ist keiner verloren; schaffen kann sie wie ein Roß, stell' sie wohin du willst: die ist in jedes G'schirr recht! Und für dich ging' sie durch's Feuer, wenn's müßt' sein, denk' nur der Brändli hab' dir's gesagt und der hat muntere Augen, wenn er nicht gerade einen Schwipps hat. Und der Alte, ich meine den Jörli, der geht auch nicht am Bettelstecken, der hat's dick im Kasten! G'sundheit, Chueri! G'sundheit, sag' ich!"

Konrad legte seine Brotkruste hin und ohne etwas zu erwidern oder dem Lumpen Bescheid zu thun, mischte er sich unter die anderen. Der Brändli war an solche Behandlung längst gewöhnt; er leerte sein Glas, ohne es einmal von den Lippen abzusetzen, aber bedächtig, mit halb-

geschlossenen Augen, wie einer der zu genießen versteht, schnalzte dann mit seiner glücklichen Zunge und machte sich wieder an die „Legle“ heran.

Konrad mußte kein vergnügtes Gesicht machen, denn als er in die Nähe der Lampe kam, da rief einer aus: „Ei, seht den Chueri an! Der macht ein Gesicht, als ob wir für ihn schäppelten! So rasch geht's nicht! Eins nach dem anderen!“ Viehhändlers Hans meinte, er müsse den Scherz weiter spinnen, nahm einen Kranz, der fertig in einem Korbe lag und warf ihn Konrad über die Schultern, indem er rief: „Es soll keins sagen, das Schäppeliglas wisse nichts: schaut nur her: wir haben dem Chueri g'schäppelet!“ „Das heißt Gott versuchen!“ riefen die Mädchen entrüstet. Konrad aber bekam einen roten Kopf, kehrte sich um und warf den Spötter, der diese Wendung der Dinge nicht vorausgesehen hatte, an eine Wand, so daß das Getäfel krachte. Es wäre zu einer Rauferei gekommen, hätten nicht die Mädchen ob solchem Beginnen ein Geschrei erhoben und die anderen Burschen sich zwischen die beiden gestellt.

„Geh' nach Hause!“ sagte sich Konrad, aber gleich regte sich sein Bauerneigensinn wieder: „Nein, sie sollen mich nicht mit ein paar schlechten Späßen vertreiben; ich bleibe zum Trotz, wer mir aber zu nahe tritt, dem weise ich die Zähne.“

Indessen hörten die Sticheleien und Neckereien nicht auf. Den Burschen war die Laune, die er den ganzen Abend zur Schau getragen, unerträglich und sie wollten es ihn büßen lassen, richteten sich jedoch dabei so ein, daß sie seinem Ingrimm nie genügenden Grund gaben loszubrechen. So wurde Konrads Lage immer ungemütlicher und schließlich sah er ein, daß er entweder das Feld räumen oder eine andere

Maske anlegen müsse. Er wählte das Schwierigere von den beiden; da ihm aber ein fröhliches Gesicht und lustige Rede nicht gelingen wollten, beschloß er bei der „Legle“ ein Darlehen zu erheben und that mit dem Glas freundlicher, als es sonst seine Gewohnheit war. So kam es, daß, als etwa eine Stunde später der Hoflump sich ihm wieder näherte, ihm sein Glas vor die Nase hielt und rief: „He, Chueri, G'sundheit!“ er ihm nicht mehr sagte: „Geh, zum Kuckuck, du Lump!“ sondern kräftig anschlug wie mit einem anderen.

Es mochte etwa halb zwölf Uhr sein, als die Kränze fertig in den Körben lagen. Die ganze Gesellschaft war gesprächig geworden, die Kirchenstimmung, die anfangs geherrscht hatte, war schlafen gegangen, man scherzte und lachte wie in einer Spinnstube. Alle saßen oder standen ein Weilchen da mit müßigen Händen und man sah es ihnen an, zum Aufbrechen schien ihnen die Stunde noch zu früh: man kommt so selten zusammen und jetzt ist der Sommer vor der Thüre mit all seinen Mühen und bis zur Kirchweih sind noch volle drei Monate!

Da übertönte Brändlis heiserer Ruf das allgemeine Gesumme der Stimmen: „Die Legle hat verblutet! Kein Tröpflein mehr drin! Hört nur: hohl! hohl!“ Er hatte ihr unvermerkt den Garaus gemacht und stand nun da mit seinem geraden Rücken, in der einen Hand ein noch halbgefülltes Glas haltend und mit den Knöcheln der anderen auf das Gefäß klopfend.

Was war da zu thun? Aufbrechen? trocken bei einander sitzen?

„Christian, füll' sie nochmals!“ rief einer.

„Nein, nein!“ wehrten die Mädchen, „jedenfalls nicht mehr ganz!“

„He, Christian, was zauderst du, wie eine Gaiß vor einer Brennnessel!“

Der Angerufene wollte sich nicht uzen lassen, rasch griff er nach dem Riemen der „Legle“ und verschwand unter der Thüre. Er wohnte auf dem Hofe auf dem das Schulhaus stand und wurde nun von seinen Kameraden gebrandschatzt. Brändli, als er sah, wie die Aussicht auf eine neugefüllte „Legle“ Sonnenschein auf alle Backen warf, rieb sich vergnügt die Hände und dachte: „Sie sagen mir jedesmal, wenn ich ihnen über den Weg laufe: ‚Brändli du bist ein Lump, Brändli du saufst zu viel!‘ Bah, sie thäten's alle gern und sind zu dumm dazu!“

Diesmal war die „Legle“ nicht mit Wein gefüllt: der rote Trank, der aus dem dünnen Kupferröhrchen in die Gläser schäumte, war Freude, pure Freude. Wer dachte noch daran, daß man zum Schäppeln zusammengekommen war? Man stieß an mit kecker Hand und wo zwei Gläser sich fanden, da leuchteten auch vier Augen ineinander und manchmal auch vier Reihen Zähne und meinten in ihrer schelmischen Sprache: „Nimm dich in Acht, oder ich beiß' dich!“

Als man die zweite „Legle“ mit dem munteren Läuten gesegnet hatte, ließ sich des langen Kaspars Stimme vernehmen: „Wie wär's, Kameraden, wenn wir es hielten wie die Alten?“

„Wie meinst du das?“

„Ei, wenn wir ein Tänzchen machten!“

Anneli, das jüngste der Mädchen, lachte wie ein silbernes Glöcklein zu dem Einfall, aber ihr helles Klingen wurde

erstickt von dem Gebrumm und Gezwitscher des Widerspruchs, das auf allen Seiten losbrach: „Das geht nicht an! Was für ein Einfall! Das schickt sich doch nicht! Das wär' gottlos!"

„Nun, s' war ja nur eine Meinung," sagte Kaspar, „laßt es meinetwegen bleiben und tanzt am Montag mit dem Karst auf dem Kartoffelacker oder in der Küche mit dem Besenstiel! Mir mag's gleich sein, aber das sag' ich: wenn man sich zu euch hält, kann man in seinen alten Tagen nicht einmal einen ordentlichen Streich erzählen, ihr Essigkrüge! Was wäre das denn für eine Sünde? Hans, als dein Großvater, der Viehhändler Stoffel starb, hat nach der Beerdigung Jung und Alt getanzt, alles was „ins Leid geladen" war. Ist das wahr oder nicht? Und kein Mensch hat sich darüber aufgehalten und ich habe deinen Vater selber sagen hören, sein Ätti selig hätte gewiß im Grab gelacht, wenn er's hätte mit ansehen können: man müsse tanzen, so es einen darnach gelüste und ein Paar anderer Beine auch mitthun wolle."

Kaspars Rede war nicht zum Fenster hinaus gesprochen; auf den Gesichtern konnte man lesen, daß die Meinung im Begriff war umzuschlagen. Übrigens war ja der Widerspruch so ernst nicht gemeint gewesen: er war ein Mäntelchen gewoben aus ein bißchen Scheu, wohl auch aus ein bißchen Heuchelei und man hatte es umgeworfen in der festen Zuversicht, es werde sich schon eine anständige Art finden lassen, es wieder abzustreifen. Indessen hütete man sich wohl, das Mäntelchen zu früh fallen zu lassen: der Bauer ist bedächtig, will man von ihm etwas, einen Kauf oder eine Einwilligung, und wär's auch zu seinem Nutzen, und wär's

auch zu einem Tänzchen, man muß mit ihm darum feilschen, das gehört zu seiner Lebensweisheit.

Da, wie jeder erwartete, sein Nachbar werde einen bequemen Weg vom „Schäppeln" zum Tanzen finden, klang es tief und weich: „Tanzt heut nicht!"

Das war eine Enttäuschung. Aber der Retter in der Not ließ nicht auf sich warten, er kam von der Legle her mit seinen langen Soldatenschritten: „Was bist du heut für ein verdrießlicher Bursche! Christo Madonna sacramento! Willst du denn braver sein als die anderen? Du Freudenversalzer! Geh! ich weiß, du würdest ums Leben gern tanzen, wenn du nicht Angst hättest, der Schulpfleger Ruedi könnt's erfahren und seinem Chueri die Kappe schleifen!"

Die anderen lachten und Brändli, durch den Erfolg ermuntert, sprach weiter: „Wenn der Chueri nicht tanzen will, was schert das mich? Tanzt, weil ihr noch Waden habt und die Füße lüpfen könnt! Das ist alleweg besser als greinen und flennen. Wollt ihr nicht, daß es die Alten erfahren, nun, wer plaudert's aus, wenn ihr euer eigenes Riegelchen vorschiebt? Ich thu's nicht! Ich nicht! Ich, der Heiri!"

„Aber der Schulmeister? Ihr habt ja gesehen, wie er den Finger aufhob," sagte Anneli, das noch vor zwei Jahren zur Schule gehen mußte.

„Ach, der Alte war noch nie eine Plaudertasche; gefällt's ihm auch nicht, so schwatzt er's doch nicht aus: ihr sagt ihm morgen ein Wörtchen ins Ohr und damit basta!"

Dem jungen Volk zuckten schon die Tänze in den Füßen, besonders den Mädchen. Die drängten sich zusammen, stellten sich auf die Zehen und zwitscherten und kicherten und

stützten die Arme in die Hüften. Einer der Burschen, der die Stimmung richtig beurteilte, bückte sich, um die gelockerten Schuhriemen fester zuzuziehen. Christian aber stellte sich vor ein Seitenfenster, sah in die Nacht hinaus und brummte etwas.

„Was hat dir der Mond zu Leide gethan, daß du ihn anknurrst?“ fragte ihn Jörli's Bert, der hinter ihm stand.

„Da sieh nur her! Wenn der Nachbar Stelzer den Kopf unter der Bettdecke hervorstreckt, so sieht er grade durch dieses Fenster ins Schulzimmer und merkt der etwas von unserem Tanz, nachher weiß es morgen die ganze Gemeinde. Es geht wirklich nicht!“

Er hatte die letzten Worte so laut gesprochen, daß sie auch von anderen vernommen wurde. „Warum geht es nicht?“

„Wegen dem Fenster da?“

Alle begriffen sogleich. Wie war da zu helfen? Einen Augenblick wurde es mäuschenstill im Zimmer.

Da platzte das lebhafte Anneli, das seine Tanzlust noch nie recht gesättigt hatte und nun ohne Besinnen seine Seligkeit für ein Wälzerchen oder ein Hopserchen hingegeben hätte, plötzlich mit der Sache heraus: „Ich hab's! die Wandtafel! die Wandtafel!“

„Hurrah, Annele! Respekt vor dir!“

Drei, vier Mädchen eilten auf die Wandtafel zu, hoben sie vom Gestell und trugen sie lachend zu dem verräterischen Fenster. Nun griffen auch die Burschen ein und nach wenigen Minuten war das Seitenfenster so gut wie blind und das Schulhaus zeigte dem lauernden Nachbarhaus keines seiner freudenhellen Augen mehr.

Jetzt wurden die Schulbänke zurückgeschoben und auf-

einander gestellt, um Raum zu gewinnen, und bei dieser Arbeit kam eine ausgelassene Heiterkeit über die Leutchen. Einige der Burschen zogen ihre braunen Barchentkittel aus und warfen sie auf die aufgeschichteten Bänke, andere suchten mit den Augen möglichst unauffällig die Tänzerin, mit der sie am liebsten den ersten Wirbel durch das Zimmer gedreht hätten, einer aber rief: „Stampft nicht zu stark auf den Boden, damit der Schulmeister nicht ärgerlich wird."

„Wer aber spielt auf?"

Neue Bestürzung! Daran hatte man nicht gedacht. Man sah sich um und musterte sich.

„He! Konrad! Heraus mit der Mundharmonika!"

„Ich habe sie nicht bei mir!"

„Schaut den Schlaukopf! Da es ihm nicht ums Tanzen ist, sollen auch wir feiern! Heraus mit der Knittlingerin!

„Ich habe sie nicht bei mir!"

„Glaub's, wer mag!" rief Kaspar, näherte sich seinem Kameraden, der auf einer Bank saß und klopfte ihm auf die Taschen seines Kittels. Dann wandte er sich mit einem langen Gesicht zu den anderen: „Wahrhaftig! Wer hat den Chueri je ohne seine „Musik" gesehen! Und grad heut muß er sie zu Haus lassen! Chueri, du bist heut mit dem linken Bein aufgestanden!"

„'s wird doch einer ein Tänzchen pfeifen können!" rief Anneli. „Wenn's keiner der Burschen thut, kann ich's zur Not." Und sie fing an das Liedchen zu pfeifen: „Auf und an, spannt den Hahn," machte dazu ein paar Tanzschritte, mußte aber lachen und brach ab und alles lachte mit dem drolligen Geschöpfchen.

Als alle ratlos dastanden und nicht wußten, was an-

fangen, da tönte es von der Stelle her, wo die „Legle“ stand: „An den alten Brändli denkt ihr natürlich nicht! der ist altes Eisen und taugt zu nichts!“

Richtig, der Brändli! Hatte er nicht schon mehr als einmal bei einer Spinnstube ausgeholfen? Spielte er auch nur Maultrommel, was that's? Brauchte man denn mehr als den Takt?

„Laß' los, Hoffürst! spiel' auf, daß dein Volk tanze!“

Der Lump war ganz glücklich, sich dem jungen Volke nützlich machen zu können; lächelnd griff er in die Busentasche seines schäbigen Rockes, nahm bedächtig ein rotes Taschentuch heraus und aus diesem wickelte er seine Maultrommel. Nachdem er noch rasch einen ausgiebigen Schluck aus dem Glas gesogen und sich die Lippen abgeleckt hatte, nahm er sein kostbares Instrument zwischen die Zähne und fing an, ihm mit dem rechten Zeigefinger die einförmige Musik zu entlocken. Aber als schon die ersten Paare sich zu drehen begannen, brach das Tönen wieder ab: „Halt! halt! Wenn Schulpflegers Chueri nicht thut, wie andere Leute, spiele ich nicht! Wenn der Hoffürst Tanzmusik macht, tanzt alles!“ Rief's und stieß dann mit seiner vom Alkohol heiseren Stimme einen Juchzer aus: „Ju-hu-hu!“

„Halt's Maul und spiel' auf!“ riefen die Burschen, denen der kreischende Jauchzer bei ihrem schlechten Gewissen nicht lieb war. Der Lump aber, der halb betrunken und, wie immer in diesem Zustande, eigensinnig war wie des Müllers Esel, beharrte auf seinem Begehren: „Tanzt der Chueri nicht, spielt der alte Brändli auch nicht auf!“

„Ich thu's nicht!“ sagte Konrad.

Da drang alles in ihn, er solle ihnen doch jetzt nicht

den ganzen Abend verderben. Die Burschen wurden unwillig und die Mädchen vielleicht noch mehr, wenn sie es auch weniger zeigten: „Der will den ganzen Abend besser sein als wir, er ist garnicht wie sonst! Können wir etwas dafür, daß er ein Bett mit einer Sterbenden drin erhandelt hat? Was? sollen wir jetzt darunter leiden?“ raunte man sich ins Ohr.

Konrad mußte endlich nachgeben. Er reichte dem ersten besten Mädchen den Arm und die Paare umfaßten sich wieder. Aber wieder protestierte der Lump: „Da wird nichts draus! Mit seiner Schäppelijungfer tanzt er! Die Scherben sollen zusammengeflickt werden! So will ich's! ich, der Heiri!“

Alles mußte lachen über das selbstbewußte Gebahren des Fürsten. Rosine aber huschte an Konrads Seite und flüsterte ihm zu: „Es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn er so ist, du weißt es ja! Drum gieb nach, sonst giebt's noch Händel und das ist schlimmer als ein Tänzchen. Tanze den ersten mit mir und mach' nachher, was dich gut dünkt.“

Konrad sagte leise zu sich: „Du bist der elendeste Tropf, den der Erdboden trägt,“ und reichte dem Mädchen seinen Arm. Der Lump, wie er sah, daß er seinen Willen durchgesetzt hatte, stieß seinen zweiten Jauchzer aus: „Juhuhu!“ und nun ging der langersehnte Tanz los, rasch, brausend, wild, wie der Mühlteich, wenn der Müller die Schleuse aufzieht. Die Maultrommel klang zwischen den Zähnen des Korbflickers wie das halbunterdrückte, schelmische Lachen eines Kobolds: „Ha, ha, ha!“

Die Kittel und Röcke streiften sich, die Schuhe glitten auf dem Boden, die einen flink und leicht die anderen schwer und wuchtig und die Nägel zogen dunkele, krumme

Linien auf den tannenen Brettern. Der Staub in den Fugen wurde aufgescheucht und flog erschreckt in die Zimmerluft, besonders wenn einer der Jungen, seiner Lust nicht mehr Meister, mit den Hacken wuchtig zum Takt stampfte. Der Atem flog rasch und rascher, die Wangen erglühten wie Morgenwolken, die Augen, voller Lust, schlossen sich halb, der Bursche faßte die Maid fester und ihr Kopf suchte Halt an seiner Schulter; die langen Bankreihen klapperten leise und wären gerne mitgehüpft und kamen nicht von der Stelle und der Stubenboden zitterte vor Lust und wurde warm.

Die Maultrommel brach ab. Kaum gönnte man dem Musikus die Zeit, seine allzeit trockene Zunge zu letzen: „Hü!" rief einer zum Scherz und „hü!" ging's weiter: nach dem Walzer eine Polka, nach der Polka ein Schottisch, dann ein Ländler und ein Hopser, und waren Musikus und Tänzer am Ende ihrer Kunst angelangt, so ging's wieder von vorne an: „Juhuhu!"

Konrad tanzte wie ein anderer: es ging ihm mit dem Tanzen, wie mit dem Singen: war er einmal im Zug, so hätte der Saal einstürzen können, er hätte auf den Trümmern seine Nägel geschliffen. Ja, er wurde nun gesprächig und drehten sich die Beine nicht, so tanzte die Zunge in ihrem engen Kämmerlein. Und war das ein Wunder? War nicht die „Legle" mit Freude gefüllt und hatte sich der Bursche nicht wacker an sie gehalten? Und hatte Rosine nicht das kurzweiligste Plaudermäulchen von der Welt?

Nur hie und da, wenn die Maultrommel erschlaffte, die Fußsohlen ruhten und die Stimmen sich dämpften, fuhr ihm die Erinnerung an Pauline wie ein Nadelstich durch die Brust, aber es war nur einen Augenblick: „Ha, ha, ha!"

rief der Kobold in der Maultrommel! „Hü!“ ging es weiter und fort war Paulinens Bild: kann man etwas genau ins Auge fassen, wenn man sich dreht wie ein toller Kreisel? Kann die Brust fühlen, wenn sich die Seele in den Füßen zu schaffen macht? Findet der Tod ein Plätzchen, wo sich das Leben so ungestüm geberdet?

Rasch wie der Tanz flieht die Zeit. Die Uhr an der Wand, wenn man auch bei dem Treiben ihr ticktack überhört, eilt und eilt, wie wenn auch ihr der rasende Takt in's Räderwerk gefahren wäre und der alte Perpendikel mit dem angelaufenen Messingknopf schlägt aus nach links und nach rechts, stramm wie ein Turner. Sie meinen's gut, das Räderwerk und die Zeiger und der Perpendikel in ihrer Sympathie mit dem jungen Volke, aber sie verstehen ihr Geschäft nicht recht: rückwärts sollten sie gehen, rückwärts wie jedes Menschenleben, rückwärts wie die Welt gehen sollte, in's Reich der erloschenen Morgenröte! Erst noch hatte der Kuckuck aus seinem Häuschen gerufen: „'s ist zwei, Ihr Leut'!“ und eben jetzt, eine Pause im Tanzen benutzend, knackt das alte Ding an der Wand, es „warnt“: in fünf Minuten ist's drei!

Erschreckt schaut alles an die Wand, als wäre dort das ‚Mene, Tekel, Upharsin“ erschienen: „O je! Und wir sind noch nicht einmal recht im Zug! Brändli, hü! keine Zeit verloren!“

Er aber, der bis jetzt so wacker ausgehalten, beeilt sich nicht zu sehr, er greift zum Glase, leert es mit zitternder Hand und möchte nochmals sein „Juhuhu!“ ausstoßen. „Ju . . . die Stimme versagt ihm; er versucht es noch einmal: umsonst, seine Kehle ist lahm und nun ist das Restchen

Energie, das ihm noch geblieben war, wie fortgeblasen: Der Wein ist sein Herr geworden; er wirft das Glas auf den Boden und sucht in seiner Busentasche nach dem roten Taschentuch, lallend: „Ich spiel' nimmer."

Die Burschen fuhren ihn barsch an; er aber, seiner Wichtigkeit noch halb eingedenk, warf ihnen seine Maultrommel ins Gesicht: „Maledetti villanacci!"

Die Mädchen, denen das Tanzfieber immer noch in den Füßen zuckte, suchten ihn zu beschwichtigen: umsonst. Er ging schwankend den Bänken nach, auf denen die Gläser standen, trank eins um's andere leer und warf es dann auf den Boden, bis ihn ein Bursche etwas unhöflich am Rocke zupfte. Der Betrunkene purzelte auf den Boden hin, fing an, mit seiner lallenden Zunge zu fluchen wie ein Türke und machte gar keine Anstrengung, sich wieder zu erheben. Da sahen die jungen Leute, daß es mit dem Tanzen für diesmal aus sei; sie stellten die Bänke wieder in Reih und Glied, hoben die Wandtafel vom Fenster herunter und schickten sich an, den Heimweg anzutreten. Christian griff nach der „Legle", schüttelte sie und meldete, daß noch ein Restchen Wein drin sei. Das vernahm der Lump am Boden. „Mir die Legle, Christo . . . mir die Legle" und sperrte sein Maul auf, und als Christian nicht auf ihn hörte, fing er an zu weinen und zu schreien wie ein kleines Kind: er hatte das „trunkene Elend." Da packten zwei Burschen den Hoffürsten, einer am Kopf, der andere an den Füßen und trugen ihn hinaus und hinab zu Christians Scheune. Dort warfen sie ihn auf einen Haufen Streue. Er lallte noch ein paar unverständliche Worte und schlief dann ruhig ein: er war an dieses Lager und an solche

Begleitschaft längst gewöhnt: eine königliche Seele steht über diesen Erbärmlichkeiten des Lebens.

Das Schulzimmer leerte sich, die Lampe erlosch von selbst, sie war müder als alle.

Draußen vor der Treppe gab man sich die Hände, sich einen guten Tag wünschend und dann ging man auseinander nach allen Winden, und sputete sich, um vor dem allgemeinen Erwachen die verschiedenen Höfe zu erreichen. Jeder Bursche begleitete seine bevorzugte Tänzerin, wie dies Brauch ist; Konrad schritt mit Rosine dem Eichhofe zu. Das Mädchen plauderte munter, wie ein gesprächiges Wiesenbächlein, und er mit dem etwas nebligen Kopf hatte sein Wohlgefallen an dem lustigen Klingen und Singen, das ihm zur Seite schritt.

Sie traten in den dunkeln Buchenwald mit dem feuchten Lehmboden, der den Klang ihrer Schritte erstickte. Sie hörten auf zu reden und merkten es nicht: war es, weil sie den Weg im Dunkeln suchen und ihre Sinne beisammen halten mußten? War es des Waldes Feierlichkeit, die ihnen den Mund schloß?

Da glitt der Morgenwind durch das bewegliche Laub und weckte die Baumkronen und sie flüsterten einander ihre Heimlichkeiten zu: leis, süß, geisterhaft. Was hatten sie zu plauschen und zu lauschen? Was hatten sie sich flüsternd zu sagen, was hatten sie sich hauchend zu klagen? War's Lenzeslust, was sich so geheimnisvoll von dem frischen Laub ablöste und die laue Maienluft durchtränkte? War's Lenzesschmerz, was von der Erde kühl nach den Gipfeln strebte?......

Waren Liebende in den Kronen versteckt? oder war es der Wipfel eigenes Liebeslied, was kaum vernehmlich, aber so sehnsüchtig und weich hinunter zu der sprossenden, keimenden

Erde zitterte? Und was meinten die Büsche am Wege, wenn sie die Kleider der Heimkehrenden sanft streiften, oder ihnen mit den zarten, seidenen Blättern um Wangen und Nacken strichen? Waren es wirklich Zweige mit laubigen Fitttigen, oder waren es sanfte Feenhände, die so gut zu liebkosen verstanden und die Leutchen hineinlocken wollten in das lenzige Leben und Lieben der Büsche?......

Und was hinterdrein kam und ins Haar fuhr, schüchtern und schonend, und sich leicht an den Locken festhielt und neckisch, kaum merkbar daran zupfte, waren es Finger, zart und weich wie die Luft, und gehörten sie einem, zart und weich wie die Luft, der nur wartet, bis du dich wendest, um dir auf die Lippen zu brennen, wild und glühend wie Feuer?...

Da klang's von einem Aste herab: „Zip! zip! zip!"

Das Pärchen unten stand still, wie auf ein Zeichen, und lauschte. Wieder erklang das „Zip! zip! zip!" und auf der anderen Seite des Weges antwortete es, etwas schläfrig noch und zögernd: „Zip! zip!" „Das sind Buchfinken", flüsterte Konrad seiner Begleiterin ins Ohr. Sie gab keine Antwort, sondern lauschte dem Erwachen des Waldes: nach und nach stießen die Wipfel oben und die Büsche unten kurz abgebrochene Töne aus, wie erwachende Kinder: erst mit noch schlaftrunkener Kehle, dann immer munterer, die einen lustig und frisch, die anderen klagend und sehnsüchtig, manche schüchtern und leis, die meisten kräftig und ohne Scheu. Rechts und links vom Wege, ganz nah, hörte man Federn, die sich auseinanderschoben: nach den Kehlen waren auch die munteren Flügelchen erwacht und rauschten nun ein wenig in die Luft, um sich zu überzeugen, daß es noch gehe.

Es wurde den beiden Lauschern so weich, so süß zu

Mute bei diesem erwachenden Stammeln und Flügelschlagen des Waldes und sie horchten schweigend. Konrad merkte, wie sich das Mädchen fester an ihn schmiegte und er hörte, daß ihr Atem rascher und lauter ging. Ein warmer Hauch flog an seinem Gesicht hinauf und er schloß daraus, daß sie zu ihm empor, oder hinauf zu den Baumwipfeln schaute, denn in dem Waldesdunkel vermochte er ihre Züge nicht zu sehen.

„Was ist dir, Rosine?“ fragte er flüsternd.

„Ich fürchte mich halb, da in dem Wald drin“, erwiderte der warme Hauch, der zu ihm aufstieg.

„Sei nicht närrisch! Wenn ich bei dir bin!“

„Ach, es ist mir, ich . . .“

„Was ist dir?“

„Es dünkt mich, ich fürchte mich grad vor — dir, Konrad“, sagte sie zögernd und schloß sich fester an ihn an in einem unbewußten Widerspruch der Liebe, und ihr Atem flog noch rascher und der Bursche glaubte zu hören, daß ihr das Herz im Busen zitterte, wie das eines Meischens in der Hand des Vogelstellers.

„Aber wie kannst du mich fürchten und kennst mich von Jugend auf!“

„Ich fürchte dich nicht und fürchte dich doch und wollte ich wäre zu Haus; komm', laß' uns gehen.“

Sie wollte gehen und ihr Arm zog an dem seinigen, er aber wurde eigensinnig und hielt stand:

„Was bist du ein dummes Kind, so Angst zu haben! Bin ich nicht zahm wie ein Schaf?“

„So komm', mein Schaf, und laß' uns heimkehren!“

Das Wort „Schaf“ hatte in ihrem Mund, die Bedeutung

gewechselt. Es klang ihm wie Hohn in den Ohren und wirkte wie eine Zauberformel: „Ja, sie hat recht, du bist ein Schaf!“ Sein Blut fing an zu kochen, auf einen Schlag war aus dem Schafe ein Wolf geworden; durch seine Sinne, die wie im Nebel schwammen und durch seine erhitzte Brust zuckte es wie ein unsäglicher Schmerz, den man loswerden, den man abwerfen möchte.

In diesem Augenblick brach der Fink auf der Buche, unter der sie standen, mit Macht los: „Zip! zip! zip! bin ich, bin ich froh! es lenzt ja!“

Ja, es lenzte in der Erde und über der Erde, in den Büschen und in den Baumkronen, in den kleinen, heißen Herzen der Vögel und in der Brust des Menschenpärchens, das mitten drin in dieser Werdensfreudigkeit stand.

Aus Konrads Kehle brach's hervor, ungestüm, wild verlangend: „Rosine, Mädchen!“ und sie merkte, wie sich seine Arme um sie schlingen wollten. Der seltsame Klang von Konrads Stimme brachte sie völlig zur Besinnung und sie rief, und ihr Ruf klang wie der Schrei einer Amsel, die man zu Tod erschreckt hat: „Laß' mich, Bursche!“ Damit wischte sie ihm mit einem kräftigen Ruck aus den Armen und rannte auf dem weichen Wege davon, mit vorgestreckten Armen, um nicht an die Bäume zu stoßen.

„Rosine, Mädchen!“ klang es noch in ihren Ohren, keuchend, halb unterdrückt, und dieser Klang beflügelte ihre Füße: sie fürchtete den wirklich, den sie liebte und es überkam sie eine Reue über ihr unkluges Gebahren.

Konrad stand einen Augenblick da, verblüfft, und rief ihr nach: „Rosine, Rosine!“ Sie aber huschte davon wie ein flüchtiges Reh und der Waldboden verschlang den Klang

ihrer Füße. An ihrer statt gaben Antwort die Vögel im Geäst: Konrads Ruf mußte sie vollends geweckt haben und nun schmetterten und zwitscherten und schlugen und kreischten und tirilierten sie, was aus den Kehlen herausmochte und mehr, als der Wald fassen konnte, und es war Konrad, als spotteten sie seiner, der Grünspecht mit seinem auflachenden Gewieher und der Häher mit seinem schnarrenden rrrr!

Aus all dem Wettgeschrei der Amsel, Drosseln, Meisen und Rotkehlchen heraus vernahm aber Konrad besonders den Zuruf des Finkleins auf der Buche:

„Hi! hi! hi! Fang' sie doch ein! es lenzt ja!
Hi! hi! hi! sei nicht so blöd, es lenzt ja!
Eins, zwei drei! lüpfe die Füß', es lenzt ja!"

Und er fing an zu laufen, Rosine nach, und die Buchen über ihm und hinter ihm kicherten, wie er so sprang:

„Hi, hi, hi! Alles ist närr'sch, es lenzt ja!
Hi, hi, hi! Liebet, o liebt! es lenzt ja!"

Als Konrad aus dem Wald herausbrach, flog ihm das graue Morgenlicht entgegen und fünfzig Schritte vor sich sah er Rosine durch das Halbdunkel jagen. Er rief ihr wieder, sie kehrte sich nicht daran und fing noch schneller an zu laufen auf dem schmalen Weg, mitten durch die Roggenäcker hindurch, die im Frühwind zitterten. Der Bursche wurde immer eifriger in seiner Jagd, er mußte sie einfangen! Schon näherten sie sich dem Eichhofe; da, unter Jörlis mächtigen Nußbaume erlangte er sie: seine Arme schlangen sich um sie: „Hab' ich dich, du Teufelchen!" Sie aber geberdete

sich wie eine Wildkatze, die man in einen Sack stecken möchte und eine Angst, die Angst des unentweihten Mädchens schrie ihn an aus der keuchenden Brust: „Was willst du?"

Er wußte nichts zu sagen als: „Rosine, Rosine!" und schloß seine starken Arme fester zusammen. Dabei suchten seine Lippen ein passendes Plätzchen an ihrem Köpfchen, um sich festzusaugen; sie aber zitterte und wand sich und der Zorn lohte aus ihrer Frage: „Was willst du von mir?" Er war nicht in der Laune nach einer Antwort zu suchen, er mochte meinen, seine Arme verständen jetzt ihr Geschäft besser, als seine Zunge und wirklich, sie machten so treffliche Arbeit, daß Rosine bald ohnmächtig war wie ein Eisenstück in einem Schraubstock und schon fühlte sie des Burschen heiße Lippen auf ihrem Nacken brennen. Da machte sie noch eine letzte Anstrengung und schrie ihn an: „Ein schlechter Kerl, der sich so benimmt! Hör' auf oder ich schreie, daß der ganze Hof erwacht!"

„Was will ich denn Schlechtes?" keuchte er in seiner Leidenschaft.

„Was ein rechter Bursche ist, küßt nur seine Braut!"

„Und so auch küss' ich dich!" rief er ohne Überlegung und setzte wieder seine Lippen auf den unwilligen Nacken.

Da drehte ihm das Mädchen das Gesicht zu: „Ist das dein Scherz oder ist's dein Ernst?" und sie zeigte ihm das Weiße der dunkeln Augen.

„Mein Ernst!" rief Konrad, dem das Buchenlaub die Besinnung abgewischt hatte.

„Schwörst du's bei deiner Ehre?"

„Bei jedem heiligen Namen!"

Da wehrte sie sich nicht mehr: „O, Konrad."

Und nun fiel es über beide wie ein Rausch, ein dämmernder Taumel, nichts als Gefühl, Herz ohne Kopf. Ihre Lippen fanden sich und fügten sich fest zusammen und aus ihren Kehlen klang ein verhaltenes Murmeln: es war das Glück, das sich in ihre Brust genistet hatte, das nun einen Ausweg suchte, um in die Welt hinauszuschreien: „Glück! Glück!" dem aber die Schranken der Lippen den Ausweg versperrten und es in die Brust hinabbannten, aus der es aufs neue loszubrechen suchte. Und die Brust, voll der eingesperrten, unbändigen Lust, voll des mächtig geflügelten, aber gefesselten Jubels, wogte wie die See im Sturm und wollte zerspringen.

Wie lange standen sie da, Brust an Brust, Lippe an Lippe, Atem in Atem? War's ein Augenblick? War's eine Stunde? war's eine Ewigkeit? Sie hätten's nicht zu sagen vermocht.

Plötzlich fuhr es durch Konrad wie ein lähmender Schlag und ein Schmerz durchfuhr ihn, als hätte er flüßiges Erz getrunken. Er hätte auffahren mögen. Paulinens Bild hatte wie ein Wetterleuchten in seine Seele gezündet und nun war er nüchtern auf einen Schlag: nüchtern vom Wein, nüchtern von der Liebe. Fort war der Taumel, und die Lust fort! Die eben noch so volle Brust war leer wie ein ausgebranntes Haus.

Wie er Rosine verließ, er wußte es nicht; er eilte querfeldein, seinem Hofe zu, über die Matten hin und durch die Kornfelder und achtete des kalten Taues nicht, in dem er sich bis an die Knie badete. „Oh, ich Elender! oh, ich Elender!" stöhnte er. „Noch ist sie nicht unter dem Boden und ich habe ihr schon die Treue gebrochen!"

Nachdem des Lebens Himmel sich über ihm geschlossen hatte, brach unter ihm des Lebens Hölle auf, ein schwarzer, schmutziger Sumpf, und ihm wäre recht gewesen, der Pfuhl hätte ihn hineingezogen und ihn ertränkt, ihn und auch den Ekel, den er an sich selber empfand. „Oh, ich Elender, ich Elender!"

Es war schon heller Tag, als er sich dem Vaterhaus näherte; wenn nur noch niemand wach wäre, er hätte seinem Vater oder seiner Mutter nicht begegnen mögen. Er trat deshalb nicht durch die Hausthüre ein, sondern schlich sich ums Haus herum, nahm die Leiter, die ans Scheunenthor angelehnt war und stellte sie an die Mauer, unter sein Kammerfenster. Wie er hinaufstieg, um sich ungesehen wie ein gehetzter Fuchs in seinem Schlupfwinkel zu verkriechen, ging das Fenster nebenan auf und heraus streckte sich lachend ein junger rotbackiger Mädchenkopf. Es war Konrads Schwester Marie, ein Mädchen das seit einigen Wochen den Konfirmandenunterricht besuchte. Die beiden verstanden einander trefflich und hatten, ohne es selber zu wissen, eine Art Schutz- und Trutzbündnis miteinander geschlossen: es war der Bund der Jungen gegen die Alten. Konrad stand einen Augenblick auf der Leiter still und hielt den Zeigefinger vor den Mund. Mariechen, zum Zeichen des Einverständnisses, deckte sich die Augen mit der Hand und lächelte: „Unbesorgt! ich habe nichts gesehen!" Dann verschwand das rosige Köpfchen vom Fenster. Konrad schwang sich in die Kammer, gab der Leiter einen kräftigen Stoß mit der Hand, so daß sie sich rückwärts überschlug und ins Gras legte. In dem Augenblicke hörte er vor seiner Kammerthüre, auf dem Gang, polternde Tritte von Holzschuhen, die

die Treppe hinunter donnerten, durch die Küche klapperten und sich in der Scheune verloren. Das war der Schulpfleger Ruodi, Konrads Vater, der nach seinem Vieh sah, während sein Sohn sich ächzend aufs Bett warf, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Kleider auszuziehen.

Konrad hätte gern seinen wüsten Kopf ausgeruht, aber er fand den Schlaf nicht, denn seine schmerzenden Gedanken ließen sich nicht einlullen, die waren erbarmungslos und rissen und zupften an seiner Seele wie mit scharfen Zangen und drangen wie spitzige Nägel in die Brust. Er schloß die Augen und wälzte sich stöhnend von einer Seite zur anderen, und bei jedem Atemzug war es ihm, es reiße ihm in der Brust eine Faser entzwei. Und wie er so nach Schlaf und Ruhe rang und die Qual niederkämpfen wollte und alles nichts half, da kam über ihn eine helle Wut gegen die Urheberin all seines Weh's.

„Du hast es so gewollt und mit Weiberschlauheit von langer Hand so gefügt! Überlistet, überrumpelt, den Sack über die Augen geworfen hast du mir, du kleiner Satan! — Du hast mir schon lange nachgestellt, das hab' ich wohl gemerkt und jetzt hast du den Gimpel ins Garn gelockt! O ich Narr! ich Narr! — Daß ich mit ihr tanzte, mit ihr nach Hause ging, mit ihr auf die vermaledeiten Waldfinken horchte, ihr nachjagte, als trüge sie das Heil meiner Seele im Sack herum, und daß ich ihr den Willen that und sie einfing! O, ich Narr, ich Narr, ich Narr! Und ich hab' ihr mein Wort verpfändet, ich Tropf! — Aber nein! so weit soll's nicht kommen! die Freude soll sie nicht haben! die nicht! Ist es leicht ein Band zu knüpfen, so ist es nicht um einen Deut schwerer, es wieder zu . . . .“

Er machte den Gedanken nicht fertig, denn in seinem Geist dämmerte ein anderes Bild herauf: der Nußbaum und in dessen Dunkel ein Pärchen: Rosine in seinen Armen, erst wild, dann zahm und fest an ihn geschlossen und der Drang ihrer Lippen eins und eins der Flug ihrer Herzen. Nun kam ihm allmälich die Wahrheit: der kleine Teufel war in sein Herz gestürmt und klammerte sich fest und wird sich nicht mehr vertreiben lassen. Die alte und die neue Liebe machten sich in ihm das Dasein sauer und er fühlte wohl, wohin sich der Sieg neigen werde, wohin er sich bereits geneigt hatte, und das gerade machte sein namenloses Wehe: hier Liebe und Leben, dort Liebe und Tod, hier lohe Glut, dort kalte Verwesung, der Kampf war zu ungleich!

Er konnte Rosine nicht mehr zürnen, wie er gerne gewollt hätte, alle Schuld war ja in ihm, er war ein schwaches, federleichtes Täubchen, das mit dem Wind fliegt, der just der stärkere ist. „O, Pauline, Pauline, Pauline!" Und er fühlte wie ihm die Augenwimpern, wie sehr er sich auch wehrte, zu zucken begannen und ihm die Thränen über die Wangen nach den Mundwinkeln schlichen, salzig, salzig.

Während er so dalag, drang von unten aus der Küche ein Gespräch zu ihm hinauf, wie der Klang von zwei Saiten, einer gespannten, singenden und einer schlaffen, schnarrenden:

„Was steht der Bub heut' nicht auf? Was ist das für eine neue Ordnung?"

„Sie haben ja gestern ‚geschäppelt', da wird's etwas spät Feierabend gegeben haben!"

„So? Und nun sollen wir Alten dafür herhalten und unsere alten Knochen tanzen lassen? Verträgt er's nicht so lang aufzubleiben, so halte er's mit den Hühnern und lege

sich bei Zeiten auf's Stroh! Reich' mir da deinen Besen, ich will ihm an die Diele klopfen!"

„Nein, Vater, laß' ihn schlafen, ich will schon helfen melken und das Vieh tränken. Und wenn's auch heut' etwas später wird als sonst, was thut's, 's ist ja Sonntag!"

„Nein, nein! der Faulpelz soll mir heraus, gieb her den Besen!"

„Laß' ihn doch schlafen, Vater, er muß ja heute noch mit Kellerjakobs Pauline ans Grab, er ist Leichenträger und da soll man nicht sagen, Schulpflegers Chueri habe ein Gesicht gemacht, wie eine Milchsuppe und habe einmal über's andere gegähnt! Auch muß er in der Kirche singen und hat man nicht ausgeschlafen, so bringt man keinen rechten Ton heraus, ich weiß das! Geh' jetzt nur, ich wecke ihn schon, wenn's Zeit ist!"

„Du hältst immer zu ihm", brummte der Alte, als er mit seinen schweren Holzschuhen in die Tenne hinausklapperte.

Konrad hatte das Gespräch Wort für Wort verstanden, es hatte ihn von seinen quälerischen Gedanken abgelenkt. Die Parteinahme des Schwesterchens that ihm wohl und wohl mochten ihm auch die Thränen thun, und der Körper, diese Pause im Kesseltreiben der Seele benutzend, machte sein Recht geltend: der Alte hatte im Stall draußen noch nicht nach dem Melkeimer gegriffen, da fing Konrad in seiner Kammer an tief und ruhig zu atmen und Leib und Seele hatten Ruh.

So lag er etwa ein Stündchen. Er erwachte an dem alten Seelenschmerz, der, die Müdigkeit endlich überbietend, wieder hervorbrach, wie ein Stück Holz an die Oberfläche

steigt, wenn die Hand erlahmt, die es unter Wasser halten sollte. Der beklemmende Kampf begann auf's neue und Konrad, um ihm zu entrinnen, sprang von seinem Lager auf und nie sah man ihn emsiger in der Scheune arbeiten.

III.

Paulinens Beerdigung fand, wie der Brauch ist, am Vormittag statt. Um 8 Uhr versammelten sich die Verwandten, die aus dem Dorfe heraufgekommen waren, in Jakobs Stube, während draußen auf der „Hofreite" die ins Leid geladenen „Höfler" in größeren oder kleineren Gruppen herumstanden, die einen schweigsam, wie sie in Gesellschaft des Karstes und der Schaufel geworden waren, die anderen mit gedämpfter Stimme plaudernd, vom Pflügen und Säen, von Apfelblust und Heugras. Jede Haushaltung war wenigstens durch ein Glied vertreten.

Die Burschen und Jungfrauen bildeten eine Gruppe für sich und scharten sich um das Schäppeli. Vier Burschen, von den stärksten und stämmigsten, traten ins Haus und holten auf einer Bahre den schwarzen Schrein heraus. Der wurde in die Mitte der Hofreite gestellt und die rührigen Hände der Mädchen umwanden ihn liebevoll mit den Kränzen, deren grüne Blätter und Ranken dem Tod sein Grausen nahmen. All die jungen Leute machten ernste Gesichter und man sah es ihnen nicht an, daß sie vor wenigen Stunden noch getanzt und getollt hatten, als ob auf dieser Erde keiner herumginge, der uns in jeden Becher ein Tröpflein gießt, bis es endlich genug ist und wir den Weg gehen, den Pauline nun antrat.

Auch Rosine war da in ihrem schwarzen Kleide. Sie hielt das Schäppeli in der Hand, denn, als die Stattlichste von allen, war sie dazu erkoren worden, das Kreuz dem Sarg vorauszutragen. Es gab niemand auf dem Platze, der nicht von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihr geworfen hätte, denn auf den Höfen war es eine hohe Ehre, „Schäppelijungfer“ zu sein, und mehr als einer flüsterte seinem Nachbar zu: „Was der Jörli für eine hübsche und manierliche Tochter hat.“

Natürlich erzählte man sich auch, daß Rosine und Schulpflegers Konrad das Glas zerbrochen hatten und das gab Anlaß zu allerlei lauten und leisen Betrachtungen: „Ob's die Schulpflegerin gern haben wird? Die sieht noch nicht aus, als wollte sie das Heft aus der Hand geben! Ja, und der Jörli, der könnte sein Kind auch noch brauchen zu Haus. Und das Geld erst für die Aussteuer, der wird's zwischen den Fingern herumdrehen! Der wird sich hinter den Ohren kratzen! Der Narr, und hat alle Kästen voll!“

Die Verwandten traten heraus. Voran die Männer, Kellerjakob an der Spitze, wie ein Stab, den man in der Mitte geknickt hat; hinterdrein Züsi mit den Frauen. Das arme Mütterchen hielt sich ein weißes Taschentuch vor's Gesicht und es schüttelte sie wie vor Frost. Alle Häupter entblößten sich.

Die Verwandten stellten sich in eine Reihe, und nun schritten die anderen einer nach dem anderen, mit langsamen Schritten an ihnen vorbei, gaben jedem die Hand und sagten: „Gott ergetz' euch 's Leid.“

Vier Burschen, unter denen Konrad sich befand, hoben hierauf die Bahre auf die Schultern, während vier andere

sich ihnen zur Seite stellten, um sie von Zeit zu Zeit abzulösen. Die Schäppelijungfer stellte sich bescheidentlich vor den Sarg und nun ging es langsam davon, dem Thale zu.

Auf den Sarg folgte das ledige Volk, die Jugendfreunde und -freundinnen; ihre Reihen verhüllten den unglücklichen Eltern die Bretter, die ihr einziges Kind bargen. Hinter der Jugend kamen die Männer und den Schluß des Zuges bildete Züsi mit den Weibern. Hie und da, besonders wenn man durch ein Gehöfte schritt, schlossen sich neue Trüppchen an oder auch nur ein einzelnes altes Mütterchen oder ein von der Arbeit bucklig gewordenes Männchen, denen der Weg zu Jakobs Heim hinauf zu weit gewesen war. Wo der Zug sich mit dem Wege bog, blickten manche zurück, musterten das dunkle Band, das sich zwischen den Wiesen und Äckern und blühenden Apfelbäumen hinzog und schüttelten den Kopf, denn es waren große Lücken in den Reihen entstanden: einige Weiber watschelten beständig zehn oder zwanzig Schritte hinterdrein und murrten über das junge Volk, das nicht wisse, was für eine Gangart sich für ein Begräbnis schicke. Die anderen, die an dieser Unordnung unschuldig zu sein glaubten, deuteten mit einer Bewegung des Kopfes auf die zerrissenen Reihen und raunten sich zu: „'s muß bald wieder eins den Weg, wem mag's diesmal gelten? B'hüt uns Gott.“ Denn man glaubt auf den Höfen, der Tod weile bei einer Leiche, bis sie bestattet sei und folge dem Leichenzuge bis ans Grab. Entstehen in diesem Lücken, so nehme er die Gelegenheit wahr, dränge sich zwischen die Reihen hinein und wem er da zur Seite trete, dem möge Gott gnädig sein.

Konrad schritt vorn. Auf der rechten Schulter trug

er einen Arm der Bahre. Wenn er vom Wege aufsah, fiel sein Blick auf Rosine, die mit gesenktem Kopfe fast sinnig vorausschritt. Unter der Last seines toten Bräutchens, von dessen blasser Wange die seinige nur durch ein Brett getrennt war, und an den Fersen des lebenden kämpfte er seinen mühsamen Kampf weiter. Der Gang ins Kirchdorf schien ihm ein Gang in die Ewigkeit, länger, länger als all' das Leben, das er bis jetzt durchschritten hatte, und bitter, o, bitter! Das Bräutchen auf der Achsel, es drückte ihn nicht, wie hätte sie drücken können die sanfte, gute Pauline? aber ihn drückte das Gewissen, auf ihm lag wie ein Berg die Erinnerung an die letzte Nacht.

Und der Weg, auf dem er ging: wo der Blick sich seitwärts wendete, links, rechts, überall traf er auf einen Fleck, der an die Jugendjahre gemahnte, an die Zeiten, da er mit Pauline zur Kirche oder zur Unterweisung oder zum Tanz ging: hier der Kirschbaum, mit dessen Früchten sie sich im Sommer, ohne lang zu fragen, die trockenen Zungen letzten, dort am Bach die Buche, in deren Rinde, freilich weit auseinander, ein K und ein P mit ungeschickter Hand eingeschnitten waren. Jetzt wußte er, warum das P jeden Frühling, wenn der Saft in den Bäumen stieg, feucht wurde und zu weinen anfing. — Auf der sumpfigen Wiese, jetzt im Gras versteckt, lag des Hubbauers „Roos“, wo sich das Mädchen den Tod geholt hatte, und nun schlich der Leichenzug an der Halde hinunter, an deren Fuß, an der Kirchweih, sich ihr das herbe Wort „sterben“ aus der erschöpften Brust herausgerungen hatte. . . . .

Was hatte er ihr damals gesagt? „O, ich Elender, ich Elender!“ Wie manchmal wünschte er auf diesem marter-

vollen Gange, an ihrer Stelle zu sein; aber wenn dann sein Auge, ohne Befehl erhalten zu haben, auf die Gestalt fiel, die vor ihm wandelte, da schlich sich die Liebe neben den Tod und schüchtern zwar, aber unabweislich, berührte sie ihm den Mund und es war wie Rosinens Mund in der vergangenen Nacht und dann fuhr mitten durch seine Qual ein Funke, ein Aufflackern der sich durchringenden Liebeswonne, wie ein Sonnenstrahl durch eine Wetterwolke. Und wie der Sonnenstrahl auf den dunkeln Wolkengrund den leuchtenden, farbigen Bogen wirft, so der Liebesfunke in Konrads umnachteter Brust die schillernde Ahnung versöhnlichen Glückes.

„Verzeih' mir, verzeihe mir, Pauline! Siehe, es ist stärker als ich!"

Unten im Dorfe, auf dem Friedhofe, stellte man die Bahre neben das Grab. Dann öffnete man den Sargdeckel und wer die Tote noch einmal sehen wollte, näherte sich und warf einen Blick in den schwarzen Schrein und auf das stille, blasse Gesicht.

Auf dem langen Wege hatte sich Konrad oft gesagt: „Du darfst ihr nicht einmal einen letzten Blick ins Grab geben, du Nichtswürdiger!" Jetzt aber, am Rande des gähnenden Grabes, an der düsteren Pforte der Ewigkeit, wurde es ihm leichter und es schien ihm, sein Herz habe sich wieder ganz seiner Jugendliebe zugewendet und des anderen Mädchens Bild sei aus seiner Brust geflohen. Er wollte vor Paulinen hintreten und ihr bedeuten: „Ich bin wieder zurück!" Von ihm sollte sie den letzten Erdenblick empfangen, von ihrer einzigen Liebe den Scheidegruß.

Der Kellerjakob und sein Züsi waren in die Kirche gewankt, von den Verwandten sachte hinweggeschoben, und alles Volk war ihnen nach und nach gefolgt. Konrad war, wie er sich vorgenommen, der letzte, der in den Sarg schaute und er konnte den Blick von den treuen Zügen nicht abwenden. Vor ihm, einige Schritte entfernt, stand Rosine, denn sie mußte das „Schäppeli“ während des Gottesdienstes hüten, es vor dem „Ausläuten“ auf das frische Grab pflanzen und auf die braune Erde ringsum das verhüllende Grün der Sargkränze werfen.

Sie sah Konrad an, wie seine Blicke mit Wehmut zu der Toten herabschauten und wie er die Lippen zwischen die Zähne klemmte, und sie ihm zuckten. Wahrhaftig, er rang mit den Thränen!

Da ging Rosine ein Licht auf und eine schmerzliche Gewißheit kam über sie. Sie begriff auf einen Schlag, warum er am Abend vorher nicht singen und nicht tanzen wollte, warum er seine „Musik“ nicht in der Tasche trug. „O, ich habe nicht gut an ihm gehandelt.“

Zugleich fühlte sie, daß er ihr noch nicht von Herzen gehöre, und da erst ward ihr klar, wie unsäglich lieb sie ihn hatte. Der Gedanke, den wieder verlieren zu müssen, den sie so wenige Augenblicke besessen, machte sie namenlos elend; aber sie gewann über sich einen Sieg, der ihr vielleicht nur im Angesicht des Todes gelingen konnte: sie trat vor den Geliebten hin und mit leiser, zitternder Stimme sagte sie zu ihm: „Konrad, ich gebe dir dein Wort zurück. Werd' ihr nicht schon am Grabe untreu, sie war besser als ich.“

Konrad erwachte aus seinem Brüten; er sah dem Mädchen ins Gesicht und gewahrte, wie über ihre Augen

ein feuchter Schleier sich senkte, und es lag in den schönen, dunkeln, Augen so viele Liebe und Treue und Ehrlichkeit, und es sprach aus der Stirne darüber so viel gesunde Kraft, daß, eh' er sich's versah, der Entschluß gereift war. Er streckte Rosine über den Sarg hinweg die Rechte entgegen: „Bleib' mir treu bis über's Jahr, ich muß es erst überwinden!“ Rosine blieb unbeweglich.

„Faß' sie, sie ist dein.“

Nun that sie, wie er sie geheißen und die beiden hielten sich einen Augenblick wie mit Zangen, während ihre Augen fest ineinander lagen.

Konrad trat in die Kirche. Als einige Minuten später der Totengräber mit seinen Gesellen nahte, um die Leiche zu versenken, fand er Rosine am Sarg knieend und die Thränen rollten ihr von den Wangen und fielen hinab in den schwarzen Schrein und benetzten das Kissen der schlummernden Pauline.

* * *

Der Redaktor raffte die Blätter, die er eins nach dem anderen auf den Boden geworfen hatte, zusammen und schob sie in seine geräumige Rückentasche.

Die Gesellschaft um ihn her stand oder saß noch unter dem Eindruck der Erzählung und bewahrte ein nachdenkliches Schweigen. Ludwigs Augen drehten sich verstohlen nach Blanka, die ihm gegenüber zwischen ihrem Vater und Franz saß, und ein sehnsüchtiger Wunsch regte sich in ihm und füllte ihm warm die Brust: „Könnte auch ich zu ihr sagen: Bleib' mir treu bis übers Jahr, da ich mein Examen werde überstanden haben!"

Es war Jakob Kappler, der das Stillschweigen brach: „Werden Sie die Novelle in ihrem Blatt abdrucken, Herr Redaktor?"

Der arme Dichter hatte noch keines seiner Werke gedruckt gesehen und wurde deshalb beständig von der Frage gequält: Wie schön muß eine Dichtung sein, um die unsterblich machende Druckerschwärze zu verdienen?

„Wenn ich nichts passenderes in meiner Tasche vorfinde, erwiderte der Dicke, werde ich das Ding wohl nehmen müssen, obschon diese Dorfgeschichten keine ‚zügige' Ware sind." — „Wie so?" — „Ach, das Publikum sättigt seine Phantasie

gerne mit Prunk und Glanz: das Alltagsleben bringt ihm so zweifelhafte Bescherungen, daß es in den Augenblicken, da es sich darüber hinwegsetzen möchte, gerne in lichtstrahlenden Sälen, auf farbenprächtigen Teppichen und marmornen Treppen wandelt, auf fein gepolsterten Sesseln ausruht, von silbernen Tellern ißt und aus goldenen Pokalen trinkt. Seine Helden müssen Grafen, Fürsten, Könige sein und hat nun einer nicht einmal das bescheidenste „von“ vor dem Namen, so denkt es leicht: Was soll mir der? Die Trübsal, die der zu blasen hat, wird die meinige sein und sein bißchen Freude kenne ich wohl auch schon: ich danke für die Unterhaltung!“

„So mögen manche von Ihren Lesern denken, ich gebe es zu,“ meinte Blanka; „andere aber, und dazu möchte ich mich rechnen, suchen in Dichtungen, besonders in Novellen und Romanen das, was sie selbst, sei es aus Mangel an Zeit oder an Talent, nicht imstande sind, aus der eigenen Lebenserfahrung sauber und klar herauszulesen, ich meine einen Einblick in die kleineren und größeren Rätsel des menschlichen Lebens und Wesens. Ob man das nun am Beispiel eines Fürsten oder an dem eines Bauern thut, mag gleichgültig sein: der Wert des Problems ist in beiden Fällen der gleiche.“

„In beiden Fällen wird die Aufgabe sein, zu zeigen oder doch ahnen zu lassen, daß jede Handlung mit eiserner Notwendigkeit aus dem Charakter des Menschen entspringt und aus den Verhältnissen, in denen er sich bewegt,“ fügte Franz hinzu.

„Ei, du bist schon wieder bei Deiner eisernen Notwendigkeit angelangt!“ rief der Onkel dazwischen.

„Was hat es damit für eine Bewandtnis?“ fragte Blanka.

„Nehmen Sie sich in Acht vor Ihrem Nachbar, Fräulein! der ist eine Lokomotive mit Heizapparat und Dampfkessel, mit Kamin und Puffern und zwei Laternen vorn; der kann nicht wie unsereiner querfeldein und links und rechts gehen: der schnaubt auf seinem Geleise durch's Leben, eben mit eiserner Notwendigkeit."

„Sie erschrecken mich fast mit solch einem Ungetüm, Sie müssen mir das Ding besser erklären!"

„Das mag er selbst thun, und will er nicht, so hetzen Sie nur seinen Bruder auf ihn. Hörst du Ludwig?"

Der Angeredete fuhr aus seinem träumerischen Sinnen auf: „Was sagst du, Onkel?"

„Wahrhaftig, du mußt all die Zeit geschlafen haben!"

„Wenn das so ist, haben Sie etwas wichtiges versäumt," sagte Blanka, sich boshaft lächelnd zu Ludwig wendend, „Sie hätten durch die Geschichte erfahren, daß es zuweilen gelingt, mit etwas Keckheit einen frommen Wunsch zur Thatsache zu machen."

Ludwig fuhr zusammen, es traf ihn wie ein Dolchstich. Meinte sie das wirklich so? Meinte sie, er habe sie am Waldfest mit frecher Absichtlichkeit mit „du" angeredet, um sie . . . konnte sie ihn für so plump und gewöhnlich halten? Der Gedanke empörte ihn. „Du bist grausam!" Das Wort hätte er ihr ins Gesicht schleudern mögen, aber wieder war ja das verwünschte „du" dabei und doch hatte er sich seit jenem Tage die erdenklichste Mühe gegeben, sie in seinen Träumen stets fein manierlich mit „Sie" und „Ihnen" anzureden.

Seine sichtliche Verwirrung belustigte Blanka und sie sagte zu ihm in zugleich boshaftem und begütigendem Tone: „Haben Sie wirklich all die Weile geschlafen, Herr Ludwig?"

„Seien Sie so gütig, Ihren Spott gegen eine weniger empfindliche Scheibe abzuschießen."

Er sagte das mit kindlich bebender Stimme, was an dem langen Burschen so komisch wirkte, daß sich alle Mundwinkel unwillkürlich verzogen und man das Kichern nur zurückhielt, um den Jungen, der offenbar nicht zum Spaßen aufgelegt war, nicht unnötig zu kränken.

„Also, Scherz bei Seite," sagte Blanka, „und wer von jetzt an spottet, soll bestraft werden an seinem Mittagsessen. Wenn wir aber ein so großes Opfer bringen, dürfen wir von Ihnen eine Gegenleistung erwarten und mich dünkt, ich verlange nicht zu viel, wenn ich Sie auffordere zu beweisen, daß Sie während der Lektüre nicht geschlafen haben. Sagen Sie uns also Ihre Meinung über die Novelle. Sagen Sie uns vor allem, ob Sie etwas von der eisernen Notwendigkeit gemerkt haben, die, wenn ich Ihren Herrn Bruder recht verstanden habe, der Prüfstein einer Erzählung ist?"

„So, hat er Sie davon unterhalten? und von seiner Maschine auch?"

„Nein, davon hat nur Herr Wunderli in etwas mysteriösen Ausdrücken sich vernehmen lassen. Da sie aber in diesen Dingen unterrichtet zu sein scheinen, bitte ich Sie mit aller Höflichkeit, die ich Ihnen schulde und die Sie von mir verlangen können, — Sie hören mir doch zu? — also ich bitte Sie mit all meiner Höflichkeit, mir zu sagen, wie..."

„Ach, soll nun dieser Zank sogar auf der Oldenalp fortgesetzt werden!"

„Zank? Haben Sie ein schlechtes Gewissen, und einen Zank zu fürchten? Ei, ei, Herr Ludwig!"

„Ich meine den Disput mit meinem Bruder wegen der Maschine.“

„Entpuppt sich die Maschine als Zankapfel? Wohlan! so beißen sie drein, meine Herren! Sie wollen nicht, Herr Ludwig? Der Apfel ist Ihnen zu sauer?“

„Nein, aber die Zuhörerschaft — zu wenig ernsthaft.“

„Oho!“

Nun mischte sich der Onkel ein: „Entfachen Sie diesen Brand nicht, Fräulein, sonst werden wir ihn nicht wieder löschen können. Sehen Sie, meine Neffen sind feuergefährliche Burschen, der eine ist eine Lokomotive und der andere ein Kirchenlicht, der eine hütet ein weltliches, der andere ein geistliches Feuer und geht man mit ihnen nicht vorsichtig um, so wären beide imstande, uns die Hütte über den Köpfen zusammen zu brennen!“

„Hu! das wird ja immer unheimlicher in der Gesellschaft! Da werde ich mich wohl hüten, die beiden Herren gegeneinander zu hetzen, das wäre ja als wollte ich freventlich mit einer Lokomotive eine Kirche einrennen!“

„Oder die Neuzeit gegen das Mittelalter in den Kampf führen,“ meinte Franz.

„Oder den Verstand gegen das Gefühl,“ verbesserte Ludwig.

„So ernst ist die Sache? das würde ja eine schreckliche Katastrophe abgeben!“ rief Blankas klingende Stimme. „Kehren wir also lieber zu unserer Dorf- oder Hofgeschichte zurück, da läßt sich doch noch disputieren und streiten, ohne sein Heiligstes und Allerheiligstes dem Bajonette des Gegners aussetzen zu müssen.“

„Da sind Sie in einem argen Irrtume befangen,“ entgegnete ihr Franz.

„Wirklich? Hat sich denn der Nebel da draußen auch über meinen armen Geist verbreitet? Da wäre es allerdings ein unschätzbarer Vorteil, wie Sie auf einem sicheren Geleise fahren zu können. Doch erlösen Sie mich aus meiner Seelenangst und lassen Sie den Schein Ihrer Laterne auf meinen Irrweg fallen.“

„Sie wollen doch wohl Licht statt Schein sagen?“

„Im Nebel verblaßt jedes Licht zum Schein.“

„Sie haben recht, wenn es nicht die himmlische Kraft der Sonne hat, die den Dunstschleier zerreißt.“

„Ein Blick durch die Thüre mag Sie belehren, daß die Sonne erst licht wird, wenn sie ihre Arbeit gethan und den Nebel verscheucht hat. Bitte, ahmen Sie ihr nach!“

„Sie hätten noch sagen sollen, Fräulein, daß es der Sonne trotz ihrer Kraft nicht gelingt, jeden Nebel zu zerstreuen.“

„Vielleicht ist doch der Schleier über meinem Geiste so dicht nicht! Versuchen Sie's also und werfen Sie einmal Ihren Schein, oder meinetwegen — Ihr Licht!“

„Wohlan! Die Hauptperson der Erzählung ist sicherlich Konrad. Nun sehen Sie: als ich so zuhörte und mir den Burschen vorstellte, war mir, ich sehe einen glühenden Draht, den der Schmied mit Zange und Hammer bedrängt, um ihn zu krümmen, wie es ihm gut scheint. Er mag knirschen unter dem Drucke und böse Funken werfen, er mag einen Augenblick der Zange entwischen und sich einmal anders krümmen, als der Meister es will: es hilft ihm nichts, zuletzt wird er doch sich zum Ringe fügen, wie es in der Absicht des Schmieds war. Und mich dünkt, wie es Konrad ging, so geht es jedem, der Mensch heißt. Freilich ist das nicht

immer so augenscheinlich, der Schmied geht meistens nicht so rasch zu Werke, er drückt und schlägt so sachte, daß es der Draht nicht einmal merkt und endlich, wenn er sich zum Ring schließt, meint, den Schluß habe er selber gewollt und aus eigenster Kraft vollbracht."

Ludwig hatte, während sein Bruder sprach, auf seinem steinernen Sitze wie auf glühenden Kohlen gesessen. Nun fuhr er auf und rief lauter als nötig war: „Fräulein, das ist Gift! ich warne Sie vor dem Gift!"

Es fuhr wie eine Bombe drein: die älteren Herren lachten und der dicke Redakteur sagte zu seinem Nachbar: „Das ist ein unruhiges Kirchenlicht!"

Auch Blanka hatte sich eines Lächelns nicht erwehren können, aber es lag nichts boshaftes drin, wie sonst so gern in dem Spiel ihrer Mundwinkel; ihr Auge schien fast mit Freude auf dem hochaufgerichteten Warner zu ruhen, dessen dunkle Augen leuchteten.

Nun wendete sich Ludwig an seinen Bruder: „Man kann deine Posaune mit ein paar Worten verstummen machen: in der Erzählung steht als zweite Person Rosine. Ihr Wille setzt sich demjenigen Konrads entgegen, es ist ein Kampf von Persönlichkeit gegen Persönlichkeit und die kräftigere schleudert die andere aus dem Gleichgewicht. Das ist die gewöhnliche Form des irdischen Kampfes: jeder wirft seinen Willen in die Wagschale und der leichtere schnellt in die Luft. Und noch eins: Reicht nicht Konrad schließlich Rosine die Hand über den Sarg hin aus freiem Entschluß?"

„Das ist freilich ein freier Entschluß!" entgegnete Franz. „Es ist wie wenn der Draht schließlich zum Schmied sagte: Laß' mich jetzt aus der Zange, ich will ja fein hübsch

die Form behalten, in die du mich gezwängt und gebogen und gehämmert hast. Daß Rosine und Konrad jedes dem anderen seinen Willen entgegensetzt, wer wollte das leugnen? Wer wollte leugnen, daß der Kraft des Schmieds die Festigkeit des Drahtes widerstrebt? Ist der Draht stärker als der Schmied, so legt sich der Meister am Abend unverrichteter Sache zu Bette. So also stellt sich die Frage nicht! Daß der Mensch einen Willen hat, ist gewiß. Was aber ist dieser Wille? Wie entsteht er? Unterliegt er dem Gesetze der Kausalität! Wenn ja, so ist der Streit entschieden!"

„Was ist sie, diese lichtspendende Kausalität!" unterbrach ihn Blanka.

„Ich will mich zu erklären suchen" fuhr Franz weiter fort. „Erinnern Sie sich an den Stein von gestern?"

„Welche Frage! rief Jakob Kappeler, mich schaudert jetzt noch; denn gerade mich hat er zermalmen wollen."

„Wollen? Haben denn auch Steine einen Willen?"

„Ach, man sagt einmal so."

„Ja, man sagt so und mag einst so geglaubt haben; drum ist es vielleicht weniger ungereimt, als es erscheint, wenn ich an dem stürzenden Stein, eine menschliche Handlung erkläre. Ruhig lag er oben an der Halde, durch eine lange Folge notwendiger Wirkungen dorthin gebracht. Seine Grundlage jedoch wurde unmerklich verändert, durch den Regen, der da herabfloß, durch den Schnee, der da verging, durch das Eis, das taute und die Pflanzen, so Wurzeln schlugen. Da trifft ihn ein Huf, nicht von ungefähr, sondern durch eine unendliche Kette notwendiger Fügungen geleitet. Und er stürzt in die Tiefe und zwar wieder nicht nach unberechenbarer Laune, sondern so wie Schwerkraft und Beharrungs-

vermögen auf der gegebenen Bahn es bedingen. Er rollt in die Tiefe, bis die in ihm wirkende Kraft an einer anderen erlahmt. Das ist das Wollen der Steine, so auch wird der menschliche Wille in seiner dunkeln Werkstatt aussehen, so wird menschliches Handeln entstehen, und vielleicht spricht man einmal vom Wollen des Menschen, wie wir jetzt vom Wollen der Steine sprechen. Wer weiß?"

„Spar' doch die Worte, rief ihm sein Bruder zu. Du gleichst ja einem Baumeister, der auf einem grundlosen Morast einen Turm errichten will! Du nimmst an, das Gesetz der Kausalität wirke auf die immaterielle Seele wie auf die Substanz. Beweise das erst und ich sage: Amen!"

„Beweisen? Giebts mathematische Beweise in solchen Dingen? Giebt die Theologie solche für ihre Behauptungen? Es handelt sich da nur um die Wahrscheinlichkeit und um Befriedigung der Ansprüche der Vernunft und welche von unseren Ansichten dem gesunden Verstand am ehesten zusagt, wird unschwer darzulegen sein.

„Jeder denkende Mensch ist von dem Bestreben erfüllt, Ordnung und Klarheit in seine Weltanschauung zu bringen, sich vor allem über sein eigenes Selbst und dessen Beziehung zum Ganzen Licht zu verschaffen. So wenig nun aber ein Auge sich selbst sehen kann, so wenig ist das, kraft dessen wir denken, wollen und fühlen, fähig, sich selbst in seinem eigensten Wesen zu erkennen. Das Auge sieht sich nicht anders als im Spiegel, wir erkennen unser inneres Wesen nur an seinen Äußerungen und dieser Spiegel ist ein höchst unvollkommenes Instrument: objektive Wahrheit werden wir von ihm nicht erwarten dürfen. Was können wir nun

vernünftigeres thun, als die Gesetze erforschen, denen die Wesen um uns her unterworfen sind? Und finden wir eins, das sich auf alles, was wir kennen, ausnahmslos erstreckt, giebt es etwas vernünftigeres als die Annahme, dasselbe werde auch für das letzte Glied in der aufsteigenden Kette der irdischen Wesen seine Gültigkeit haben? Dieses Gesetz ist die Kausalität!"

„Du machst mir die Sache leicht, Franz. Unendlich muß die Kluft zwischen beseelten und unbeseelten Wesen sein. In der unbeseelten Welt mag dein Gesetz gelten; warum aber auch in der beseelten, die doch in jedem Punkte von der anderen verschieden sein muß? Ist die Seelenwelt zur Körperwelt wie der Tag zur Nacht, wie das Leben zum Tod, drängt sich da nicht der Schluß auf, daß andere Gesetze dort herrschen als hier, daß deine Kausalität im Reiche des Körperlichen ein kraftloser Schatten sei?"

„Ach, geh' mir!" erwiderte Franz, „du steckst mit deinen Stiefeln noch tief im Mittelalter drin, das dem Menschen ein eigenes Plätzchen außerhalb der übrigen Natur meinte anweisen zu müssen. Nein, ich lasse den Menschen nicht von der Kette abreißen, als deren letztes Glied ich ihn erkenne!"

So wurde der Ball von den beiden hin und her geworfen, immer eifriger, immer rascher, zur Belustigung der Älteren, die Lebenserfahrung genug hatten, um zu wissen, daß durch einen Disput zwischen zwei Studenten, oben auf der Oldenalp, die Welt nicht aus ihren Angeln gehoben wird. Ludwig besonders entlockte manches Lächeln, als er anfing die verderblichen Folgen aufzuzählen, welche die Theorie seines Bruders für die Moral haben müßte. Er eiferte wie ein Heidenapostel: mit dem freien Willen falle die Verantwortlich-

keit, fallen die Begriffe von gut und böse, falle jegliches Sittengesetz und damit verliere die Menschheit ihr Bestes: ihre Menschlichkeit.

Franz in seiner nüchternen Art meinte, es werde so schlimm nicht werden; noch nie habe die Erkenntnis einer Wahrheit der Menschheit Schaden gebracht; weder des Kopernikus noch Darwin's Entdeckungen seien ihr nachteilig geworden. Er glaube an die Lebensfähigkeit der Menschenrasse: wie jedes gesunde Individuum den Trieb der Selbsterhaltung habe, so besitze jede lebensfähige Gattung einen Instinkt, der sie alles verwerfen lasse, was ihrem Gedeihen Gefahr brächte: die Menschheit in ihrer Gesamtheit verwerfe zum Beispiel ein schädliches Maß von Leidenschaft: Individuen könnten an dieser zu Grunde gehen, die Menschheit dagegen nie. Dieser Instinkt sei es wohl, der bei der allmähligen Fixierung der Sittengesetze den Griffel geführt habe. „Ich vertraue," so schloß er, „diesem Sicherheitsventil, und fahre mit vollem Dampf in das Gebiet der Erkenntnis hinein, mich vor den Konsequenzen nicht scheuend!"

Ludwig konnte nicht mehr an sich halten. Wie eine lodernde Flamme schoß er empor: „Nun ist's genug des tollen Zeugs! Mich empört's im Grunde meiner Seele! Ich frage Sie alle bei Ihrem Gewissen: fühlen Sie nicht unaufhörlich in sich das mächtige und geheimnisvolle Wirken des Willens und hören sie nicht stündlich die mahnende und ermunternde Stimme des göttlichen Gewissens? Und all' das soll bloßer Schein und all' das soll Instinkt sein, wie ihn ein jegliches Tier hat? Glaubte ich auch meinem eigenen Gefühle nicht, ich würde mich dennoch abwenden von dieser nichtswürdigen und erniedrigenden Auffassung menschlichen

Wesens! Sie ekelt mich an! Was ist das für eine wahnsinnige Fahrt, diese Fahrt nach sogenannter Erkenntnis! Diese Fahrt auf einer Hypothese, für deren Wahrheit kein zuverlässiger Zeuge eintritt, während in jedem Menschen eine Stimme sich dagegen auflehnt! Und wie leichtsinnig ist die Art, sich über die Möglichkeit schlimmer Folgen hinwegzusetzen! An der Theorie der Willensunfreiheit soll auch nur einer zu Grunde gehen, ist das nicht Grunds genug, den Quark in den Sumpf zu schleudern? Aber ich sehe noch viel Schlimmeres hinter dem Hag lauern: wenn in uns alles sich begiebt wie in der toten Natur, was wird dann aus dem, was unser eigenstes Wesen ausmacht? was uns über alle Geschöpfe der Erde emporhebt? Wo bleibt ....."

„Halt ein, Ludwig!" rief Robert Wunderli mit dröhnender Stimme dazwischen, „halt ein! der Milchkessel überschäumt und du bringst uns um unser Mittagsessen!"

Der Notschrei des Onkels bildete einen solchen Kontrast zu der Predigt des Neffen, daß alles in Lachen ausbrach, dem jedoch ein gewaltiges Zischen gar bald Einhalt gebot. Alle Köpfe wendeten sich nach dem Herde.

Einer der Sennen hatte dort für die Gesellschaft Milch über das Feuer gestellt. Schon hatte sich die Haut über die weiße Sahne gezogen, schon zischte der Kessel und quollen am Rand Blasen auf, als Ludwigs donnernde Stimme losbrach und aller Augen, auch diejenigen des Milchwächters, auf den feurigen Apostel lenkte. Diese Gelegenheit benutzte die Milch, um sich zu bäumen und einen kecken Sprung ins Freie zu thun.

Der Senn, sich seiner Nachlässigkeit schämend, brummte in den Bart wie zur Entschuldigung: „Wer kein Heid' ist, gönnt auch dem Herrgott etwas!"

Ludwig machte nochmals Anstrengungen, die nach dem Milchkessel geflogene Aufmerksamkeit einzufangen und wendete sich an die, welche zum Horchen noch am ehesten aufgelegt schien.

„Sie haben diesen Streit heraufbeschworen, Fräulein, ich glaube das Recht zu haben, von Ihnen eine Erklärung zu fordern. Sagen Sie, wo liegt Ihrem Gefühle nach das Recht?"

Blanka schien dieses Examen nicht behaglich zu sein; sie schwieg ein Weilchen, sah dann durch die offene Thüre ins Freie und sagte: „Mich dünkt, wir stecken arg im Nebel."

Man lächelte ob der ausweichenden Wendung. Der Direktor aber fuhr seiner Tochter mit der Hand freundlich über das braune Köpfchen und sagte mehr zu sich, als zu ihr: „Du hast wohl recht: arg im Nebel! Draußen liegt er grau auf dem Pfade, der zur sonnigen Bergspitze führt und in uns versperrt er jeden hellen Ausblick in das Weite und in die Tiefe."

Ludwig war mit der Antwort nicht zufrieden, er verlangte klaren Bescheid, mit wem sie es halte. Da drehte sich Blanka dem Onkel zu und sagte schalkhaft: „Mich dünkt, Ihr Kirchenlicht sei ein gar flackerig Ding, eine Fackel, in die der Sturm bläst: ich fürchte daran Feuer zu fangen. Halten Sie nicht auch die Lokomotive für weniger gefährlich?"

In dem Augenblicke griff Franz, den der Streit nicht aufgeregt hatte, nach einer schweren Kuhglocke und fing an, sie mächtig zu schwingen, so daß man in der Hütte sein eigenes Wort nicht mehr hörte. So wurde dem Gerede ein Ende gemacht und bald darauf war die ganze Gesellschaft um die hölzernen Milchschüsseln versammelt und von Einem Gedanken beseelt.

Nach der Mahlzeit verließ Franz die Hütte, um sein Bedürfnis nach Bewegung zu befriedigen und Ludwig folgte ihm nach. Daß sie sich soeben gestritten hatten, war schon wieder vergessen, denn das war ja ihre tägliche Übung, und zudem war es bei ihnen nie ein Streit zwischen Bruder und Bruder, sondern zwischen Wissenschaft und Theologie.

Immer noch lagen die Nebel dick und dunkel auf der Alp. Als die beiden sich ziemlich weit von der Hütte entfernt hatten, stand Ludwig plötzlich still: „Du hast mehr Glück bei den Frauen als ich," sagte er.

„Wie so?"

„Du hast ja gerade heute den Beweis dafür bekommen: Fräulein Blanka hat dich mir vorgezogen."

„Du bist nicht gescheidt! Du wirst doch ihre Worte nicht ernst genommen haben? Dem Mädchen sitzt ja ein kleiner Teufel im Köpfchen."

„Aber hat sie nicht ganz unzweideutig für Dich entschieden?"

„Du bist ein Närrchen, Ludwig! Du hättest ihr die Antwort nicht so zu sagen mit der Lanzenspitze abnötigen sollen! In solch einem Mädchen regt sich auch etwas wie Stolz und Widerspruchsgeist, und willst du es zwingen, dir etwas angenehmes zu sagen, so mußt du froh sein, wenn du immer so heil davon kommst wie heute. Übrigens ist mir verschiedenes in Euerm Benehmen aufgefallen; kanntet ihr Euch schon?"

„Ja."

Und nun erzählte Ludwig seine Liebes- und Leidensgeschichte vom Januarball bis zum Waldfeste und das Ende der Herzensergießung war, daß Franz dem unglücklichen

Liebhaber versprach, er werde nicht nur nicht als Nebenbuhler auftreten, sondern sich anstrengen, das Verhältnis zwischen Ludwig und Blanka wieder zu doktern. Ludwig war so gerührt, daß er dem Bruder um den Hals fiel und die Thränen die Dankesworte erstickten.

Da tönte lachend durch den Nebel der Ruf: „Aha! die Streiter feiern Versöhnungsfest!"

Es war Blankas Stimme. Die beiden Jünglinge ließen sich fahren und, in die graue Wirrnis spähend, erblickten sie noch, wie einen leichten Schatten, des Mädchens entschwindende Gestalt.

„Fang' das Nebelgespenst ein!" sagte Franz. „Ich will Dir helfen."

Die Brüder trennten sich, um sich im Nebel zu verlieren. Ludwig rannte wie besessen her und hin, die Weide auf und die Weide ab. Mehrmals hörte er neben sich oder hinter sich das Lachen eines Kobolds, aber immer, wenn er sich drehte, sah er nichts als einen leichten Fleck, über den sich im Nu das gleichmäßige Grau des Nebels zog.

Einmal aber, nach einer langen Irrfahrt, meinte er zwei plaudernde Stimmen zu hören und wirklich dort waren zwei Flecken nebeneinander.

„Holla!" rief er, „hast du das Gespenst eingefangen?"

Aber wie er's rief, da stoben die zwei Flecken links und rechts auseinander und verschwanden.

„Was soll das bedeuten? Warum eilt Franz vor mir davon? Was ist zwischen ihnen vorgegangen? Sollte er ... Nein, so ist er nicht! Verrat gleicht ihm nicht! Und wenn doch ... wenn ..."

Und in Ludwigs Seele zog quälende Eifersucht ein gegen die seine Vernunft nicht aufkam.

Als er zur Sennhütte zurückkam, stand die ganze Gesellschaft vor der Thüre und faßte gerade den Entschluß, im Nebel auszuharren, denn der Führer und die Sennen waren der Meinung, daß über Nacht das Wetter sich ganz wohl zum bessern wenden könnte.

Franz stand bei den andern, gleichgültig plaudernd; nur Blanka fehlte.

„Du hast mit ihr gesprochen?“ raunte Ludwig seinem Bruder ins Ohr.

„Hu! wer wird mit Gespenstern sich einlassen!“

„Hast du ein Wort für mich anbringen können? Was hat sie....“

„Was ein Gespenst sagt, spricht kein sterblicher Mund nach! Forsche nicht!“

In dem Augenblicke kam Blanka durch den Nebel heran, näherte sich in ungezwungener Weise den beiden Brüdern und fing mit Franz ein schalkhaftes Wortgefecht an, das sie so zu wenden wußte, daß auch Ludwig daran hätte teilnehmen können, wenn ihn die Eifersucht nicht ganz in ihrem Bann gehalten und allen Humors beraubt hätte. Als die übrigen Reisenden sich wieder in das Innere der Hütte begaben, schloß er sich ihnen mißmutig an und verkroch sich in einen Winkel, die Hölle herbergend. Die beiden anderen folgten bald nach.

Die ganze Gesellschaft machte gelangweilte Gesichter, die einen suchten auf ihren rohen Sitzen einzunicken, die anderen zogen ihre Cigarren aus der Tasche und zündeten sie langsam und bedächtig an, mit der lästigen Zeit geudend.

„Aber hören Sie, meine Herren, mit etwas müssen wir uns die Zeit kürzen!“ sagte endlich Blanka. „Wer kennt ein Spiel, das für uns alle paßt?“

Jedermann zuckte die Achseln.

„So müssen wir uns anders behelfen! Der Morgen ververging uns im Handumdrehen. Lesen Sie uns doch noch eine Ihrer Geschichten, Herr Redaktor!“

„Ich finde kein besonderes Vergnügen daran, ein paar Stunden lang vorzulesen, Fräulein, aber wenn die Gesellschaft es wünscht. . . .“

„Nein, es ist nicht recht, einen einzigen für die Unterhaltung aufkommen zu lassen,“ rief Jakob Kappeler dazwischen. „Wie wäre es, wenn jeder sein Scherflein beitrüge? Ich wäre bereit, den Anfang zu machen und ein eigenes Erlebnis zum besten zu geben, ein Erlebnis, an das mich der Disput der jungen Herren lebhaft erinnert hat. Darf ich Sie damit . . .“

„Wir bitten Sie darum, Herr Kappeler!“

„So leihen Sie mir denn Ihr Ohr und wo meine Erzählerkunst nicht ausreicht, wird vielleicht Ihre Nachsicht ihr beispringen.“

„Jedes Jahr, wenn im Thal die Kornfelder gelb werden,“ so hub der Erzähler an, „erfaßt mich . . .“

„Aber geben Sie doch dem Kind einen Namen!“ unterbrach ihn der Redaktor, „das weckt zum voraus Interesse, giebt eine Ahnung dessen, was da kommen soll.“

Jakob Kappeler sann ein Weilchen und sagte dann:

„Dem ist leicht zu entsprechen! Der Titel meiner Geschichte sei:

Der Grenzjäger.

„Jedes Jahr, wenn unten in der Ebene sich die Kornfelder zum Sterben rüsten, packt mich die Sehnsucht nach des Frühlings Farbenleben und nach des Winters Feierlichkeit. Dann hole ich meinen Bergstock aus dem Ofenwinkel hervor, lange meinen Rucksack vom Nagel herab und stecke das bischen Geld, das ich mühsam und ungern erspart habe, in den Beutel. In einem dröhnenden „Brrr" blase ich meine Alltagsseele von mir und stürme davon, hoffend, der Sonntag werde in meine Brust einkehren nach langen Tagen einförmiger, abstumpfender Arbeit. Und tritt mir einer entgegen und fragt mich: „Wohin so eilig?" so schnurre ich an ihm vorüber und deute mit der Hand nach Süden: „Zu lieben alten Bekannten, zu Gevatter Schneemann und zu Gevatterin Alpenwiese!"

Es war im Sommer 189—. Ich hatte die Nacht in Châble, unten im Dransethal, bei meinem alten Freunde, dem Doktor Caron zugebracht und am Morgen waren wir zusammen aufgebrochen, er, um nach seinen Gasthäusern in Fionnen und Mauvoisin zu sehen, ich, um über den Col de Fenêtre nach Valpelline hinüber zu steigen. Der Alte war gesprächig und erzählte von seinen Bergfahrten, ich aber hörte nur halb zu und unterhielt mich um so lebhafter mit den

wettergebräunten Holzhäusern: „Wie seid ihr komisch! ihr habt neun Füße, aber folgen könnt ihr mir nicht hinauf, wo der Lenz just eingekehrt ist;“ und ich unterhielt mich mit dem freundlichen Lourtier, an dessen Abhängen die letzten Gerstenfelder emporkletterten, mühsam, als ob ihnen der Atem ausginge; und weiter oben ließ ich mir die Sturmesweise der Dranse durch die Seele brausen: es war in den letzten Tagen heiß gewesen und der Fluß schäumte und toste und donnerte herab, als hätte er all die Felsblöcke, die ihm im Wege liegen, in einem Tag in Trümmer schlagen müssen. Bei Mauvoisin, im Anblick des Giétrozgletschers, der seine Eisklumpen krachend in die Dranse hinunterschleuderte, wie Riesen in den alten Sagen ihre Felsklötze, nahm ich Abschied von dem wackeren Doktor. „Spute dich!“ rief er mir noch nach, „ich trau' dem Wetter nicht.“

Und ich sputete mich durch das einsame, baumlose, menschenverlassene Thal, in dem nichts wandelte als ich und ein paar Wolkenschatten, in dem nichts zu hören war, als das Knirschen meiner genagelten Schuhe auf den Steinen, der eintönige Takt meines Bergstockes und nebenan das Wanderlied der Dranse, die hier friedlichere Art hat, als weiter unten, wo ihr Zorn entflammt in der engen Schlucht von Mauvoisin, in der sie zu ersticken meint. Bald achteten Augen und Ohren auch auf diese Dinge nicht mehr und mein Geist versank in jene süße Träumerei, die die Einöde uns so gern in die Brust träufelt wie ein harmloses, den Schmerz verscheuchendes Narkotikum. So wanderte ich thalauf, die Füße versahen ihren Dienst wie eine Maschine oder wie ein treuer Knecht, der seine Pflicht auch thut, wenn der Herr über Land gegangen ist, und der Bergstock pendelte auf

seinem Stelzbein nebenher als hätte er eigenes Leben bekommen.

Da klang ein scharfer Pfiff an mein Ohr und dann noch einer und noch einer: nun kam der Maschinenmeister herbeigeeilt, um über sein Vehikel zu wachen, denn man kann ja nie wissen! Beine und Stock merkten sogleich, daß der Herr in der Nähe sei, hielten an und waren der Befehle gewärtig. Das erste Kommando galt nicht ihnen, sondern den Augen und den Ohren: „Aufgepaßt!“ Es war nichts wahrzunehmen und Meister und Maschine standen unbeweglich wie der Jäger und sein Hund vor einer Dachshöhle.

Nach einer Weile durchdrang wiederum ein Pfiff die schweigsame Öde, wie eine Sternschnuppe den regungslosen Himmel, und bald darauf schob sich ein dunkler Fleck hinter einem Felsblocke hervor. Nun erkannte ich den Burschen, den ich da vermutet hatte. Ich hielt mich ganz still; da wurde er dreister, machte das „Männchen“ und musterte lange die Gegend. Er mußte sich ganz sicher glauben; er blies noch einen Pfiff zwischen seinen Zähnen hervor, aber einen gemütlichen, der da etwa sagen mochte: „Kommt nur, Kinderchen, es war nichts!“ Dann wandte er sich und trollte davon, seinen Hinterkörper lustig aufwerfend. Ihm aber folgte ein ganzes Rudel Gefährten, wohl an die fünfzig. Ich erinnerte mich, irgendwo gelesen zu haben, daß in einigen Alpenthälern die Murmeltiere ein Nomadenleben führen und vermutete, daß diese Schar brauner Gesellen im Begriff war, ihre Sommerresidenz zu beziehen. Ich beschloß, sie auf ihrer Wanderung zu beobachten und schlich ihnen lautlos nach; sie aber haben feine Nasen und es dauerte nicht lange, da meldete mir ein Pfiff, daß der Spion entdeckt sei. Nun

galt es wieder zu warten, bis sie sich auf's neue hervorwagten und sich über den saftigen Rasen davon machten. Manchmal blieb ein sorgloses Bürschchen zurück, um ein Kräutlein abzunagen, das ihm besonders fett und wohlschmeckend schien und ich mußte dann hinter einem Steinblocke warten, bis es ihm gefällig war, den anderen nachzuhoppen.

Wie lange ich die Murmeltiere belauerte, weiß ich nicht; ich hatte des Doktors „Spute dich!" ganz vergessen. Endlich, als ich eine Erdwelle überschritt, überraschte ich sie, wie sie sich anschickten, auf einem schmalen Stege über die Dranse zu setzen. Sie witterten mich. Große Bestürzung! Angsterfülltes Pfeifen! Sollten sie hinüber? Sollten sie Schutz suchen in dem Steingeröll, das zwischen mir und ihnen lag? Ein entschlossener Alter machte der Ratlosigkeit ein Ende, indem er in ein paar gewaltigen Sätzen über den Steg purzelte. Und nun ging es hinter ihm drein wie die wilde Jagd, die Hinteren sprangen den Vorderen auf den Rücken, diese meinten schon, ich fasse sie am Pelz und geberdeten sich wie toll; einige fielen vom Stege herab in die Wogen und hatten ein hübsches Stück Arbeit, bis sie sich auf dem Trockenen das Wasser wieder aus dem Felle schütteln konnten. Ein einziger unansehnlicher Bursche machte bei diesem kopflosen Gebahren nicht mit; er richtete sich auf den Hinterpfoten in die Höhe, schaute zu mir hinauf und maß wohl die Distanzen. Dann, wie ich mich nicht regte, hoppte er ohne sich besonders zu beeilen, mir entgegen und verschwand unter einem Steine. „Aha, dachte ich, es giebt also auch unter euch etwa einen, der seinen eigenen Weg geht", und freute mich der Thatsache.

Nun ging das Lauern von neuem an; den guten

Bergmäusen aber mußte der Schreck in die Beine gefahren sein, sie ließen sich nicht mehr blicken. Schließlich ging mir die Geduld aus und ich bequemte mich, meinen Weg ohne sie fortzusetzen. Erst da fiel es mir auf, daß das Thal ganz anders geworden war. Dunkles Gewölk wälzte sich über grauem Nebel an den Abhängen herab, wie ein schwarzer, unheimlicher, zerlumpter Reiter auf einem langhaarigen Schimmel. Ein eisiger Windstoß fegte den Halden entlang und schien mir den Weg versperren zu wollen. Nun sputete ich mich, aber was half's? Als ich einen neuangelegten Pfad erreicht hatte, der fast senkrecht über der grauschäumenden Dranse sich durch Schutt und Geröll arbeitet, da brach es los. Ein leuchtender Blitz war das Zeichen, ihm folgte ein Krachen wie von einem zusammenbrechenden Berge, dann stürzte der Regen, in den sich schwere Schloßen mischten, herab und peitschte mir unbarmherzig das Gesicht. Als einmal die Vorstellung eröffnet war, da war reichlich für Kurzweil gesorgt: einmal über's andere zuckte es rot durch das graue Thal und dazu tobte das Orchester, daß mir war, ich sei in einem Paukenkessel. Wollte ich die Augen öffnen und nach dem Wege sehen, so schlug mir der Sturm mit seinen triefenden Schwingen ins Gesicht, um mir zu verstehen zu geben: „Seine Majestät das Wetter blickt man mit sterblichen Augen nicht an!“ Ich drückte mich gegen die steile Bergwand und wartete, bis die Herrschaften ihr Mütchen gekühlt hätten.

Die erste Wut legte sich bald, der Hagel hörte auf zu fallen, aber der Regen strömte unaufhörlich in dicken Strängen herab. Ich setzte meinen Weg fort, um ein Obdach zu suchen; da ertönte es auf dem Wege hinter mir: patsch, patsch, patsch!

Ich kehrte mich um und sah durch die vom Regen schraffierte Luft einige Beine traben, zwei Hörner wackeln, eine Schnauze pusten und hinterdrein die schlappige Krämpe eines schwarzen Hutes sich auf und ab schwingen, wie die Flügel einer Krähe. Es war ein Hirt, der ein Rind vor sich hertrieb. Als die beiden an mir vorüber stampften, rief ich den Mann in seiner Sprache an: „Guter Freund, giebt's eine Hütte in der Nähe?“ Er aber kümmerte sich nicht um meinen Ruf und patsch! patsch! eilten Mann und Tier davon, daß der Kot spritzte. Ich fand, es sei das klügste, ihnen zu folgen, trottete hinterdrein, und ließ meinen Sack lustig auf dem Rücken tanzen. Die beiden wendeten nichts gegen meine Gesellschaft ein und so ging's dahin, drei wie einer, wohl eine Stunde weit. Wir setzten auf einem wackeligen, aus vier Fichtenstämmchen verfertigten Steg über den Bergstrom und stiegen dann langsamer eine rasige Halde empor. Das braungefleckte Rind führte uns selbstbewußt an und trug den Schwanz hoch, wie ein Fähnrich sein Fähnlein; der Hirt schritt hinter ihm drein, die Hände in den Hosentaschen und den Stock unter dem Arme; sein Rücken rundete sich, als laste der triefende Schlapphut mit Centnergewicht darauf. Er trug nichts als ein rotes Hemd ohne Kragen, kurze Hosen aus braunem Stoffe und — wohl das Kostbarste an seiner Ausrüstung — ein paar solide Schuhe, deren grobe Nägel das Kraut zerfetzten. Statt der Strümpfe sah ich an seinen Waden einen dichten natürlichen Balg, der durch das Regenwasser geglättet worden war und an dem der Schmutz des Weges sich anklammerte. Das Rind war sauberer und trug sich stolzer als sein Treiber.

Von der Höhe herab schlich in wandelbaren Gestalten

der Nebel und umzingelte uns nach bestem Kriegsgebrauch; unser Fähnrich aber kannte den Weg und schritt unbeirrt vorwärts. Dann stand er einen Augenblick still und stieß ins Horn, daß es mächtig schallte. Der Nebel oben antwortete fünfzigfach und Schellenklang mischte sich in das langgezogene Gebrüll: die Herde rief uns ihr „Willkommen!" entgegen. Noch einige hundert Schritte und wir entdeckten durch den Nebel, wie skizziert auf graue Leinwand, die plumpen Leiber der Kühe, die riesenhaft erschienen, und das flache Schindeldach einer Sennhütte mit den kantigen Steinen darauf. Das Vieh, das dort oben umsonst nach einer schützenden Wettertanne ausspäht, hatte sich während des Unwetters in die Nähe der Hütte geflüchtet und stand nun da durchnäßt und traurig und über die Haut fuhr von Zeit zu Zeit der Frost wie ein Schwarm kleiner Wellen über einen Teich bei einem Windstoß. Aber das Alpenvieh hat eine philosophische Ader: es war still in sein Schicksal ergeben und mochte denken: „Die Sonne kommt schon wieder, um mir das Fell zu wärmen, ein Weilchen kann ich mich schon gedulden!" Nur wenige hatten unter dem schmalen Vordach der Hütte Schutz gefunden; die freuten sich ihrer trockenen Haut und wiederkäuten friedlich; die anderen aber zeigten keine Spur von Neid, sie drängten sich zusammen, um sich zu wärmen, und die sich lieb hatten, beleckten einander.

Vor der Hütte war fußdicker Kot; der Hirt durchwatete ihn behaglich, als wäre er der sauberste Rasen gewesen; ich folgte ihm und trat ohne lange zu fragen ein, während unser Fähnrich sich in der Herde verlor. Die Hütte war von einem so dichten Qualm erfüllt, daß mir beim Eintreten die Augen überliefen. Ich fragte mich

ernstlich, ob ich nicht besser thäte, den Rückzug anzutreten; das Feuer aber, das lustig an einem ungeheuern Kessel emporleckte, hielt mich zurück. Mein Begleiter schwenkte seinen Hut mehrmals her und hin, so daß das Wasser wie ein feiner Regen davon flog und auf dem Feuer zischend verdampfte; dann hängte er den unförmlichen Filzfetzen an einen Nagel und sich zu mir wendend sagte er kurz: „Bonjour, M'sieur!“ Ich erwiderte den Gruß, dann setzten wir uns zum Feuer, jeder auf einen Stein und sahen zu, wie unsere Gewandung zu dampfen begann und fühlten mit Wohlbehagen die Wärme uns allmählich auf die Haut dringen. Nach einer Weile zog ich meine Feldflasche hervor, trank ein Becherchen ‚Fendant‘ und reichte eines dem Hirten hin. Er trank es nach einigem Zögern aus. Ich sah, daß es ihm mundete und schob ihm ein zweites zu, nach dem er eiliger griff, als nach dem ersten. Nun war das Eis gebrochen. Er wurde gesprächig, schimpfte zuerst über das Wetter und fragte mich dann, woher ich komme und wohin ich wolle. Dann, ohne meine Fragen abzuwarten, lenkte er das Gespräch auf sich selbst. Er war der Schulmeister von Lourtier oder Lourquier, wie er sagte. Im Winter lehrte er die Jugend das abc und das Einmaleins; im Sommer verdingte er sich als Knecht und hütete das liebe Vieh. Von seinem Winterberuf sprach er nicht viel und offenbar ungern, und ich merkte wohl, daß ihm die Sennhütte und die Kuhherde lieber waren, als das Schulhaus und der Kinderschwarm.

Während wir uns gegenseitig ausfragten, kam aus dem inneren Raume der Hütte ein kleines, graues Männchen mit einer Zipfelkappe auf dem runzeligen Köpfchen. Er hatte uns wohl schon lange kommen hören, aber er war nicht

neugierig, dieser Alte. Er brummte kaum vernehmlich das übliche bonjour, warf rasch aus seinen blinzelnden Äuglein einen Blick nach mir und machte sich dann mit dem Senngeschirr zu schaffen. Der verschmähte das alltägliche „wer?" und „was?" und „woher?" und „wohin?" denn wozu fragen, wenn einem ein Blick alles sagt, was man wissen will?

Draußen dauerte das Unwetter fort; statt Regen fiel nun flockiger Schnee und ich sah ein, daß ich an diesem Tage meine Reise nicht fortsetzen konnte. Ich fragte, ob ich die Nacht in der Hütte zubringen könne. Der Schulmeister heftete einen fragenden Blick an den Grauen; dieser gewahrte ihn endlich und brummte dann: „S'il veut. . . ." Darauf wandte sich der Schulmeister wieder zu mir: „An Heu haben wir keinen Mangel und auch eine Wolldecke ist da; wenn Euch das zusagt, ist es uns schon recht." Ich war es zufrieden.

Der Alte schlürfte in der Küche her und hin, der Schulmeister und ich sahen ins Feuer: über uns beide war jene süße Schläferigkeit gekommen, die mit der Wärme des knisternden Feuers in die Glieder schleicht. Wie ich so halb wach, halb träumend da saß, war es mir, als hörte ich Tritte vor der Hütte. Ich sah über das Feuer hinweg nach der Thüre und fuhr leicht zusammen: nach mir stachen zwei böse Schlangenaugen, die zwischen einer Hutkrämpe und einem struppigen Bart hervorschossen, als wollten sie mich durchbohren.

Ehe ich Zeit hatte, genauer hin zu sehen, war die Erscheinung wieder verschwunden. Der kleine Graue mußte sie auch bemerkt haben, denn er rief mit seiner mürrischen Stimme: „V'nez toujours!" Da erschienen der Bart und der

Hut wieder unter der Thüre und wieder zielten die schwarzen Äuglein giftig nach mir, so daß es mir fast unheimlich wurde und ich zu mir sagte: „Mit dem schläfst du nicht unter einem Dache!“

V'nez toujours! wiederholte der Alte; da schob sich die Gestalt herein, finster, räuberhaft, wie man sich einen Verbannten aus der guten alten Zeit vorstellt. Dem ersten folgten zwei andere, jüngere. Alle drei gingen in Lumpen und hatten lange Zwilchsäcke wie Mäntel um die Schultern geschlagen; in der Hand führten sie ungefügige Knüttel und den Kopf deckten verwetterte, formlose Hüte, um die dicke, rote Schnüre liefen. Sie setzten sich neben uns ans Feuer, das seinen reinen Schein auf ihre ungewaschenen Gesichter warf. Der Alte mochte 60 Jahre alt sein; der struppige Bart wucherte auf dem ganzen Gesichte so üppig, daß man unter dem Hute außer ihm nichts sah als eine dicke, etwas gerötete Nase und den bösen Glanz der beiden Augen. Die beiden anderen waren Burschen von etwa 18 Jahren, denen der erste Flaum sproßte und das Gesicht mit einem schmutziggelben Rahmen einfaßte. Sie sahen sich so ähnlich, als hätte man sie von einander geschnitten; es mußten Zwillinge sein. War in dem Gesicht des Alten Rohheit und Schlauheit gepaart, so machten die Jungen mit den langen Armen, den dicken rissigen Lippen, den plattgedrückten Nasen und den mächtig herausschwellenden Kinnladen den Eindruck von stumpfsinnigen, gefräßigen Tieren.

„Du lait chaud?“ fragte das graue Alpenmännchen.

Der Unheimliche stieß ein kurzes „si“ hervor und warf dann den Sack von sich, so daß die nervigen Arme, die gewaltigen Schultern und, da Kittel und

Hemd vorn offen waren, die starkbehaarte graue Brust frei wurden.

Der Senn brachte die Milch in einem großen hölzernen Gefäße, das der Alte seinen Buben zuschob. Die tranken nach einander wie das Vieh, in langen, langen Zügen, starrten dabei steif in das Gefäß und man hörte die Flüssigkeit wie ein Brünnlein durch den Hals gurgeln. Derweil zog der dritte eine Schnapsflasche aus seinem Kittel und ließ deren Mündung in der Wildnis seines Bartes verschwinden. Dann reichte er sie dem alten Sennen hin; der holte sich, ohne ein Wörtlein zu sagen, ein kleines Gläschen, schenkte es voll ein und stellte es auf einen Balken, sich den Labetrunk auf eine andere Stunde versparend. Der Schulmeister war unvermerkt hinausgegangen; ich sah es ihm an, daß er an den Gästen keinen Gefallen hatte. Die Hütte wurde schweigsam, wie wenn sie unbewohnt gewesen wäre; die drei Gesellen hatten ihre Pfeifen angezündet und schauten stumm vor sich hin, nur der Alte drehte manchmal seine beweglichen Äuglein schnell wie ein Blitz nach mir. Einer der Jungen vergaß bald an seiner Pfeife zu saugen: er hatte der behaglichen Wärme nicht widerstehen können und improvisierte ein schüchternes Schnarchen. Da sah der Alte sich nach ihm um, brummte etwas in den Bart und griff gemächlich nach seinem Stocke, den er wuchtig auf den Rücken des Buben niederfallen ließ. Der stieß einen tierischen Schrei aus und fuhr auf wie ein Tiger. Als er aber sah, wer ihn so unsanft berührt hatte, und ferner sah, daß der Stock des Alten nicht übel Lust hatte auf's neue zu tanzen, duckte er sich knurrend nieder. Der andere Junge sah ihn an und lachte dumm, die dicke Faust vor die Zähne haltend.

Die drei Unheimlichen blieben bis zum Einbruch der Nacht. Dann erhoben sie sich auf ein Zeichen des Alten. Der steckte noch dem Hirten eine Handvoll Rauchtabak als Zehrgeld zu und schlüpfte dann, gefolgt von seinen Jungen, durch die Thüre hinaus in die graue Dämmerung, wie ein Wolf, der mit seiner Brut auf Beute zieht.

Es war schon Nacht, als der Schulmeister, der unterdessen das Vieh besorgt hatte, wieder in die Hütte trat.

„Sind die Kerle fort?“ fragte er.

Ich bat ihn, mir zu sagen, was es mit ihnen für eine Bewandtnis habe.

„Ei nun! Ihr seht es ja: Schmuggler sind's.“ Da ich noch nicht ganz befriedigt schien, fügte er hinzu: „Es ist ein Vater mit seinen zwei Rangen; der Alte heißt hier zu Lande nur der „Luchs“. Ihr habt wohl unten in Fionnen rechts vom Wege, dem neuen Gasthause gegenüber, einen kleinen Spezereiladen gesehen. Dort machen sie ihre Einkäufe in Tabak, Zucker, Chokolade und Schnaps. Sie versorgen das ganze Thal drüben damit.“ „Gräßliche Menschen!“ setzte er nach einer Pause, wie zu sich selbst redend, hinzu.

„Ihr scheint ihnen nicht grün zu sein“, warf ich ein. Der Schulmeister zuckte mit den Achseln und statt zu antworten zündete er seine Pfeife an, die er mit Schmugglertabak gestopft hatte.

Das graue Männchen, das schweigsam wie ein Hausgeist hin und her latschte, rückte einen rohgezimmerten Tisch aus einer Ecke und stellte Milch, Käse und hartes Brot darauf. Dann wälzte er einen schweren Holzpflock herbei, der ihm als Stuhl diente, und fing an zu essen. Der Schulmeister that desgleichen und lud mich ein mitzuthun. Ich öffnete meinen

Sack, bot meinen Wirten Schinken und geräucherte Wurst an, die sie mit gierigen Augen beblinzelten, aber erst nach der unumgänglichen Ziererei sich schmecken ließen. Der Alte ging nach dem Essen gleich schlafen. Mich lockte das Heu nicht und ich kehrte wieder zu dem allmählich verglimmenden Feuer zurück. Der Schulmeister leistete mir Gesellschaft und ich, zum Dank, entkorkte die letzte Flasche Wein, die ich bei mir hatte. Er holte sein eigenes Glas aus irgend einer Ecke des Raumes hervor und hielt es gegen das Licht. Es sah aus, als hätte man es mit Seife eingerieben. Der Schulmeister betrachtete es eine Weile, schielte nach meinem Metallbecher, in dem schon der goldige, kristallklare Wein perlte und machte dann eine energische Bewegung wie einer, der einen großen Entschluß faßt. Er verließ die Hütte und ich hörte, wie er draußen am Brunnen mit den Fingern eifrig sein Glas scheuerte, so daß es zu klingen anfing. Darauf trocknete er es über dem Feuer, ließ es sich füllen und freute sich des heiteren ‚Fendant‘ wie ein Kind. Als er das erste Glas geleert hatte, blickte er schweigsam aber unruhig vor sich hin, er mußte mit sich selber nicht ganz einig sein. Endlich öffnete er leise die Thüre, welche in den Schlafgaden führte, und da ihm das langgezogene Schnarchen des Alten entgegenknurrte, schob er sie sachte wieder zu und setzte sich so nah als möglich zu mir hin. Noch rutschte er ein paar Mal unschlüssig auf seinem Steine her und hin und hub dann an:

„Ihr habt mich nach den Schmugglern gefragt. Ich trage schon länger denn zwei Jahre ein Geheimnis mit mir, das mich fürchterlich drückt und in das ich aus Furcht noch niemand habe schauen lassen. Die drei Schmuggler, die Ihr

heute sahet, wissen außer mir allein darum. Ahnte der entsetzliche Alte, daß ich damals gelauert habe, ich glaube, er würde mich erbarmungslos kalt machen. Drum wage ich nicht, es jemandem aus der Gegend zu verraten. Euch aber kann ich es wohl anvertrauen; Ihr zieht hier durch, kommt vielleicht nie wieder hierher und werdet mir nicht schaden wollen; ich aber kann einmal meinen Sack ausschütten."

Ich versprach mir nicht sonderlich viel von der Schmugglergeschichte des Schulmeisters. „Immerhin, dachte ich, wenn sie nur ein wenig über die Langeweile hinweghilft, ist es ja schon Gewinn genug". Ich füllte die Gläser und sagte zu meinem Gesellschafter: „Trinkt erst einen Schluck, es wird dann leichter von Herz und Zunge gehen."

„Im nächsten Herbst werden es drei Jahre", so begann er. „Wir hatten schon fast alles Vieh auf die unteren Weiden getrieben und ich war mit wenig Kühen hier oben geblieben. Da trat schlechtes Wetter ein wie heute und es schneite wie im Jänner. Ich saß am Feuer auf diesem Fleck und sehnte mich fast nach der warmen Schulstube, und das a b c und das Einmaleins schwirrten mir verworren durch den Kopf. Da trat ein Bursche in dunkelblauer Uniform zu mir herein und stellte sein Gewehr dort in den Winkel. Es war ein italienischer Grenzwächter. Ich sah ihn ungern, denn die Sorte von Leuten bringt öfter Unheil als Heil und dann, was hatte er zu schaffen auf Schweizerboden? „Was begehrt Ihr hier?" fragte ich ihn. Er sagte, er habe sich im Nebel verlaufen und sehe sich genötigt, mich um ein Obdach zu bitten, obschon er wisse, daß es gegen seine Instruktion sei. Was konnte ich machen? Es war schon spät am Tage, ich

konnte ihn nicht in den nassen Schnee hinaustreiben und hieß ihn bleiben.

Er that sehr freundlich und war gesprächig. Als die allgemeine Unterhaltung zu stocken anfing, lenkte er das Gespräch wie von ungefähr auf die Schmuggler: ob sie sich häufig sehen ließen, und ob sie in der Hütte einkehrten. Ich that anfänglich, als hörte ich die Frage nicht, er aber ließ mich nicht los. „Ja nun“, sagte ich endlich, „es gehen hier dann und wann Leute vorbei, die Schmuggler sein könnten, aber sie beichten mir nicht und ich frage niemand nach seinem Gewerbe. Ich habe anderes zu schaffen, als zu spionieren.“

„Kennt Ihr den Giacomo Noli?“

Den kannte ich freilich, aber ich that nicht dergleichen. Wer hätte ihn nicht gekannt, wenigstens dem Namen nach, den verwegensten Schmuggler und den waghalsigsten Wilddieb weit und breit. Man nannte ihn nur den ‚Teufel‘. Freilich kannte ich ihn, den roten Burschen, mit den knorrigen Armen, die den Ästen einer Eiche glichen, und ich dachte: „Aha, auf den hat's der Blaue abgesehen! Hüte dich, Junge! ‚der Teufel‘ läßt sich nicht fangen wie eine einfältige Maus oder erschießen wie ein herrenloser Hund! Ein Gemsbock oder ein Grenzjäger, was liegt dem daran!“

Nachts legte sich der Wächter neben mich ins Heu. Etwa um die zwölfte Stunde wurde ich durch ein unheimliches Ächzen und Stöhnen geweckt. Es war mein Schlafkamerad, dessen Brust rang und arbeitete, als hätte einer das Knie darauf gesetzt. Ich tastete in der Dunkelheit nach seinem Arme und rüttelte ihn. Da fuhr er in die Höhe: „Laß' mich, Giacomo, laß' mich in aller Heiligen Namen!“ schrie oder stotterte der Halbwache in Todesängsten. Ich ging in

den vorderen Gaden und kehrte mit einer Laterne zurück. Der Grenzwächter saß halb aufgerichtet im Heu, bleich, mit verstörtem, stierem Blick und immer noch keuchender Brust. „Ihr habt von Giacomo Noli geträumt?“ sagte ich.

Er gab mir keine Antwort, sondern murmelte für sich: „Santa Maria, Madonna santa!“ und vergrub sich wieder ins Heu und schlief ein, oder that doch dergleichen.

Am Morgen, als ich erwachte, war er verschwunden. Im frischen Schnee sah ich die Spur seiner Tritte, die nach der Paßhöhe führte. Eine grenzenlose Unruhe packte mich. „Da spielt sich etwas ab“, dachte ich, und vermochte nichts zu schaffen, und wo ich hintrat, sah ich den Grenzwächter und den ‚Teufel‘ vor meinen Augen. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, ich schloß die Hütte und stieg, den Spuren im Schnee folgend, bergan. Etwa eine Stunde weit oben führt ein unbegangener, gefährlicher Pfad dem Bergabhang entlang und dann über den Gletscher thalwärts, Fionnen zu. Dort entdeckte ich den Blauen; er saß hinter einem Felsen, unbeweglich nach dem Gletscher hinüber schauend und nur von Zeit zu Zeit sich leicht emporreckend, lauernd wie eine Katze. Er flößte mir Schauder ein, dieser kaltblütige Menschenjäger, und ich dachte: „Ganz recht, daß dir der Teufel den Schlaf versalzt!“ Ich verbarg mich und war entschlossen auszuharren, bis sich etwas ereignen würde; aber ich wartete zwei, drei, vier Stunden — nichts! Ich fror entsetzlich an die Füße, die im Schnee staken, und endlich gab ich es auf und kehrte zurück.

Als die Nacht heraufstieg, klopfte es an die Thüre. Ich glaubte, es sei der Wächter und beeilte mich nicht sonderlich. Da erdröhnte die Hütte von einem gewaltigen Faustschlage, der hölzerne Riegel krachte entzwei und die Thüre

sprang knarrend ins Haus: vor mir stand der ‚Teufel‘ und stieß einen grimmigen Fluch aus, und hinter ihm erschien der ‚Luchs‘ mit seinen Jungen; die lachten ob meines zerschmetterten Riegels. Alle vier trugen schwere Säcke; sie kamen von Fionnen und hatten des schlechten Wetters wegen nicht ihren gewöhnlichen Weg oben über den Gletscher, sondern unten dem Fluß entlang genommen.

„Ihr habt eine gute Nase gehabt“, sagte ich zu den Schmugglern, als sie ihre Säcke abgestellt hatten.

„Wie meinst du das?“ fragte der ‚Teufel.‘

„Oben hätte Euere Haut leicht Löcher bekommen können.“

„Ist ein Spürhund oben?“

„Es könnte wohl sein!“

„So? etwa ein Junger? etwa mit schwarzem Haar im Gesicht? etwa mit einer Schmarre über den Augen?“

„Von meiner Größe, aber schmäler über die Brust.“

„Er ist's!“ sagte der ‚Teufel‘ halblaut zu seinen Gefährten und dann zu mir: „Wo sahst du ihn?“

„Oben, wo man nach dem Gletscher abschwenkt.“

„Sollen wir . . . . ?“ raunte der ‚Luchs‘ dem ‚Teufel‘ zu. Dieser warf mir einen Blick zu, den jeder verstanden hätte und der sagen wollte: „Jetzt geht dich unsere Rede nichts mehr an!“

Ich ging in den inneren Gaden, aber die Neugier trieb mich, das Ohr an das Loch dort zu legen, das durch das Herausfallen eines Astauges entstanden ist — Ihr seht es doch, im zweiten Brett, in Schulterhöhe? Da hörte ich, wie der ‚Teufel‘ halblaut sagte: „Glaubst du, ich woll' ihn aufstöbern und hinterlistig überrumpeln etwa wie ein Gemstier? Treff' ich ihn einmal durch Zufall . . . .“

Er machte den Satz nicht fertig, sondern schnalzte mit der Zunge, wie wenn man ihm einen Leckerbissen vorgesetzt hätte.

„Vergiß nicht, daß er ein Gewehr hat, das trägt auf tausend Schritte, und wir mit unseren Pistolen. . . .“

„Du sprichst wie ein Schuljunge! Hätt' ich nichts als etwa einen Stein in der Hand, ich wiche dem Serbling nicht aus, und hätt' ich keinen Stein, müßt's nicht mit den nackten Armen sein?“

Und wieder schnalzte er so stark, daß es klang, wie ein Pfiff.

„Ich dächte wir thäten's, dann hätten wir Ruh' für Monat und Tag!“

„Wir müßten auch dem da drin das Maul stopfen, denn der hat schon was gewittert, verlaß' dich drauf!“

„Sonst kommt's dir nicht so drauf an!“

„Wir dürfen uns die Sennen nicht auf den Hals laden! Und dann mag ich ihm nicht auflauern, du hörst's: offen! so soll's sein! offen! Ist der ‚Teufel‘ etwa eine Katze, die vor dem Loch hockt, bis es sich trifft?“

„Laß' mich den Handel besorgen! Du weißt nichts davon, keiner weiß nichts davon, dem da schlag ich das Maul zu, es soll kein Hahn . . . .“

„Wag's und rühr' ihn an! Und ich schlag' dich ungespitzt in Grund und Boden hinein! Mich geht der Handel an! Bin ich etwa ein feiger Hund, dem das Fell schlottert? Wag's und rühr' ihn an, und du hast's mit dem ‚Teufel‘ zu thun! Mir gehört er!“

Er hatte diese Worte zwischen den Zähnen hervorgepreßt, wohl vernehmlicher, als er es wollte, und es

klang so wild und tierisch, daß mir ein Schauder über den Rücken lief.

„He, Kuhknecht! wo bist du?“

Ich zögerte noch ein Weilchen, um sie in der Meinung zu lassen, ich sei zu hinterst in der Hütte gewesen und trat dann zu ihnen hinaus.

„Hat der Hund etwa hier geschlafen?“

„Ja, er kam spät, ich konnte ihn nicht wegschicken. . . .“

„Kommt er etwa wieder?“

„Ich hoffe, er bleibt aus, aber wer kann wissen. . . .“

„Und du willst das Heu wieder mit ihm teilen?“

„Es ist Nacht, wenn er jetzt noch kommt, was kann ich thun? Es ist Sennenbrauch, keinem die Thüre zu verriegeln.“

„Wirst du ihm etwa sagen, daß wir hier waren?“

„Ich werde mich hüten.“

„Ich rat' es dir!“

Und lautlos schlichen die vier davon; der Vorderste aufrecht, den drei anderen krümmten sich die Rücken unter der Last. So verschwanden sie in der Dunkelheit wie Nachtgeister. Ich aber atmete auf.

Eine Stunde später — ich hatte kaum einen neuen Riegel fertig gezimmert — klopfte es wieder. Das mußte der Grenzjäger sein. Seit ich ihn so kaltblütig auf Menschen lauern sah, hatte ich einen Ekel vor ihm und ich hätte ihn am liebsten von der Schwelle gewiesen. Um ihm zu zeigen, daß ich mich durch seinen Besuch nicht sonderlich geehrt fühlte, ließ ich ihn drei, vier Mal anpochen. Endlich öffnete ich. Er war halb erfroren, schien aber nicht schlechter Laune zu sein.

„Er kam Euch nicht in Schuß?"

„Ich sah kein Bein."

„Das war ein Glück."

„So sag' auch ich: ich hätte ihn erschießen müssen."

„Oder er Euch!"

„Vielleicht! Wer kann es wissen. Einer wird es schon sein."

„Aber warum tragt Ihr denn Eure Haut dahin, wo er drischt?" Er gab mir keine Antwort, sondern rieb und rieb seine halberstarrten Finger und klaubte dann die scharfen Patronen aus dem Magazin seines Gewehres, um sie in der Patrontasche zu bergen.

In der zweiten Nacht wiederholte sich der Auftritt der ersten: ich mußte den Burschen wieder aus seinen Todesängsten aufwecken. Er dankte mir, ich aber benutzte die Gelegenheit, um ihm eine Predigt zu halten: „Warum, Unglücksmensch, wollt Ihr nach Giacomo jagen, wenn Ihr ihn doch so fürchtet und seinetwegen Nacht und Tag in der Hölle sitzt? Drückt doch ein Auge zu über seinen Thaten, oder besser alle beide! Steigt da hinauf, wenn Ihr ihn drunten wißt, und steigt er hinauf, so laßt Euch Zahnschmerzen oder ein Magenweh oder einen Hexenschuß verschreiben und setzt Euch drunten ans Kamin! Was kümmert es Euch, daß er den armen Teufeln drüben billigen Zucker einkramt und den Staat schädigt! Den Staat! als ob der nicht genug hätte und allezeit reichlich zu seiner Sache käme! Was kann Euch der Giacomo so übles gethan haben, daß Ihr ihm nach dem Blut trachtet? Warum müßt Ihr. . . ."

„Ich muß, weil ich muß," unterbrach er mich; „es giebt Menschen, die können nicht wollen, sie müssen, müssen,

müssen! So einer bin ich. Und nun laßt mich wieder schlafen!“

Am Morgen war ich wach, als er in aller Frühe aufbrach. Ich ließ ihn ruhig gewähren, denn ich wußte, daß ihn heute der ‚Teufel‘ nicht anrennen konnte, daß der vielmehr drüben in der Heimat seine Ware an den Mann bringen und sich ein Räuschchen antrinken werde nach altem Schmugglerbrauch. Ich sah dem Wächter mit halbverschloss'nen Augen zu, wie er sein Gewehr sorgfältig lud, dann den Rosenkranz aus der Brusttasche zog, niederkniete, die gewohnten Gebete hermurmelte und schließlich mit dem Tone eines zehnjährigen Kindes etwa folgende Worte sprach:

„Maria, Madonna del buon consiglio, du siehst mein Herz und was ich denke, alles ist dir offenbar. Du weißt, daß mich nicht gelüstet nach seinem Blute, oder weißt du's anders? Und du weißt auch, daß ich ihn töten muß. Im Himmel aber sitzt eine wie du, und die hat es mir gesagt, daß es so kommen müsse. Lege nun du eine Bitte ein bei deinem Sohne, daß er sage, ich müsse nicht. Willst du es aber nicht so oder kannst du es nicht mehr ändern, so führe ihn mir auf den Weg, und bald, bald, und wenn meine Hand es vor Zittern nicht kann, so halte du sie, denn mich tötet die Angst, und wo ich hingehe, da folgt sie mir nach, Stapfe in Stapfe. Mir ist die Qual bitterer, als mir das Leben süß ist; drum mach' ein Ende, Madonna del buon consiglio. Amen.“

Er steckte dann einige Bissen Käse und Brot zu sich, die er sich am Abend ausgebeten hatte und verließ die Hütte. Als es dämmerte, kehrte er wieder zurück; es war, wie ich vorausgesehen hatte, nichts vorgefallen. So ging es noch

zwei weitere Tage. Ich kannte die Gewohnheiten der Schmuggler und wußte, daß sie in den nächsten Tagen wieder herüber kommen und dann einer Begegnung mit dem Spion nicht aus dem Wege gehen würden. Ich beschloß deshalb, noch einen Versuch zu machen, den armen Burschen, den ich nun für halb verrückt hielt, zur Heimkehr zu bewegen. Als er im Morgengrauen wieder aufbrechen wollte, versperrte ich ihm den Ausgang und fing an auf ihn einzureden. Er aber hatte auf alle meine Vorstellungen immer nur den einen für ihn unumstößlich feststehenden Einwand: „Ich kann nicht wollen, ich muß, ich muß, ich muß!"

Da an diesem Schild alle meine Pfeile wie stumpfe Spähne abprallten, versuchte ich, sein religiöses Gewissen zu erschrecken, denn ich hatte wohl gesehen, daß die kirchlichen Dinge in seinem Kopfe hoch aufgespeichert waren.

„Ich gebe zu", sagte ich, „daß die Schmuggler große Sünder sind und der Giacomo nicht der Joseph unter ihnen; aber hat denn nicht der Herr selber verkündet: Ich will nicht den Tod des Sünders?"

„Ich habe Beweise und Zeichen, daß der Himmel seinen Tod will!"

„Sind Eure Beweise so kräftig und die Zeichen, die Ihr habt, ohne Widerrede?"

„Ich glaube es: ich habe meine Träume."

„So, Träume habt Ihr und darum glaubt Ihr? Meinetwegen! Ihr mögt ihnen glauben, aber wissen thut Ihr nichts! Wissen! wissen! Träume! geht mir doch mit Euren Träumen! Und gesetzt nun, Ihr begeht den Mord und es kommt einmal der jüngste Tag und Ihr werdet gefragt: ‚Warum hast du dem Giacomo Noli das Leben verleidet? Was hast du

dich vermessen, den Richter zu spielen auf Erden? Wer befahl dir, deine Träume für meine Ratschlüsse zu nehmen? Sagt, mit was werdet Ihr dann die Blutflecken aus Eurem Gewändlein auslaugen?"

Da er schwieg, fuhr ich weiter: „Geht hinüber und tretet in eine Kapelle und betet um ein Zeichen, das das Sonnenlicht aushält und nicht zergeht wie ein Räuchlein. Geht, aber versprecht mir, daß Ihr Euer Gewehr gegen keinen Menschen ladet, eh' Ihr sagen könnt: Nun ist es mir sonnenklar: der Himmel will, daß ich ihn töte."

Er kaute an den Spitzen seines Schnurrbartes und zog die Augenbrauen zusammen; dann sagte er kurz: „Gut, ich will thun, wie Ihr sagt."

„Gebt mir Euer Gewehr, ehe Ihr geht!"

„Das darf ich nicht."

„So gebt mir die Patronen!"

Nach einigem Zögern leerte er seine Patrontasche und das Magazin seines Gewehres und überreichte mir die Kupferhülsen mit dem grauen, tötlichen Kopfe. Dann ging er hinaus und stieg langsam bergan, der Paßhöhe zu.

Ich sah ihm erleichtert nach. Es sollte mir aber nicht lange wohl sein; denn vor Einbruch der Nacht trat er wieder in meine Hütte und sagte: „Nun bedarf es keines Zeichens mehr! Spricht ein Herr hundertmal zu seinem Knechte: Thue dies, thue das? Zu mir hat der Himmel hundertmal geredet und ich habe getrotzt! Und heute hat sein Zeichen auch das Tageslicht nicht gescheut!"

Ich war verdrießlich und wandte ihm wortlos den Rücken.

Drauf, in der Nacht, es war am Jahrestage des heiligen

Leodegar, weckte mich der Grenzwächter aus dem Schlafe und bat mich, die Laterne anzuzünden.

„Laßt mir meine Ruhe!“ knurrte ich ihn an.

„Morgen geschieht's, ich weiß es und kann nicht schlafen vor Erwartung und vor Angst. Wär's nur schon gethan!“

„Brecht meinetwegen jetzt schon auf, nur liegt mir nicht in den Ohren mit Eurem verrückten Geschwätz!“

„Nein, ich muß es Euch sagen; Ihr müßt mich hören.“

„Schert Euch zum Kuckuck mit Eurer Litanei!“

Ich drehte mich im Heu auf die andere Seite, er aber kroch an mich heran, bis sein Mund meinem Ohre nahe war und flüsterte in einem Tone, in dem zugleich Freude und Schauder zitterten: „Morgen geschieht's: sie ist mir heute zweimal erschienen.“

„So, ist sie? Sag' ihr, ich lasse sie grüßen!“ — Damit stieß ich ihn weg. Mir ward unheimlich bei dem Verrückten. Er aber ließ sich nicht abschrecken, und wieder fühlte ich seinen warmen Hauch an meiner Backe: „Spottet nicht! Zündet die Laterne an und dann hört mich an!“

Er ließ mir keine Ruhe, bis ich Licht machte, dann setzte er sich zu mir, sah mich an mit seinem schwarzen, unstäten Schwärmerauge und wurde auf einmal vertraulich wie ein Kind mit seinem Vater:

„Drüben weiß es ein jeder, du aber kannst es nicht wissen, drum verstehst du mich nicht,“ so fing er an zu erzählen. „Ich bin in Valpellina aufgewachsen. Wir hatten ein kleines Haus, am Fluß, abseits vom Wege. Mein Mütterchen war eine kleine, liebe Frau im braunen Rock, die saß am Spinnrad und spann Wolle vom Morgen bis zum Abend und einen langen Teil der Nacht dazu. Zu anderen Leuten

ging sie nie oder selten und sprach nicht viel; sie schien stets bekümmert und traurig zu sein und manchmal habe ich gesehen, wie ihr das Wasser über die Wangen schlich und auf die fleißig spinnenden Hände kugelte. Nur wenn sie mich abends ins Bett legte und herzte, sah ich sie lächeln. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Als ich einmal das Mütterchen fragte, warum ich keinen Babo habe wie Sattlers Paolino, da sagte es mir, der meine sei gestorben, als ich noch nicht einmal auf der Welt gewesen sei; er sei ein Schmuggler gewesen, einst müsse ihm auf dem Berge etwas zugestoßen sein: man habe ihn verstümmelt und tot ins Thal hinabgebracht. Mehr sagte es mir nicht und schien nicht gern von meinem Babo zu reden. Später haben mir fremde Leute gesagt, wir hätten einen Nachbar gehabt, den man Giannuccio nannte; der sei Fuhrmann gewesen und habe die Saumtiere über den Berg in die Walliser Thäler getrieben. Auf einmal hätte mein Vater angefangen ihn zu hassen und ihn zu verfolgen und eines Tages, als sie auf dem Berge zusammengestoßen seien, müßten sie sich gestritten haben: man habe sie beide ganz zerschellt am Fuße einer Felswand gefunden, noch im Tode fest verschlungen und ineinander verbissen.

Ich hatte noch einen Bruder und wir beide waren das Kreuz der Mutter. Wir haben uns nie vertragen und haßten uns, seit wir hassen konnten, ohne daß ich eigentlich recht wußte warum. Mir war immer, er trage die Schuld, denn er war fünf Jahre älter als ich und viel stärker und wenn die Mutter nicht da war, um ihm zu wehren, schlug er mich oft fürchterlich weil, wie er sagte, sie mich hätschele und bevorzuge. So wuchsen wir auf. Als er 17 Jahre alt war, trat er einmal vor die Mutter hin

und sagte, er wolle Schmuggler werden, der ‚Luchs‘ nehme ihn mit, er habe es ihm versprochen. Sie schob das Spinnrädchen beiseite und sah ihn bittend an und sprach: „Thu's nicht, mein Bub, thu's nicht!“

„Warum soll ich's nicht? Ist es kein Gewerbe, das seinen Mann nährt wie ein anderes?“

„Es ist kein gutes Gewerbe.“

„Es war das meines Vaters!“

„Es ist doch keins, das Segen bringt!“

„Natürlich! weil's mein Vater trieb, ist's schlecht! Der ‚Luchs‘ hat es mir gesagt, du hast meinen Vater nicht leiden mögen. Ich weiß, ich weiß jetzt alles, und ich will des Vaters Gewerbe treiben, weil er es trieb, und willst du es nicht, so thu' ich's dir zum Trotz und ihm zu Lieb'!“

„Hab' ich deinen Vater nicht leiden mögen, so war's, weil er ein roher Mensch war und mich schlug, und liebte ich sein Treiben nicht, so war's, weil es ein unredlich Treiben war. Folg' ihm nicht nach und glaub' deiner Mutter: es trägt kein Glück ein: es bringt nichts als Angst, und bringt es dir keine Angst mehr, so ist aus dem Menschen ein Tier geworden. Folg' deinem Vater nicht, und glaube mir! glaube mir!“

So flehte sie ihn in beweglichen Worten an. Umsonst! er erhitzte sich immer mehr und ging schließlich im Zorne davon. Seither hat er nicht mehr in unserem Häuschen gewohnt, nur von Zeit zu Zeit fanden wir vor dem Fenster, auf dem Gesims, in Papiertüten Zucker, Chokolade oder Kaffee, die niemand anders als er für's Mütterchen hingelegt haben konnte. Das hätte mir manchmal Lust gegeben, ihn aufzusuchen und Frieden zu machen; aber ich wußte, daß es

ein vergeblicher Gang sein würde; denn wenn er mich auf der Straße traf, that er, als sähe er mich nicht und spuckte jedesmal geräuschvoll aus, wie er an mir vorüberschritt. Im übrigen war ich mit diesem Verhältnis zufrieden, bekam ich doch keine Schläge mehr.

So wurde ich 19 Jahre alt. Ich hatte meine Lehrzeit bei Meister Gioggio, dem Wagner, beinahe vollendet und wir zimmerten schon Pläne, das Mütterchen und ich, wie wir nachher unser Leben einrichten wollten. Da, als ich einmal nach dem Feierabend heimkam, fand ich die Mutter im Bette, fiebernd und krank. Sie hatte, was wir den ‚Seitenstich' nennen, und wollte sich davon nicht mehr erholen. Das Fieber verließ sie freilich nach wenigen Wochen, aber die Kräfte kehrten nicht wieder und sie fing an trocken und hohl zu husten. Die Augenhöhlen bohrten sich immer tiefer in den Kopf hinein, die Wangen verbargen sich unter den Backenknochen und an den Händen stach jedes Knöchelchen hervor. Sie sprach oft vom Sterben und ich blieb Tag und Nacht bei ihr, denn ich fürchtete jeden Augenblick, es könnte mit ihr zu Ende gehen.

An einem Abend, als ich bei ihr am Bette saß, trat mein Bruder herein, legte ein paar Tüten auf den Tisch, stellte sich dann vor das Bett und ergriff die Hand der Kranken: „Du siehst übel aus, Mutter!" — „Ja, es geht mit mir wohl zu End'". — „Hast du vergessen, daß du zwei Buben hast?"

„Nein, ich habe die Zeit immer daran gedacht und hab' auch gedacht, wie elend eine Mutter ist, wenn sie Kinder hat, die sich scheuen wie Leben und Tod." Dann sagte sie leiser, wie zu sich selber: „Ich habe es erfahren, wie der Himmel

einen in seinen Kindern straft und einem bis zum Tod nicht vergeben will, man mag beten Tag und Nacht, beten und weinen."

Die Augen wurden ihr voll und sie schluchzte: „Buben, meine Buben, mir ist, ich sei schuld an eurem Haß; nun geh' ich aber aus der Welt, d'rum denkt, ich trage euren Haß mit mir ins Kirchengrab hinab und werdet zu einander, wie Bruder und Bruder sein sollen."

Mir standen die Thränen in den Augen und auch der andere schien weniger hart dreinzuschauen als sonst. Er drehte sich nach mir um; aber in dem Augenblick war es, wie wenn die Nacht wieder bei ihm einkehrte: die Augenbrauen zuckten gegeneinander und er wandte sich weg mit unwilliger Geberde. Das Mütterchen sah es, und ich gewahrte, wie ihr die Herzensnot aus den Augen schaute. Sie hauchte mit ihrer müden Stimme Worte der Versöhnung, bis ihr die Kraft ausging und sie sich in ihr Kissen zurückfallen ließ. Und wie sie so lag, hingen ihre Augen an ihm und sprachen und baten in ihrer stummen Sprache: „Ich weiß, was du hast! Vergiß es und thu' mir den letzten Gefallen, mir, deiner Mutter!"

Er aber schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht!" und schickte sich zum Gehen. Unter der Thüre stand er still und sagte zu der Mutter in fast weichem Tone: „Schick' den dort aus dem Haus und ich will bei dir wachen und dir soll nichts mangeln, bis an dein End'! Thu's, thu's!"

Nun war es die Mutter, die in ihrem Kissen stumm den Kopf schüttelte.

Das reizte meinen Bruder, denn er hatte einen Teufel im Blut und wegen nichts konnte er manchmal in ein helles Rasen geraten. Er trat wieder ganz ins Zimmer und preßte

zwischen den Zähnen hervor, wie nur er es konnte: „Immer er! er! er! So hast du's stets getrieben!“

„Willst du ihn fortschicken oder nicht?“ fügte er nach einer Pause hinzu.

„Ich ginge nicht!“ schrie ich ihm zu. „Ich hab' das Recht auf diesen Platz!“ Da loderte er auf wie ein Garbenbund, das Feuer fängt. Man sah es seinem Auge an, wie er nach einem Grunde des Haderns suchte: es drehte sich ihm im Kopfe herum. Dann stieß er klanglos hervor: „Wo ist die silberne Uhr hingekommen, die Uhr des Vaters?“

„Ich habe sie“, erwiderte ich.

„So, erbt der da meinen Vater? dieser Eseltreiber, dieser Aufgelesene, dieser Giannuccio! die-ser Gian-nu-ccio!“ Er schloß das Wort mit dem garstigen Schnalzen, das er in der Erregung jeden Augenblick hören ließ und das mir immer Angst einflößte. Diesmal aber fuhr mir eine Blutwelle in den Kopf, ich sah rot vor den Augen. Hätte der Schimpf nur mir gegolten, ich hätte ihn hinuntergewürgt, aber das Mütterchen, das arme Mütterchen auf dem Totenbette! Ich erinnere mich noch, wie sich ein Schrei aus meiner Brust losriß und wie ich auf ihn einstürmte. Er stieß seine eckige Faust gegen meine Brust, so daß ich zurücktaumelte, und wie ich aufs neue gegen ihn fuhr, sah ich ihn den Stiefelknecht ergreifen, der neben dem Bette lag. Er holte aus und hätte mich sicherlich niedergestreckt, hätte ich nicht flink den Kopf zurückgeworfen. So streifte er nur die Stirne und schlug sie mir wund: du siehst die Narbe jetzt noch, hier ist sie. Ich fühlte, wie mir das Blut über das Gesicht und in die Augen floß und hörte das Wimmern der Mutter; aber ich hatte alle Vernunft vergessen und stürzte auf den anderen

los. Das Blut brannte mir in den Augen, ich sah nur halb, und eh' ich meine Hände brauchen konnte, fühlte ich mich von seinen riesigen Armen umschlungen, so daß mir die Rippen krachten. Ich stöhnte in der Beklemmung und Atemnot und griff mit den Händen aufs Geratewohl in die Luft. Da wollte es der Zufall, daß meine Finger sich krampfhaft in seine Gurgel eingruben: er schüttelte den Kopf, seine Arme lockerten sich etwas, ich faßte mit den Füßen wieder Boden und wehrte mich wie ein Rasender. Wir schoben uns hin und her in dem engen Raume, keuchend, schäumend. Da stolperte er am Tische, wir fielen hin, fest aneinander geklammert, ich oben auf, er unter mich. Es war ein Wunder, daß es so kam; denn er war ein Riese an Kraft, und hätte ich ihm die Kehle nicht zugeklemmt, er hätte mich zermalmt wie einen Wurm. So rangen wir auf dem Boden wie wilde Tiere. Das Blut troff von meiner Stirne auf ihn herunter. Er wurde blau im Gesicht und sein Leib wand sich unter mir unbändig. So rasten wir, bis wir beide erschöpft waren und nicht mehr konnten. Dann ließen wir uns los, wie auf ein Zeichen; er schwankte hinaus, unter der Thüre wandte er sich um, ballte die Faust und knirschte: „Dir zahl' ich's heim!“ Ich wischte mir das Blut aus dem Gesicht; da fiel mein Blick auf die Mutter, die halbaufgerichtet im Bette saß, mit weit aufgesperrten Augen; wie ein Geist sah sie aus. „Ihr werdet euch noch töten!“ sagte sie zweimal und ich habe diesen ohnmächtigen Schrei der Verzweiflung nie aus den Ohren verloren: „Ihr werdet euch noch töten!“ Dann sank sie ins Bett zurück und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen und ich sah an dem Zittern des Bettzeuges, das sie sich über den Kopf gezogen hatte, wie sehr es sie erschütterte.

Sie sprach nicht mehr bis gegen Mitternacht; dann öffnete sie nochmals die Augen, sah mich starr an und hauchte: „Ihr werdet euch noch töten.“ Eine Stunde später verschied sie. Ich weinte wie ein Kind und wünschte mir selbst den Tod; denn hatten wir nicht das gute, gute Mütterchen gemordet?

Gegen Morgen schlief ich an ihrer Leiche ein. Da erschien sie mir im Traum, gespenstig und schauerlich, wie ich sie durch mein Blut hindurch gesehen hatte, und sie sagte in einem fort: „Ihr werdet euch noch töten! Ihr werdet euch noch töten!“ Ich wachte auf, in kalten Schweiß gebadet.

Der Gedanke, daß einer von uns des anderen Mörder werden könnte, verließ mich nicht mehr, denn jene Worte, ich hörte sie in der Werkstatt aus dem Kreischen des Hobels, aus dem Singen der Säge, und fing sich zu Haus der Wind am Dach, oder fing er sich im Kamin, immer stieß er den klagenden Seufzer aus: „Ihr werdet euch noch töten!“ Ich mußte es glauben, ob ich wollte oder nicht. Mir fiel nichts anderes ein, als daß ich das Opfer sein würde und es nistete sich eine Angst in meine Brust, die mich keinen Augenblick froh werden ließ, und legte ich mich nachts nieder, kam mir immer der Gedanke: „Wenn er nur nicht einbricht.“ Ich floh jeden Ort, wo ich Menschen antreffen konnte, aus Furcht, er könnte dort sein. Ich war entschlossen, nur noch das Ende meiner Lehrzeit abzuwarten und dann der Heimat den Rücken zu kehren. Da kam die Rekrutierung, ich wurde für den Dienst tauglich befunden und unter die Alpini gesteckt. „Je nun, dachte ich, so werd' ich auch Ruhe vor ihm haben.“

Wir hatten einen Nachbar namens Sellajo — er ist

seither gestorben. Der hatte ein Mädchen, das sauberste im ganzen Orte und wo ich auch hingekommen bin, ich habe kein zweites so gefunden, das darfst du mir glauben. Ich war der Maria gut und merkte, daß sie auch mich wohl leiden konnte. Am Tage, bevor ich in die Garnison einrücken mußte, ging ich ins Nachbarhaus hinüber, um den Leuten Lebewohl zu sagen. Da fing das Mägdlein zu weinen an; ich faßte es in die Arme und versprach ihm ewige Treue und sie mir auch. Das war ein seliger Abend. Am Morgen darauf verließ ich die Heimat, den Himmel unter den Füßen.

Das Garnisonsleben fiel mir weniger hart, als ich erwartet hatte: wußte ich doch meinen Bruder dreißig Meilen weit! Und kam etwas, das mir nicht behagte, so träumte ich von meiner Maria und vergaß darüber alles Ungemach. Nach einem Jahr bekam ich einen Urlaub von zwei Wochen. Ich hatte diese Zeit lange ersehnt, mich trieb das Herz zu meiner Braut, denn da sie nicht schreiben konnte und mir nur einmal, im Anfang der Dienstzeit, durch einen Kameraden einen Gruß geschickt hatte, wußte ich nicht, wie's mit ihr stand. An einem Sonntagabend kam ich in Valpellina an. Ich wollte am Wirtshaus vorbeieilen; da saßen aber einige Burschen darin, die kamen heraus, schleppten mich mit sich und schenkten mir zu trinken ein, mehr als mir lieb war, und thaten freundschaftlicher, als ich es an ihnen gewohnt war. Endlich machte ich mich los und grüßte sie. Da rief mir einer nach:

„Wohin willst du denn? Doch nicht etwa zum alten Sellajo hinauf?"

„Und warum nicht zu dem?"

„Nun, ich meinte ja nur!"

„Was willst du sagen?"

„Ich dachte, es sei schade, daß du gerade heute kommst; zu einer anderen Zeit hättest du deine allernächste Verwandtschaft dort antreffen können."

„Von wem sprichst du?"

„Ei, seht! Der Giovanni ist kaum ein Jahr von hier fort und schon kennt er seine Verwandtschaft nicht mehr!" Die anderen lachten gezwungen. Mir dämmerte es.

„Was hat er beim Sellajo zu schaffen?"

„Warum geht man zu Nachbarn? Man vertreibt sich die Zeit und ist ein Mädel da, um so leichter geht's!"

Ich lachte: „Er und die Maria! Das habt ihr gut ausgeheckt!" aber das Lachen klang mir nicht in der Kehle; mir war, ich habe einen Strick um den Hals und ohne weiter auf die anderen zu horchen, ging ich das Dorf hinauf, im gewöhnlichen Schritt, obschon ich am liebsten gerannt wäre.

Da kam mir einer nachgeeilt, faßte mich am Arme und sagte: „Es war kein Scherz, Giovanni! Maria hat es mit deinem Bruder!"

Ich warf den Burschen auf die Seite und setzte meinen Weg fort. Das Haus war hell, aber geschlossen. Ich polterte an die Thüre. Da öffnete sich behutsam das Fensterchen und der Alte streckte sein graues, wackeliges Köpfchen ins Mondlicht hinaus.

„Wer klopft? Aha, du bist's, Giovanni?"

In dem Augenblick wurde drin das Licht ausgeblasen; das mußte sie gethan haben.

„Was ist hier vorgefallen, Alter?"

„Ja, es giebt leidige Geschichten! leidige Geschichten! Aber wer kann so etwas voraussehen, so etwas voraussehen?

Ich hab's lange nicht zugeben wollen, ja, lange nicht, glaub' mir, aber du weißt ja, wenn der etwas will .... Kehr' wieder um, Giovanni, und nimm's nicht so schwer, es hat noch manche Mutter ein liebes Kind!"

So plapperte der Alte. Ich überschüttete ihn mit Schmähungen. Da schlug er das Fensterchen zu und ließ sich nicht mehr sehen.

Wie war das so gekommen? Er mußte sie verhext haben, denn sonst hätte sie es nimmer gethan, ja, er mußte sie verhext haben, weil er mich haßte. Aus Haß hatte er mir das gethan! „Ich zahl' dir's heim!" hatte er einst gesagt! Ich klopfte an Mariens Fenster, denn ich wußte, wo sie schlief; sie sollte mir sagen, wie es gekommen sei und ich glaubte, wir müßten uns nur zwei Worte sagen, und alles würde wieder wie einst. Aber sie öffnete das Fenster nicht und rührte sich nicht.

Ich saß vor dem Hause bis gegen Morgen, bis der Mond hinter den Bergen verschwand. Ich glaube, ich habe geweint; immer aber zitterten mir an jenem Abend die gleichen Worte auf den Lippen, die Worte der sterbenden Mutter: „Ihr werdet euch noch töten!"

Als die Sonne aufging, befand ich mich auf der Straße zwischen Valpellina und Aosta. Ich ging thalwärts. Wie es kam, daß ich das Feld räumte, ich weiß es nicht recht. Es war nicht Furcht vor ihm; ich glaube es war eher Furcht — vor mir selber, Furcht vor dem Morde. Bis da hatte ich aus den Worten der Mutter immer meinen Tod herausgehört, jetzt war es mir eingefallen, es könnte ja auch anders kommen! Dieser Gedanke erschreckte mich und flößte mir Grauen ein: ich, ein Mörder!

In den folgenden Tagen bummelte ich der Garnison zu und vertrank das bißchen Geld, das ich in der Tasche hatte. Ich konnte mich anfangs nicht wieder in die soldatische Ordnung fügen, ich benahm mich wie ein hartmäuliger Gaul und zog mir schwere Strafe zu. Man warf mich in ein muffiges, dunkles Loch, in dem ich bei schlechter Kost Zeit genug fand, mein Elend zu überdenken. Da erschien mir im Schlaf die Mutter, so wie ich sie an ihrem Todestage auf dem Bette gesehen hatte, gespenstig und schauerlich, und sie redete zu mir, aber nicht mehr wie damals: „Ihr werdet euch noch töten!“ nein: „Du sollst ihn töten! Giovanni, du sollst ihn töten!“ und sie hatte nicht mehr jenes angsterfüllte Gesicht: der Zorn flammte aus ihren tiefen großen Augenhöhlen. So erschien sie mir dreimal während meines Arrestes und seither weiß ich, daß ich ihn töten werde und es meine Mutter im Himmel so will, ich mag mich sträuben und wehren, ich werde müssen, ich bin einer der muß.

Als ich meine drei Jahre bei den Alpini gedient hatte, fragte mich unser Hauptmann, was ich nun anfangen wolle. Ich sagte ihm, ich sei Wagner, aber wisse noch nicht, wohin mich wenden, in die Heimat zurückzukehren, hätte ich keine Lust.“

„Wir müssen die Grenzwächter in den Alpen verstärken“, fuhr er weiter, „darf ich Sie vorschlagen?“

Wie er das Wort aussprach, fuhr mir der Gedanke an meinen Bruder, den Schmuggler, durch den Kopf und ich bat mir zwei Tage Bedenkzeit aus. Wer hieß ihn, diese Frage an mich stellen? Warum fiel sein Auge gerade auf mich, da doch neben mir andere standen, die den Dienst so gut hätten versehen können wie ich? Auch er mußte! Ich

erkannte den Plan des Himmels: er wollte nicht, daß ich meinen Bruder umbringe als gemeiner Verbrecher, er wollte, daß ich ihn töte im Namen des Gesetzes, ich sollte sein Richter sein. Schon am folgenden Tage trat ich vor meinen Hauptmann und sagte, ich stehe dem Könige zu Diensten, und nachdem ich die nötigen Unterweisungen empfangen hatte, wurde ich an die Schweizergrenze, nach Tirano, geschickt. Ein Jahr später versetzte man mich nach Canobbio und vor zwei Monaten nach Aosta, immer näher meinem Ziele, stets vorwärts, keinen Schritt rückwärts. Ich ließ es ruhig geschehen, was hätte ich vermocht gegen den Himmel?

Als ich vor wenigen Tagen von Aosta thalaufwärts schritt und durch Valpellina kam, blickte ich ohne zu wollen nach dem Hause, in welchem der alte Sellajo gewohnt hatte. Da stand eine Frau unter der offenen Thür, es war Maria. Ich wandte mich ab, doch wie ich rasch vorüberging, hörte ich sie rufen: „Giovanni, Giovanni!“ Ich achtete nicht darauf und ging meines Weges. Als ich zurückkehrte und gegen das Dorf hinunterstieg, saß sie am Wege auf einem Bornstein und wartete. Wie sie mich sah, barg sie das Gesicht in der Schürze und fing an zu schluchzen. Ich war schon an ihr vorübergegangen, da schrie sie, daß es ein Tier erbarmt hätte: „Giovanni, Giovanni!“ Ich blieb stehen, und als sie mir näher trat mit ihren roten Augen, und mich ansah, wie ein Hündchen, das etwas Unrechtes gethan hat und die Peitsche erwartet und fast froh ist, zu sühnen, da brachte ich keinen Vorwurf über die Lippe. Sie aber schonte sich nicht und machte sich schwärzer, als sie war. Aber sie konnte mir nicht sagen, wie es sich begeben hatte: einst als sie in der Küche war, sei er unvermutet hereingetreten

und habe sie mit seinen knorrigen Armen umschlungen und von da an habe sie keine Kraft mehr gegen ihn gehabt. Ja, er mußte sie verhext haben. Als er merkte, daß er sie ganz in seiner Gewalt hatte, sei er roh gegen sie geworden und vom Hochzeitstage an seien Schläge ihr tägliches Brot gewesen.

Es dämmerte im Thal, als wir zusammen Valpellina zuschritten. Die Dunkelheit entlockte mir meine düsteren Gedanken und ich sagte Maria, daß es mir bestimmt sei, ihren Mann zu richten. Da schauderte sie: nein, ein Mörder sollte ich nicht werden! Wie ich ihr aber erzählte, wie es sich so füge und wie das, was ich thun müsse, kein sündiger Mord sei, ebensowenig wie ein Mord im Kriege, da wurde sie ruhiger und sagte endlich: „Du mußt das besser wissen, Giovanni, und will's der Himmel, wie du sagst, so wird es schon sein müssen."

Dann vergaßen wir, was uns leid war und plauderten von dem, was einst gewesen, und wir wurden fast froh. Unten vor dem Haus sagte sie: „Komm' herein, du wirst hungrig sein, laß' deine alte Maria dir etwas vorsetzen. Zu fürchten brauchst du nichts, er ist heut über den Berg gegangen und kehrt erst in ein paar Tagen zurück." Ich trat unter das alte Dach, wo ich einst so oft gewesen, und wie's dann kam, eines um das andere, es ist mir, ich hätte es blos geträumt. Wir wurden einig, unser Leben und Lieben wieder da anzuknüpfen, wo wir es abgerissen hatten an dem Tage, da ich in die Garnison einrücken mußte. In der nämlichen Nacht haben Maria und ich Hochzeit gemacht und nun wartet sie drüben bis ich komme und sage: „Ich habe meines Amtes gewaltet, du darfst mein sein."

Und ich darf es thun, ich muß es thun, und ich bin kein Mörder, siehst du's nun, siehst du's nun?

Am Morgen darauf bin ich ihm entgegengegangen und durch das Unwetter in deine Hütte verschlagen worden. Das übrige weißt du. Doch nein, eins noch nicht! Was mir heute, oben auf dem Paß, zugestoßen ist, als ich deinem Rate folgend, hinübersteigen wollte. Ich schlich langsam bergan, mir alles hundertfältig überlegend, und je mehr ich sann und je weiter ich von dir weg war, um so deutlicher wurde es mir, daß ich lang genug gesonnen, aber zu wenig gehandelt habe. Als ich deshalb oben ankam und thalwärts schreiten sollte, wollten meine Füße nicht mehr mitthun. Ich setzte mich auf einen Stein, am Rande des kleinen Sees, der so ganz grün ist, der gefällt mir besser als die anderen, und ich grübelte und grübelte weiter. Wie es dann über mich kam, ich kann es nicht sagen: ich schlief ein. Müdigkeit konnte es nicht sein, denn ich spürte nichts in den Gliedern und auch mein Kopf war munter und frei von dem Drucke, der mir seit Jahren von Zeit zu Zeit darauf lastet. Wie lang ich geschlafen, ich weiß es nicht. Plötzlich war mir, ich hätte etwas gehört, ich fuhr auf, da sah ich aus dem Wasser sie, die Mutter, tauchen, und sie sah nach mir, mit vorwurfsvollem Blicke. Ich stieß vor Schreck einen Schrei aus, da verschwand sie und statt ihrer sah ich nichts als im Wasserspiegel das Bild eines gegenüberliegenden grünen Felsblockes. Aber sie erschien mir so deutlich, so deutlich! es konnte kein Trugbild sein! Ich sah sie, wie ich meine Hand hier sehe, wie ich dich sehe! ich sah sie leibhaftig! Und das war das Zeichen, auf das du mich warten hießest! Das Zeichen, das die Sonne nicht scheut. Sag' jetzt, muß ich, oder muß ich nicht? Und heut

Nacht ist sie mir wieder erschienen und ich hörte ihre Stimme vernehmlich: „Giovanni, Giovanni, mach' ein End'." Es tönte so traurig, daß ich weinen mußte und mir war, meine Thränen schwebten hinüber auf Mütterchens hohle Wangen und wurden zu schwarzrotem Blut, und ein anderer Teil fiel herab auf meinen blauen Rock und färbte auch ihn. Da wachte ich auf.

Nun weißt du meine Geschichte. Du siehst, ich kann nicht wollen, ich muß! ich muß dem Ding ein Ende machen, und heute wird es geschehen. Wache bei mir bis zum Tag, mir schaudert, wenn du schläfst, denn ich fürchte, sie käme wieder, um mich zu mahnen. Ach, wär's nur schon gethan!"

Er schwieg; ich aber sah ihm scharf in die Augen und sagte: „Gesteh' mir noch eins! Hätte er dir nicht die Braut genommen, erhöbest du dein Gewehr dennoch gegen ihn?"

„Weiß ich denn, ob der Himmel auch ohne dieses Bubenstück seinen Tod gewollt hätte?"

„Aber ist es nicht das größere Bubenstück, das du an ihm begehen willst, oder schon begangen hast? Du hast ihm sein Weib verführt!"

„Er hat sie mir weggehext; ich nahm nur zurück, was mir gehörte! Und dann will sie ja mein sein. Hätte es der Himmel nicht so gewollt, er hätte es wohl anders gefügt, er wird schon wissen, was er will."

Ich sah, daß ihm mit Vernunft nicht beizukommen war und gab ihn auf."

Der Schulmeister schwieg eine Weile und feuchtete sich die trockenen Lippen mit der Zunge an. Ich füllte ihm das Glas mit den paar Tropfen Wein, die noch in der Flasche

blieben; er trank langsam und andächtig aus und fuhr dann wieder fort:

„Der Grenzjäger und ich wachten beim Scheine der Laterne und schliefen nicht mehr. Als der Morgen durch die Spalten unter dem Dache hereindrang, erhob er sich und ging in den vorderen Gaden. Ich hörte ihn sein Gebet murmeln und dann mit seinem Gewehre manipulieren. Er kam wieder herein und sprach ruhig:

„Gieb mir die Patronen zurück!“

Richtig, ich hatte sie ja noch, sie lagen versteckt auf einem Balken. Ich frohlockte innerlich: es war von ungefähr nicht übel geraten: nun mochte er meinetwegen auf die Jagd gehen, dieser tolle Menschenjäger!

„Nein! du kriegst sie nicht wieder!“

„Ums Himmels willen gieb sie mir! Du weißt ja, ich muß sie haben!“

„Dein Kopf ist verrückt, ich bleibe fest!“

„Soll ich mich ihm wehrlos entgegenwerfen?“

„Nach Hause gehen sollst du und dort hübsch ruhig bleiben!“

„Sei kein listiger Fuchs! Ich hab' dir ja gesagt, daß es heute geschehen muß!“ sagte er in schmeichelndem Bitteton.

„Gieb dir keine Mühe mehr!“

Da warf er rasch den Kopf zurück, wie einer, dem ein glücklicher Einfall kommt. Dann faßte er den Hebel seines Gewehres, drückte ihn in die Höhe, zog ihn behutsam gegen sich und sah in den Verschluß hinein mit neugierigen Sperberaugen. Ein helles Lachen schoß ihm aus der Brust:

„Ha, ha! An die im Laufe hast du nicht gedacht! Du siehst, Menschenwitz vermag es nicht zu ändern! Addio!“

Und er ging. Warum hatte ich nicht überlegt, daß eine Patrone schußbereit im Laufe liege! Ich sprang aus dem Heu, eilte vor die Hütte und sah dem Wahnsinnigen nach, wie er hastigen Schrittes an der Halde emporstieg. Nun kam der Zwist zum Austrag, das wußte ich. Ich sann auf ein Mittel, um den Unglücklichen von seinem Vorhaben zurückzuhalten. Umsonst! Doch halt! Das kann frommen! ich will ihm nacheilen, ihn zu Boden werfen, ihn entwaffnen . . .

Barfuß, wie ich war, setzte ich ihm nach auf dem hartgefrorenen Schnee. Mein Keuchen verriet ihm mein Nahen, er kehrte sich um, ahnte meine Absicht, riß das Gewehr von der Achsel und erwartete meinen Angriff. Er hätte mich niedergeschossen! Es war, wie wenn ihm ein wütender Tiger aus den Augen sähe.

„Was willst du?“ fuhr er mich an.

„Thu's nicht, thu's nicht!“ keuchte ich kraftlos.

Er lachte: „Kehr' um und hol' dir deine Schuhe!“

Dann wandte er sich wieder zum Gehen, halb vorwärts, halb rückwärts schauend. Wie ich sah, daß nichts in der Welt ihn von seinem Vorhaben abhalten konnte, fing das Gewissen an sich in mir zu regen: „Ist es recht, den Unglücklichen fast wehrlos, mit einer einzigen Patrone auf die vier Unholde loszulassen?“ Ob ich recht gehandelt habe oder nicht, ich frag' es Euch, aber ich konnte nicht anders; ich rief ihm nach: „Halt, ich hol' dir die Patronen!“ Und ich sprang die Halde hinunter, steckte eine Handvoll derselben zu mir und trug sie ihm hinauf. Er hatte gewartet, nahm die Hülsen und steckte sie sorglich in das Magazin seines Gewehres. Dann dankte er mir und mit einem freundlichen: „Siehst du! Auch du hast gemußt! Addio!“ verließ er mich.

Ich kehrte in die Hütte zurück und besorgte das Vieh; dann schlich ich ihm nach. Ich fand ihn oben, am gleichen Platze wie das erste Mal, lauernd wie eine Katze, diesmal aber nach der Paßhöhe spähend, denn er mochte ahnen, daß sein Wild die Nacht in Valpellina zugebracht hatte. Ich verbarg mich wieder hinter einem Felsblocke und wartete, zwei, drei, vier Stunden. Auf einmal reckte sich der Jäger in die Höhe, um sich gleich wieder zu ducken. Oben aber erschienen auf dem weißen Schnee vier Gestalten, die behutsam näher rückten. Ich kannte sie gleich, den ‚Teufel‘, den ‚Luchs‘ und seine zwei Jungen. Giacomo trug gegen seine Gewohnheit eine Büchse, das war eine deutliche Sprache. Die vier standen alle hundert Schritte still und hielten Umschau; der ‚Teufel‘ schritt voran, die Flinte unter dem Arm, wie ein Jäger; ihm folgte der ‚Luchs‘, in der rechten Hand die in der Sonne glitzernde Pistole, in der linken den Stock; und hinterdrein schlichen mit runden Rücken, den Kopf zwischen die Schultern eingezogen die Buben: ihre langen Arme schienen fast den Boden zu berühren, sie sahen aus wie boshafte Affen, die einen schlechten Streich vorhaben.

Als die Schmuggler sich auf etwa 150 Schritte genaht hatten, erhob sich der Grenzwächter und rief sie an:

„Halt! Wer seid ihr?“

Die anderen standen still. Giacomo nahm die Flinte in beide Hände, der Luchs spannte die zwei Hähne seiner Pistole und in der reinen Luft hörte man deutlich das Knacken; die Buben kauerten nebeneinander auf den Boden, gafften und rührten sich nicht.

„Wer seid ihr, frag’ ich, und was wollt ihr?“

„Jäger sind wir! auf Spürhunde jagen wir!“ antwortete oben der ‚Teufel‘ mit seiner rauhen tiefen Stimme.

„Streckt euere Waffen und folgt mir!“

Die Schmuggler lachten, ohne sich zu rühren und ohne die Augen von ihrem Gegner zu wenden.

„Du bist Giacomo Noli!“

„Und du etwa des Eseltreibers Giannuccio Kuckucksei!“

Der Luchs lachte und die Buben stimmten ein, wohl ohne zu wissen warum.

„Ein Schelm, wer seine Mutter beschimpft!“ rief Giovanni hinauf.

„Ein schlechtes Weib, das es mit anderen hält!“

„Meinst du dein eigenes?“

„Das hütet sich!“

„Gestohlen Weib lohnt nie mit Treu!“

„Willst du mir's etwa abjagen, Bube?“

„Und wenn's schon wär'?“

„Was sprichst du, Hund?“

„Der Kuckuck läßt nicht von seiner Art!“

„Das lügst du, Hund!“

„Ich hab' dir's heimgezahlt!“

„Spar' die Lunge, Giacomo!“ rief der ‚Luchs‘ dazwischen, indem er seine Pistole in Augeshöhe erhob. Ein Blitz zuckte, der zu weißem Rauch wurde; etwa zwanzig Schritte vor Giovanni flog der Schnee in die Höhe. Die Felswände ringsum krachten hundertfach.

„Höllendonner!“ stieß der ‚Luchs‘ hervor, „schieß du, Giacomo! ich muß ihm näher rücken.“ Und er fing an den Abhang herab zu eilen.

Giacomo's und Giovanni's Gewehre flogen gleichzeitig

an die Backen, die beiden Schüsse deckten sich: hätte ich die zwei Wölkchen nicht gesehen, ich hätte geglaubt, ein Gewehr habe versagt.

Giacomo sank lautlos in sich zusammen; beim Fallen ging der zweite Schuß seiner Flinte los. Die jungen Luchse schossen jählings empor und setzten den Berg hinan, auf allen vieren, wie es schien.

Giovanni war in die Knie gesunken und ich hörte ihn sagen: „Maria, Maria!“

Der Luchs mußte geglaubt haben, Giovanni's Schuß gelte ihm: er hatte sich flach auf den Boden geworfen, schnell wie der Blitz. Jetzt schnellte er auf und kugelte den Berg herab, den Leib fast an den Boden geschmiegt. Giovanni sah ihn kommen, griff wieder nach dem Gewehr, das er fallen gelassen hatte und wollte die Hebelbewegung ausführen, um neu zu laden. Da entsank ihm die Waffe, er neigte sich vornüber und fiel hin, das Gesicht in den Schnee. Der ‚Luchs‘ hatte im Laufen alles gesehen und stand still, die Pistole schußfertig. So lauerte er einige Minuten, dann schlich er behutsam heran.

„Rühre dich, du Schuft, wenn du noch lebst, oder ich erschieße dich wie einen räudigen Hund!“

Giovanni versuchte sich aufzurichten, aber er vermochte sich nicht einmal zu drehen. Da faßte ihn der Schmuggler an und wendete ihn auf den Rücken. — „Bravo, Giacomo, stieß er hervor, wie er die Blutlache und seine rotgefärbten Hände sah, „bravo, Giacomo, er hat genug!“ Dann ließ er ruhig den Hahn seiner Pistole herunter und murmelte: „Das Pulver können wir sparen!“ Er steckte die Waffe in seinen Kittel, faßte den Stock, den er immer in der Linken geführt

hatte, mit beiden Händen, hob ihn hoch auf und ließ ihn mit einem gräßlichen Fluche ein-, zweimal auf den Unglücklichen niedersausen. Mir war, ich hörte die Rippen brechen.

Der ‚Luchs‘ warf seinen Stock weg, raffte mit den Händen Schnee auf und rieb sich damit das Blut ab; zog hierauf die Flasche aus dem Kittel und that einen schweren Zug. Seine Buben waren unterdessen auch herbeigeschlichen, begafften den Toten und grinsten, und einer griff nach dem Gewehre. Der Alte ging hinauf, wo Giacomo lag, kniete nieder und that wohl ein Gebet. Dann kehrte er wieder zurück, trat auf seine Buben zu und sagte in hartem Tone: „Kniet nieder!“ Und da sie nicht gleich gehorchten, griff er nach dem Stocke und wiederholte seinen Befehl. Nun thaten sie es.

„Hebt diese drei Finger auf und sagt nach, was ich euch vorsage:

„Wir schwören, nie einem Menschen von Giacomo's und Giovanni's Tod ein Wort zu sagen, wir schwören's bei unserer Seligkeit. Amen.“

Die Buben wiederholten den Schwur, dann, ehe sie sich's versahen, hob der Alte den Stock auf und ließ ihn zur Besiegelung ihres Gelübdes auf ihre Rücken sausen, daß sie heulend aufschossen und den Berg hinunter kollerten.

„Kommt her, ihr Schlingel!“ rief er ihnen zu. Sie krochen mißtrauisch heran.

„Hier habt ihr Geld; geht ruhig nach Fionnen hinunter, kauft ein, was in die Säcke geht. Zu fürchten habt ihr nichts, der Berg ist jetzt sauber.“

Die Jungen machten sich davon, schneller, als sie zu gehen gewohnt waren, und bald verschwanden sie hinter den Abhängen.

Ich rührte mich nicht, kaum wagte ich zu schnaufen; hätte mich der ‚Luchs‘ gewahrt, er hätte mich erwürgt.

Der Alte setzte sich in den Schnee und blieb noch etwa eine Stunde bei der Leiche sitzen. Ruhig, als wäre nichts geschehen, zog er seinen Imbiß hervor und fing an zu essen, die Bissen mit starken Schlücken Schnaps hinunterspühlend. Als er satt war, zündete er seine Pfeife an und schmauchte gemütlich und brannte sie zweimal leer; dann erhob er sich, nahm Giovanni's Leichnam auf seine breiten Schultern und trug ihn langsam den Berg hinan. Ich weiß nicht, wo er den armen Burschen versorgte, aber ich glaube, er hat ihn in einen der Seen auf der Paßhöhe versenkt, vielleicht in den nämlichen, in dem ihm am Mittag die Mutter erschienen war.

Als er oben im Geröll des Mont Avril verschwunden war, wagte ich mich hervor und suchte den Giacomo auf. Da lag er blutüberströmt, der braune Bursche, dessen Arme wie Eichenäste aus dem mächtigen Rumpf herauswuchsen und die Flinte noch fest umklammert hielten. Die Kugel war ihm mitten durch den Hals gedrungen. Mich wunderte, was mit ihm weiter geschehe; ich verbarg mich wieder, aber weiter weg von dem Orte der schrecklichen That. Nach geraumer Zeit erschien der ‚Luchs‘ wieder, sah den Kameraden ein Weilchen an, band dann den langen Sack los, den er um die Schultern trug und steckte den Toten hinein. Er mußte ihn stark zusammenwürgen, aber schließlich ging es; er knüpfte den Sack zu, hob ihn auf die Schultern und davon keuchte der seltsame Leichenzug. Hat er die Last der Witwe heimgebracht? Und was hat sie empfunden, die Maria?

Im Sommer drauf, als ich wieder auf der Alp war, sah ich einmal oben ein Weib, das mir scheu auswich und in jeden

Schlund und hinter jeden Felsblock spähte. War das die Maria, die ihren Giovanni suchte?"

So etwa erzählte mir der Schulmeister von Lourtier in der Hütte der Alpe Chermontane oben im Dransethal. Es war spät geworden und wir streckten uns aus, der eine neben den andern. Ich träumte wirr von Giovanni und Giacomo und von ihrer unglücklichen Mutter. Als der Tag graute, brach ich auf, warf dem alten Männchen mit der mürrischen Stimme eine Silbermünze in die Zipfelmütze, die er beim Abschiednehmen abgezogen hatte, schüttelte dem Schulmeister freundschaftlich die Hand und stieg zur Paßhöhe empor. Es war über Nacht wieder hell geworden und die aufgehende Sonne glänzte stolz auf die frischbeschneite, starre Alpenwelt herab, auf die wilden Gletscher, die jahraus, jahrein an den Bergriesen ihr Zerstörungswerk treiben und das, was sie von den Felsen losreißen, auf ihrem derben Rücken hinab in die Thalsohle schieben. Mich schmerzte der Gedanke, daß die menschliche Bestie alles, sogar diesen keuschen Winkel der Welt, den reinen Schnee der Firne mit ihrer Erbärmlichkeit und mit ihrem leidenschaftlichen Blute besudelt. An einem kleinen See mit dunkelgrünem Wasser blieb ich stehen: liegt er wohl da drin gebettet, der unglückliche Giovanni, der in seiner Tollheit zu der dunkeln Einsicht kam, daß der Mensch ein Zahnrädchen ist in einem ungeheuren Uhrwerke, das gedreht wird, weil es in andere sich drehende eingreift, und das seine Bewegung wieder auf andere überträgt, und all das, nicht weil es will, sondern weil es muß, muß unter dem Drucke einer Kraft, deren Dasein und Wesen geahnt, aber nimmermehr begriffen werden kann? Sah er recht in der Verrücktheit seines leidenschaftlichen Gemütes?"

* * *

Der Erzähler schwieg und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirne. Die Gesellschaft war bei der Erzählung wieder munter geworden und die Langweile aus den Gesichtern gewichen. Nur einer hatte keinen Anteil an des „Grenzjägers" Leiden und Sterben genommen: es war Ludwig. Der saß in seiner Ecke wie ein Hühnchen, das man mit Wasser übergossen hat; seine Augen schielten verstohlen zu Blanka und Franz hinüber, die nebeneinander saßen und sich zuweilen etwas zuflüsterten, und seine Eifersucht suchte und fand Nahrung.

Der Redaktor erhob sich, klopfte dem Erzähler auf die Schultern und sagte: „Ei, wer hätte dem milden Manne eine so wilde Geschichte zugetraut!"

„Ich zum Beispiel!" sagte der Onkel. „Herr Kappeler hat sich ganz in seinem Elemente bewegt."

„Wirklich?"

„Er spottet meiner", sagte Kappeler mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Sind Sie vielleicht gar ein verkappter Schriftsteller?" fragte der Redaktor.

„Das ist er freilich", antwortete der Onkel für seinen Freund.

„Was kann man von Ihnen lesen?"

„Es ist noch gar nichts von mir gedruckt worden", erwiderte Kappeler kleinlaut und verschämt.

„Was haben Sie denn schon geschrieben?"

„Ach, es ist nicht der Rede wert! Gedichte und einige Tragödien."

„So ernsthafte Sachen? Hören Sie meinen Rat: schreiben Sie etwas leichteres, schreiben Sie zum Beispiel die

Geschichte vom Grenzjäger nieder und ich nehme sie in meine Spalten auf! Wollen Sie?"

Kappeler machte Augen, als ob er aus einem Märchentraum erwacht wäre, als hätte ihm der dicke Herr gesagt: Sie meinen, Sie seien ein gewisser, oft nach Leder riechender Jakob Kappeler, Angestellter bei Bär & Co.; Sie sind sehr im Irrtum! Sie sind der Prinz so und so und dort drüben auf dem Hügel steht Ihr goldenes Schloß! Kommen Sie, da führt der Weg hinüber!"

„Ist es Ihr Ernst?" stammelte er.

„Wie können Sie zweifeln, Herr Kappeler?"

„Ich will Ihrem Rat folgen und es so gut machen, als ich kann."

Der Onkel näherte sich seinem Freunde und drückte ihm die Hand. Der glückliche Schriftsteller aber stammelte: „Wie sonderbar sich das Leben doch fügt! Ich mußte in diesen Nebel geraten, um zu finden, was mich immer floh!"

„Ist nicht das ganze Leben eine Reise im Nebel?" sagte der Direktor; „sicherlich ist es eine Reise in den Nebel hinein."

„Damit wollen Sie doch nichts böses vom Leben sagen, Herr Direktor?" warf Franz ein.

„Nichts böses, aber auch nichts gutes."

„So sagen Sie mir: welches Glück ist größer, das erwartete oder das unerwartete? Ich denke dieses! Und wo kann man das Glück unerwarteter treffen, als gerade im Nebel? Wo kann es uns unvermerkter an die Seite treten und sich vor Neidern verbergen? Ja, das Nebelland ist die rechte Heimat der Kinder, der Glückskinder!"

Ludwig in seiner Ecke fuhr zusammen. Franzens Worte

mußten eine Anspielung sein: er war das Glückskind, er hatte Blanka im Nebel getroffen, oder sie hatte ihn gesucht . . . sie liebte ihn, und er sie, es war kein Zweifel mehr möglich . . .

Er vergaß sich so sehr in seinem Gram, daß er, ohne es zu merken, ein schweres Ächzen hören ließ.

Der Onkel, der in der Nähe saß, sah sich um und sprang auf: der Anblick des Burschen erschreckte ihn.

„Was ist dir? Du siehst ja ganz elend aus! Bist du krank?"

„Laß' mich nur, Onkel, es ist nichts!"

Jetzt nahten auch Franz und Blanka. Das Fräulein sagte, sie habe eine kleine Reiseapotheke bei sich und würde nicht ungern ein gefährdetes Menschenleben am Schopf fassen und aus der Not herausrütteln. Ludwig solle sich also gar nicht schämen, krank zu sein; freilich erlaube sie ihm nur drei Krankheiten: Kopf-, Hals- und Magenweh; anderen Übeln müßte sie ihre Achtung und Aufmerksamkeit versagen, sie gehöre eben nicht zu jenen Ärzten, die sich mit allem und jedermann abgeben.

Sie lachte, dies sagend, ihn so freundlich an, daß der Bursche Lust verspürte, aufzuspringen und sie in die rosigen Äpfel ihrer Wangen zu beißen. Was war sie für ein bestrickendes Geschöpf! Und er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß.

„Finden Sie nicht, Herr Franz, daß sich der Zustand Ihres Bruders zusehends bessert? Schauen Sie ihn doch an!" sagte die schalkhafte Ärztin ernst.

„Sie haben recht, Fräulein, auch in mir fängt sich die Hoffnung wieder zu regen an; ich glaube, bei guter Behandlung wird er sich rasch erholen."

„Die Behandlung werden Sie so freundlich sein, selbst zu übernehmen, nicht wahr? Sparen Sie das kalte Wasser nicht, und sollte ein Rückfall eintreten, so reiben Sie dem Patienten tüchtig, aber recht tüchtig die Ohren, das ist ein treffliches Heilmittel für solche Leiden.“

Dies sprechend hüpfte sie lachend davon; Ludwig aber wäre wieder in seine Schwermut versunken, wenn ihm Franz nicht zugeflüstert hätte: „Sei doch kein Narr! würde sie so mit dir scherzen, wenn sie nicht innerlich mit dir ausgesöhnt wäre?“

Ludwig hätte ihm gerne gesagt: „Aussöhnung genügt mir nicht, und wissen möchte ich vor allem, was zwischen euch beiden im Nebel vorgefallen ist.“ Aber er wagte die Frage nicht.

Derweil war es abends fünf Uhr geworden. Die Sennen behielten recht: das Wetter hellte sich auf, der Nebel wurde lichter und stieg in die Höhe und schon guckte dann und wann ein Streifen blauen Himmels durch das langweilige Grau und zuweilen sogar ein Sonnenstrahl, der zu kleinen Spaziergängen einlud.

Als man bei einbrechender Nacht wieder in der unwohnlichen Hütte beisammen saß und das Kuhgeläute vernahm, das stockend und springend, bedächtig und übermütig von der Weide dem Stall zu bimmelte, da überkam alle mit dem Vorgefühle einer zweiten schlaflosen Nacht ein unbesiegliches Mißbehagen, das an den Gesichtern abzulesen war.

„Ist einer unter uns, dem nach seinem Lager gelüstet, nach der weichen Matratze, den weißen Linnen und der warmen Decke?“ fragte scherzend der Direktor. „Glauben Sie nicht alle, die Zeit werde uns hier beim Feuer und bei der

Ampel rascher vergehen als im Heu? Wir haben heute die Langeweile gar tapfer aus dem Felde geschlagen, setzen wir den Kampf fort und wenn es Ihnen recht ist, will ich diesmal ins Vordertreffen rücken.

Viel riskieren Sie nicht! Bin ich eine schlechte Wehr gegen die Feindin und fallen dem einen oder dem anderen bei ihrem Angriff die Augen zu, so ist das ja im Grunde ein Glück und ich verpflichte mich, jedes ihrer Opfer sanft und kostenfrei ins Heu zu bestatten."

„Sie werden uns alle verpflichten", sagte der Onkel Wunderli und warf ein paar mächtige Scheite ins Feuer; die ganze Gesellschaft drängte sich nah an die wärmende Glut heran, denn schon fühlte man die kalte Nachtluft durch die Fugen der Hütte eindringen. Der Direktor lehnte seine starken Schultern an die Wand, kreuzte die Arme vor der Brust, und fing also zu reden an:

„Als ich Student war, habe ich neben meinen Fachstudien mit Vorliebe Geschichte getrieben und lernte so einen Mann kennen, an den ich zeitlebens gerne zurückdenken werde. Als ich seine Bekanntschaft machte, ward mir klar, warum bei den Alten die Eule zum Symbol des Nachdenkens und der Gelehrsamkeit wurde: auch er war eine Eule, der es beim Tageslicht ungemütlich wurde: die Lampe war seine Sonne, das Stübchen seine Welt. Ging er aus dieser heraus und trat er unter andere Menschen, so war er das unbeholfenste Geschöpf, das herumlief. Die meisten von Ihnen haben wohl von ihm gehört: sein tragisches Ende wurde in den Zeitungen meist mit mehr Ausführlichkeit als Zartgefühl, mit mehr Dreistigkeit als Kenntnis der Verhältnisse komentiert. Ich will mit diesen Worten natürlich keinen Ausfall gegen die

Presse als solche gemacht haben, Herr Redaktor, aber so viel darf ich schon sagen, daß mich jene Art, über einen Toten zu urteilen, tief verletzte. Es sei mir darum gestattet, in diesem engen Kreise die Geschichte meines guten Sonderlings zu erzählen. Sie werden, wenn ich geschlossen habe, vielleicht sein Handeln mißbilligen, aber, so es mir gelingt, ihn zu zeichnen, wie er ward und war, werden Sie ihn nicht herzlos verdammen. Ich will den rechten Namen des Mannes nicht nennen, Sie werden schon selbst darauf verfallen; ich will sagen, er habe geheißen:

Professor Wendelin.

Der graue Wintermorgen streckte sein griesgrämiges Gesicht durch das Fenster und musterte das einfache Zimmer mit den zwei Betten, die weit auseinander an zwei gegenüberliegenden Wänden standen. In dem einen, in demjenigen mit den rosaroten Blümchen auf dem Überzuge, regte sich etwas und heraus schälte sich ein weißes Nachthäubchen, aber nur dieses, denn wenn es kalt war, verkroch sich die Frau Professor Wendelin in ihr Bett wie ein Dachs in seinen Bau, zum großen Ärger ihres Gemahls, der ihr wohl schon tausendmal gesagt hatte, das tauge für die Gesundheit nicht. Sie ließ ihn reden und that, wie sie es von Kindsbeinen an gehalten hatte, konnte sie sich doch sagen, daß es ihr trotz dieser übelen Gewohnheit in ihrer Haut so wohl sei, wie einem Fische im Wasser, und dann von ihrem Männlein Lebensregeln annehmen, von ihm, dem etwas praktisches noch nie in den Sinn gekommen war! Ja, gesund war sie, trotz ihrer 74 Jahre, gesund wie der Winter, der zum Fenster hereinguckte; wie hätte sie sich sonst eines so regelmäßigen Schlafes rühmen können: im Sommersemester erwachte sie genau um sechs Uhr, nach den Herbstferien eine Stunde später. Und richtig: wie sich das Häubchen unter der Decke hervorschob, fing die Stockuhr auf dem nußbaumenen Sekretär

an, ihre gedämpften sieben Streiche zu hämmern, als hätte sie auf ihrem hohen Sitz wie ein Turmwächter auf ein Zeichen, das Häubchen, gewartet. Sobald die Uhr nach dieser Kraftanstrengung wieder fortfuhr, kaum hörbar und bedächtig den Takt zu schlagen, ließ sich eine in den Federn halb erstickte Stimme vernehmen: „Minggi! Minggi!“ Auf diesen Ruf sprang ein fettes, kurzhaariges Hündchen, das neben dem Bette in einem liebreich ausgepolsterten Korb seinen friedsamen Schlaf geschlafen hatte, empor, hüpfte auf den Stuhl neben dem Bette und stieß sein heiseres: Wä! wä! wäh! hervor, als ob es hätte sagen wollen: „Hier bin ich!“ Dabei schlug es zur Bekräftigung mit seinem Stumpfschwänzchen auf die Stuhllehne und sein kurzes Schnäuzchen schien zu lächeln. Es stellte sich in Positur und sah aufmerksam nach einer Stelle des Bettes, denn es wußte, daß sich dort ein Ereignis abspielen werde. Und wirklich, das Bettzeug wurde lebendig und heraus wickelte sich eine rundliche Hand, über die sich das Hündchen sogleich hermachte, um sie unterthänigst zu belecken.

Da tönte wieder die Stimme unter der Decke: „Heinz, wachst du schon? Es hat sieben geschlagen! Steh' jetzt auf!“

Niemand gab Antwort und nichts regte sich in der Kammer als das rote, leckende Zünglein und das lebhafte Schwänzlein.

„Heinz ist heute früh aus den Federn,“ murmelte das rosablumige Bett nach einer Weile, dann schob sich die Decke langsam zurück, das weiße Häubchen wurde abgestreift und gähnend tauchte ein Kopf aus den molligen Kissen auf: zwei feiste Backen, zwischen drin ein stumpfes Näschen, darunter zwei derbe Lippen und ein Doppelkinn, und über all dem

ein mächtiges graues Haar, durch das sich noch einige ganz schwarze Fäden zogen und das die niedrige Stirne fast ganz erdrückte. Jetzt öffnet der Kopf auch seine Fensterchen und jeder Zweifel schwindet: Geist und Verstand konnten nicht die Stärke der Frau Professor Wendelin sein, und doch waren die Äuglein so freundlich und so gut.

Die Frau Professor stand auf, sich für jede Bewegung reichlich Zeit gönnend. Erst jetzt bemerkte sie, daß das Bett ihres Gemahls noch war, wie am Abend zuvor. Sie bekam einen Schreck: „Um's Himmels willen! Der Heinz hat ja gar nicht geschlafen!" Dies sagend hob sie die Decke seines Bettes ab, um sich zu vergewissern, daß er wirklich nicht drunter stecke. „Was mag dem Heinz nur zugestoßen sein! Keinen Augenblick darf man ihn allein lassen, man sollte immer bei ihm stehen, wie bei einem kleinen Kinde! Es ist eine Straf' mit so einem Mann!"

Sie warf sich rasch in ihr Morgenkleid und murmelte beständig: „Was mag dem Heinz begegnet sein!" und die Angst guckte aus den kleinen guten Augen. Dann verschwand die rundliche Gestalt hinter der Thüre; sie trippelte durch den Gang und öffnete das Studierzimmer ihres Mannes. Auf dem Schreibtisch brannte die Lampe, obschon der Tag das Zimmer füllte; bei der Lampe aber, das weiße Haupt in die auf den Tisch gelegten Hände geschmiegt, saß einer in schwarzen Kleidern und schlief.

„Heinzi!" rief die Frau unter der Thüre. Da sprang der Mann auf, rieb sich die Augen und streifte das Haar aus der Stirne: „Laß' mich nur, Lisbeth!" sagte er, indem er die Lampe ausblies.

Die Frau trippelte auf ihn zu: „Du bist krank, Heinzi!

Was ist dir nur, Männchen? Du mußt ins Bett gehen und schlafen, das wird dir gut thun. Ich will dir gleich Thee bringen!"

„Es ist nichts, Lisbeth! Es ist gestern spät geworden und da bin ich hier eingeschlafen. Laß' mich jetzt nur!" Da ging sie, den Kopf schüttelnd und sich mehrmals besorgt nach ihm umsehend.

Der Professor ließ einen Blick über seine Person gleiten und schien keinen Gefallen an sich zu finden: er war im Frack, Lackstiefel glänzten an den Füßen, an der einen Hand trug er noch einen Handschuh, während dessen Gefährte neben der weißen Halsbinde im Cylinder auf dem Schreibtische lag, und all das paßte nicht zu seinem Wesen: er pflegte zu sagen, er wollte fast lieber einen Sarg als einen Frack anziehen.

„Sie hat recht, ich sollte mich zu Bette legen, ich bin wie gerädert!" murmelte er nach einiger Zeit. Aber statt nach der Thüre zu gehen, trat er ans Fenster und schaute hinaus in den grauen Wintermorgen und auf den vom Ruß der Kamine um seinen Glanz betrogenen Schnee, lehnte die Stirne an die kalte Fensterscheibe und versank in Gedanken.

Der Herr Professor war ein Mann von mittlerer Größe; aus seinem feinen, aber meist schlecht rasierten Gesicht glänzten zwei sinnige Augen, und auf dem Scheitel, trotz seines Alters, wallte ein üppiges weißes Vließ. „Der ist etwas!" sagte sich, wer seinen Kopf betrachtete und sich an der nachlässigen Kleidung und Haltung nicht stieß.

Wir Studenten schwärmten für den Professor Heinrich Wendelin, wir glaubten an seine Worte wie an Orakelsprüche,

und nach jeder Vorlesung war es uns, unser Geist habe einen großen, großen Sprung gethan und blicke weiter hinaus von der neuen Höhe und tiefer hinab in die Rätsel der Welt, und oft fragten wir uns: „Wie kann dieser unpraktische Mensch so tief ins Leben anderer, so tief ins Leben der Völker sehen?“ Und warm konnte er werden! Nie werde ich die Stunde vergessen, da er von der französischen Aufklärung sprach und eine Ehrenrettung Voltaire's, des verschrieensten aller Menschen versuchte und dabei so ins Feuer geriet, daß ihm, dem ergrauten Mann, die Augen feucht wurden. Seither laß' ich auf Voltaire keinen Stein mehr werfen. Ja, er war etwas, der Heinz, uns aber war er viel, viel, und als ich später sein trauriges Geschick und Ende erfuhr, ging es mir so nah, als wäre er mein leiblicher Vater gewesen.

An jenem Abende, da Heinrich Wendelin sein Bett verschmähte, hatte man ihm zu Ehren ein großes Bankett veranstaltet, denn es waren damals gerade funfzig Jahre, seit er sein Doktorexamen bestanden hatte. Sie hatten sich in großer Zahl eingefunden, alte und junge Schüler und Kollegen, ja sogar der Privatdozent Kleinle fehlte nicht. Der hoffte sehnlichst, Wendelins Nachfolger zu werden und böse Zungen behaupteten, jedesmal wenn er an dem Alten vorbeigegangen sei, habe er geschnüffelt wie ein Jagdhund und sich eingebildet, es sei ihm ein Leichengeruch in die Nase gestiegen. Es war aber wirklich nur Einbildung, denn der Graukopf war noch munter und rüstig, und im Hörsaale konnte manchmal seine Stimme schmettern, daß die Wände erwachten, und aus seinen Augen sprang ein Feuer, das bis in die hinterste Ecke und in jede Seele zündete.

Ich habe am Bankett den Jubilar beobachtet. Die Freude war nicht bei ihm eingekehrt, es war ihn unbehaglich, ich sah es ihm an; denn er war ein bescheidener Mann und liebte es nicht, öffentlich gelobt zu werden und gar gelobt zu werden von dem Professor Rosenblatt, von dem er wohl wußte, daß er es nicht aus Sympathie that, sondern lediglich, um vor so ausgewählter Gesellschaft mit seiner Beredsamkeit zu glänzen.

Wendelin achtete kaum auf das Bild, das der stets lächelnde Herr Kollege von seinem Leben entwarf; wie traumverloren saß er da, sein Blick schweifte ins Leere und man merkte es wohl, sein Geist hatte sich auf und davon gemacht ins Land der Jugend, das längst versunkene. Da entdeckte er wohl das Dörfchen unten im Thal, mit dem rotangestrichenen mageren Türmchen, das aus dem armseligen Kirchlein gebrechlich herauswuchs; er hörte den Klang der Glocken, sie klirrten wie Blechkessel, an die man schlägt, und schienen für die Freude keinen Mund zu haben und doch war ihr Ton ihm lieb; dann schritt er am Wirtshaus zum „Wilden Mann“ vorüber, ging der Dorfstraße entlang, etwa zweihundert Schritt, und bog dann zur Linken: dort stand am Bach ein Häuschen mit niedrigem, dürftig geflicktem Dach, auf dem das Moos schimmerte, dunkelbraun und grün, schmachtend in der Sommerhitze und wie Schwämme aufschwellend unter dem Regen; und mitten unter diesem flachen Gesinde tronte eine Hauswurz, das Familienorakel; denn wollte der Tod Einkehr halten, so hieß er sie einen blühenden, rötlichen Stengel treiben. Sie hatte es einmal gethan und das Jahr darauf wurde Lischen, das liebe kleine Lischen in den Kirchhof hinaufgetragen. Seither erfaßte

Heinz jedesmal ein Grauen, wenn ihm die Hauswurz in die Augen fiel und doch blickte er manchmal neugierig und ängstlich zu ihr hinauf, um zu sehen, ob sie vielleicht wieder etwas Arges im Schilde führe. . . .

Oben am Haus schoß die Pappel in die Luft wie eine gewaltige Rakete. Wendelin war, er höre wieder wie einst den Windhauch gleich lispelnden Kinderstimmen durch das bewegliche Laubwerk streichen, oder den Herbststurm musizieren auf den himmelanstrebenden Geigensaiten, den nackten schwingenden Ästen. . . .

Auf der anderen Seite des Hauses warf einer einen breiten Schatten: das war der hochstämmige Kirschbaum, der zur Zeit der Heuernte aussah, als hätte sich das Abendrot darauf gesetzt und das Fortfliegen vergessen. Wie oft hatte der Knabe sehnsüchtig zu ihm emporgeschaut und die Stare beneidet, die es sich schmecken ließen und sich um die Vogelscheuche keinen Pfifferling kümmerten. Ach, die roten, süßen Früchte waren eben nicht für ihn! Die pflückte der Vater und legte sie sorglich in einen Korb; den trug das Mütterchen auf dem Kopfe in die Stadt und brachte dann am Abend eine ganze Hand voll Geld heim; für Heinz aber fiel nichts ab, als die Almosen, die ihm der freundliche Baum etwa ins Gras warf und die halbentfleischten Fetzen, welche die Vergeuder, die Stare, verächtlich fortspieen. . . .

Jetzt trat er durch das niedere Hinterthürchen ins Haus, in die Tenne. Rechter Hand war das Reich des Vaters: der Heuboden und darunter der Stall. Da wurde ein strenges Regiment geführt, mit Geißel und Besenstiel, und das war so unnötig! Denn wie freundlich und mild glänzten dir „Hirsis“

dunkle Augenkugeln entgegen, wenn du durch das Stallthürchen tratest und keinen Besen und keine Peitsche in der Hand führtest! und wie zutraulich streckte sie dir den Kopf entgegen, um dir mit ihrer rauhen Zunge die Hand oder gar die Backen sauber zu feilen! Und neben ihr stand „Bruni“, das Kuhkalb, der alten in allen Stücken ähnlich und ihr in allem nachahmend, wie ein Kind seiner Mutter: die dunkle Schnauze, die kurzen Hörnchen, das braune Fell mit dem hellen Streifen längs des Rückens, das ruhige Auge, die rauhfreundliche Zunge, alles gleich, hier wie dort. Hinter diesen beiden, in der dunkeln Ecke, stand „Gitzi“, der Hanswurst der Gesellschaft, lebhaft wie eine Bachstelze, bald unten auf dem Boden, bald oben auf der Krippe; trat man ihr nahe, so senkte sie den Kopf und streckte einem kampfbereit ihre spitzen Hörner entgegen. Aber es war alles nur gemachte Bosheit, denn gab man ihr einen Klaps auf den mageren Hals, so sah sie munter auf und meckerte, daß es wie ein lustiges Gelächter schallte, und zupfte man sie gar an dem langen Spitzbarte, so hüpfte sie vor Lust. . . .

So sah des Vaters Reich aus; aber nur wenn der König auf Reisen war; hörte man in der Tenne seinen schweren langsamen Tritt, da war es im Stall, wie auf der Straße, wenn der Schulmeister an einem Rudel Buben vorbeigeht. Hirsi trat etwas zurück, um der Thüre nicht allzunah zu sein — denn man konnte nie wissen — und blickte fromm vor sich hin in die Krippe, und hätte sich auch eine boshafte Mücke auf ihren Rücken gesetzt, es wäre ihr nicht eingefallen, mit dem buschigen Schwanz danach auszuholen. Bruni that wie die Mutter und sah drein fast wie

eine Konfirmandin, in deren Köpfchen der Ernst noch kein Sesselchen oder Schemelchen gefunden hat. Gitzi aber sprang von der Krippe herunter, musterte rasch den Boden, und lagen zwischen ihren Füßen ein paar Hälmchen Heu, die die unordentliche Fresserin vergeudet hatte, so warf sie sich darauf, ihre Sünde mit dem Leib verbergend. Trat nun der König mit dem breiten, in die Stirne gedrückten Hut und mit dem schwarzen, das ganze Gesicht überwuchernden Barte durch das Thürchen und warf einen Blick auf sein Volk, da sah alles so manierlich aus wie in einer Schulstube. Aber die Gemütlichkeit hatte sich derweil durch die Futterlücken davon gemacht, hinaus in die Tenne und von da in die Küche. Drum hinüber in Mütterchens Revier!

Da wird nicht regiert, und doch geht alles fein und säuberlich zu. Selbst das Feuer auf dem steinernen Herde, dem sonst Wildheit und Ungestüm angeboren sind, leckt genügsam mit dem roten Zünglein an den Scheitern, denn es weiß wohl: da heißt es sparen und abermals sparen! Jetzt knarrt die Thüre und aus der Stube trippelt ein kleines, kleines Weibchen in grauem Rocke. Trüge es nicht das rote Mieder der Landestracht, bei Gott, man würde es für ein Wildfräulein halten. Es geht in der Küche hin und her und spricht gar selten, und doch wird einem so wohl bei dem Wildfräulein, so weich im Herzen. Wo mag das herrühren? Und erst wenn der Herscher weit weg ist, im Felde oder im Walde, und es ein Liedchen zu summen anfängt, kaum hörbar, aber so lieb, so lieb! Kommen sie nicht schon dahergesummt, wie friedsame Hummeln, diese alten Reime? und dringen ins Ohr und zittern durch die Brust und mit ihnen all die Märchenbilder der Kindheit. . . .

Und wie einfach ist die Weise und wie bald gewogen das Wort:

Soli[1]-soli will i der singe,
Öpfel und Birli will der bringe,
Öpfeli, Birli, Näspeli taigg[2]),
As mis Buebeli z'esse haig![3])

Wie schlicht, wie leicht und doch dem Herzen wie süß! Es ist, es stecke eine ganze Welt in diesem Stammeln! Ja freilich ist's eine Welt! Merkst du's denn nicht, daß das Mütterchen drin ist, des Mütterchens ganzes Gemüt, des Mütterchens ganze, vollgenossene und nie ausgeschöpfte Liebe! Drum schläft es sich auch so süß ein dabei; denn wo ist sicherer und lieblicher ruhn, als in der Hut der Liebe? Selbst das Feuer auf dem Herd verspürt es und wird schläfrig, ehe es an der Zeit ist. Hurtig, um es wach zu halten, werden ihm als Spielzeug, ein paar dürre Äste zugeworfen! Die wimmern wie eingesperrte Schuljungen und knallen wie Kanoniere und werfen Funken um sich, wie die Buben beim Fastnachtfeuer: sie sind halt in der Freiheit aufgewachsen und thun, wie es ihnen ums Herz ist! Die lagen einst dort oben im Buchenwalde, den man durchs Küchenfenster sieht, dort über der sonnigen, im Schmuck der Reben stehenden Halde! Der Heinz hat sie gesammelt, mit einem Strick zusammengebunden und hinab ins Dorf geschleppt. Das Sammeln war mühsam und der Heimweg ein Pfad des Schweißes; aber oben die Freiheit, die Sorglosigkeit, die träumerische Einsamkeit! Wie viel konnte man dort oben in einem Stündchen erleben, wenn man mäuschenstill auf dem

---

[1]) Verkleinerungsform von „so"; [2]) molsch; [3]) habe.

dürren rostroten Laube lag, von niemand gesehen als von ein paar neugierigen Sonnenstrahlen, die wie Silbernadeln durch den grünen Schirm der Laubkronen stachen. Da krabbeln die rastlosen Waldameisen; sie haben eine Entdeckungsreise unternommen und kehren nun wieder nach dem Tannenwalde zurück, tastend wie Blinde, den Weg suchend und nie verlierend . . . .

Da arbeitet sich aus dem Teppich mühsam ein Käfer heraus, in Frack und schwarzen Hosen, und schlürft bedächtig davon, jeden Augenblick still stehend, wie einer, der von der Zeit nicht viel erwartet und auch nicht viel zu verlieren hat. Über dem Kopfe aber schwirrt es und summt es und geigt es in allen Singweisen und Taktarten! da hüpfen und springen die Mücken und Fliegen, die großen mit den kleinen, und wenn zwei oder drei aneinander vorbeischweben, da stoßen sie zum Gruß rasch mit den Flügeln an und rufen sich zu: „Kurz ist unser Tag! drum laßt uns tanzen und singen und jubeln und lustig, ja lustig sein!“ . . .

Eine Heuschrecke, die auf Abenteuer auszog und sich in diese Laubwüste verirrte, horcht diesem Musizieren zu und die Lust packt auch sie, in so fröhlicher Gesellschaft ihren Lebenstag zu vertanzen. Sie schiebt die pergamentenen Flügel auseinander, horcht auf den Takt der Musik und wie sie endlich herausgefunden, daß oben eine Polka gespielt wird: drrr! schwingt sie sich auf! Aber, o weh! sie schlägt mit dem Kopf gegen ein Buchenstämmchen und liegt schon wieder im Laub und ist ganz verwundert, nicht tot zu sein. Sie versucht es nochmals. Umsonst! Und nun macht sie sich aus dem Laube, Hupf für Hupf, dem Waldrande und der sonnigen Grashalde zu. Da raschelt der Wald: schusch, schusch, schusch!

und braun auf dem roten Laube trippelt es daher: auf hohen Beinen ein zierlicher Leib mit niedlichem Kopfe, und in dem Kopfe zwei neugierige, vor Furcht nie recht zur Ruhe kommende Augen: ein Reh ist's. Ihm folgt, noch stelzbeiniger, ein junges. Das ergötzt sich an allerhand Seitensprüngen und wenn ihm die Fliegen auf dem Rücken zu lästig werden, lehnt es sich an ein Buchenstämmchen und reibt sich die unbequemen Gäste vom Leib. So trottet es sorglos hinterdrein und warum auch nicht: das Mutterauge wacht und fürchtet und zittert ja für beide. Schusch, schusch, schusch! tänzeln die beiden vorüber, dem Waldbächlein zu, das in einer Schlucht auf einem mit Laub gepolsterten Pfade lautlos dahin schlendert und im Vorbeigehen die Kieselsteine reinwäscht. Jetzt müssen sie unten sein, denn die Drossel, der eben noch die Waldeslust unbändig aus der Kehle drang, verstummt und das Häslein, das dort unter den Ästen eines Tännchens sein Nest hat, hoppt vorsichtig davon, nicht wissend, ob Feind oder Freund ins Land gebrochen sei. . . . . .

Und hat man lang genug regungslos im Laub gelegen, im geschwätzigen Laub, das jede Bewegung ausplauscht, so geht man hinauf in den Tannenwald, dessen verschwiegenes Moos jeden Schritt dämpft, so daß dir ist, es sei kein lebendes Wesen weit und breit, nicht einmal du selbst. . . .

Und ist man hungrig, so schlendert man der ‚Reute‘ zu, wo neben dem wuchernden tyrannischen Brombeerdorn die bescheidene Erdbeerstaude haust und im Brachmonat ihre Früchte sonnt, bis sie rot wie Korallen aus dem Gras herausgucken und einem zurufen: „Liebt ihr mich, so beißt ihr mich!“ Ja, auf der Reute, da ist's wonnig im Frühsommer, da summt es noch mutwilliger als unter den Buchen, da krachseln die

Marienkäferchen an den Grashalmen empor und setzt man eines auf den Zeigefinger und redet es an:

Liebs Herrgottschäferli,
Flüg mer über de Rhi
Und säg der heilig Sant Katheri
Es sött[1]) morn schön Wetter si!

da lüpft es die roten, schwarzpunktierten Flügeldecken und hervor schwellen zwei weiße Segelchen, und nun fährt das Schiffchen ab und steuert durch die Luft dem Rhein und der heiligen Sant Katheri zu, die drüben auf einer Wolke sitzt und ins Land hineinschaut. . . . Und die Aussicht auf lange sonnige Tage verbreitet Lust und Behagen über die ganze Reute: die Heimchen zirpen in ihren Verstecken und meinen immer, es sei noch nicht hoch genug; die Blindschleichen winden sich gemächlich durch das Gras und vergessen fast die ewige Sorge um das Heil ihres gebrechlichen Schwänzchens; die Eidechsen sonnen sich auf einem Maulwurfshügel und horchen andächtig zu, wenn du ihnen dein Liedchen pfeifst. . . .

Und der Duft erst, der da aufsteigt! Duft des sprossenden Krautes und der jungen Hollundertriebe, Duft der Brombeerblüten und der Weidenröschen, und vor allem die feine flüchtige Seele der welken Fichtennadeln, die in dicken Schichten herumlagern und der Sonne das Einzige, das ihnen noch blieb, das Restchen balsamischen Öls als Tribut für Licht und Heizung hergeben. Wer kann an die sonnige summende Reute denken, ohne jenen süßen Duft einzuatmen, der die Brust mit Jugendgedenken füllt? . . . .

---

[1]) Sollte.

All das waren freilich verbotene Früchte für Heinzchen; hätte der Vater gewußt, warum er manchmal so spät mit seiner Bürde ins Dorf schlich und warum die oft so federleicht war, er hätte ihm das Umherlungern abgewöhnt! Und hätte er erst gewußt, was sein Söhnchen dort oben später zu treiben anfing! Hätte er ihn doch genau betrachtet, wenn er von Hause fortging, den Strick um den Leib gebunden: er müßte gewahrt haben, wie er immer den einen Arm steif an die Rippen drückte, wie wenn er etwas darunter hätte fest halten müssen. Das mußte er freilich, der Schläuling! Da steckte zwischen dem Leibe und dem Hemde ein Buch, das war der Robinson, oder das Goldmacherdorf, oder der Jugendfreund. Und war er einmal oben im Schatten, da öffnete er vorne das Hemd und zog seinen heimlichen Schatz ans Tageslicht. Ja, es war für ihn ein Schatz, das Ding mit den abgegriffenen Deckeln und den schmutziggelben zerfetzten Blättern, und er las es und verschlang es wie ein Heißhungriger sein Stück Brot. Und war er hinten, so fing er wieder von vorne an, bis es ihm ganz in den Kopf hineingegangen war, der letzte wie der erste Buchstabe. Trug er dann die in Eile zusammengerafften Äste thalwärts, so summten sie ihm bunt durch den Kopf, die Geschichte im Buch und die andere, die er ersann, um sein langes Säumen zu bemänteln. . . .

Ach, daß diese Zeit nicht ewig dauerte! Aber sie verging, wie jeder Traum: Heinzi wurde älter und größer, in den Wald aber schickt man nur Buben, denen man eine ordentliche Arbeit noch nicht zumuten kann. Nun hieß es mit dem Vater ins Feld rücken, nicht etwa um den Störchen nachzugaffen, die über dem Ried klappernd ihre Versammlungen

abhielten, oder den Krähen, wenn sie rauflustig eine Weihe umschwärmten, die ruhig ihres Weges segelte, der Übermacht gar nicht achtend und ihr nur von Zeit zu Zeit ein höhnisches „iäh" zurufend. Nein, da hieß es: „Heinz, du mußt das Heugras wenden! Heinz, nimm den Rechen zur Hand, und spute dich! Heinz, mache dich hinter den Schnittern drein! Heinz, was bist du ein unanstelliger Schlingel! Aus dir wird nichts! Kaum hundert Ähren hast du beisammen!" — Ähren lesen auf dem stachligen Stoppelfelde und keine Schuhe an den Füßen, ihr armen Zehen! Aber das war das Unangenehmste nicht: waren ‚Hirsi' und ‚Bruni' an Pflug oder Egge gespannt, da wurde kommandiert: „Nimm die Peitsche!" Und gingen die beiden nicht rasch genug oder sahen sie nach den Raben, die von Erdscholle zu Erdscholle wackelten, so donnerte es hinterdrein: „Zu was hast du die Geißel, du Schlafmütze? es ist mit dir, um aus der Haut zu fahren!" — Es schmerzte den Buben, auf seine Freunde einzuhauen, bitter, wie wenn er selber in ihrer Haut gesteckt hätte. . . . Dann mußte Gras ausgejätet und Kartoffeln und Rüben aufgelesen werden, dabei setzte es gar schmutzige Finger ab und die waren dem Heinz bis in die Seele hinein zuwider. Niemand begriff das, am allerwenigsten der Vater und wie oft, wenn der ungeratene Bub dastand und die erdigen Finger von sich streckte, als ob sie ihm um eine Hand voll Wasser feil gewesen wären, klopfte er ihm darauf oder zauste er ihm die Ohren und das Haar, und wie oft donnerte er ihn an: „Aus dir wird dein Lebtag nichts als ein Lump und ein Tagedieb! Du bist der dümmste ‚Löhle' im ganzen Dorfe!"

Oh, welch' Glück, daß der Sommer zu Ende ging! Nun

kam die Schulzeit! An einem Herbstmorgen, als der Reif bis auf die Dächer gestiegen war und das Laub sich lebensmüde von den Bäumen zur Erde fallen ließ, schritt der Wächter durch's Dorf, stand alle hundert Schritte still und schwang die Glocke, die er in der Hand trug, so unsanft, daß sie durch die Gasse heulte wie ein Hündchen, das die Peitsche eines Fuhrmanns getroffen hat. Dann rief er mit kreischender Stimme: „Es ist zu wissen, daß morgen die Schule beginnt! die Schule beginnt!" Das war den meisten Kindern eine schreckliche Botschaft: bedeutete sie doch den Verlust der Freiheit! Manchem drückte schon bei dem bloßem Rufe die dumpfe, staubige, bald flüsternde, bald gellende Schulluft auf die Brust. Nicht so Heinz. Wie er den Wächter hörte, eilte er ihm entgegen und schritt zwanzig Schritte hinter ihm drein das Dorf hinab, und süß wie oben im Walde das Drossellied, schien ihm die schrille Stimme der Schelle und das heisere „die Schule beginnt!"

Am folgenden Tage schlichen die Dorfkinder griesgrämig, die einen mit gewaschenen, die anderen mit ungewaschenen Backen die Straße entlang, die Tafel und das Buch unter dem einen Arme, ein Scheit unter dem andern. Mitten im Dorfe stand ein Bauernhaus wie alle andern; dort verschwanden sie. Hinter der Hausthüre hielt eine große, stark gebeugte Frau Wache. Sie grüßte die Kleinen, nahm ihnen die Scheiter ab, sie in der Hand wägend und scharfe Kontrolle übend. In der Stube stand eine Schnitzbank; daran hobelte und klopfte und sägte ein stämmiger Mann; er hatte zwei große runde Fenster vor den Augen, trug ein schwarzes Käppchen und vorn eine dunkelblaue Schürze, die von der Brust bis auf die Knie reichte.

Das war der Schulmeister, der zugleich der Küfer des Dorfes war und allgemein nur der Küferjörg hieß. Er schnitzte ruhig an seinen Dauben, bis sich der Raum gefüllt hatte; dann griff er nach dem schweren Holzhammer und schlug dreimal auf die Schnitzbank: „Laßt uns beten, Kinder!“ Nachher ging es an das „Namenbuch“, den „Lehrmeister“ und den „Katechismus“. Der Küferjörg ging hin und her, sich bald mit dem einen, bald mit dem andern Schüler abgebend, und war so freundlich mit jedem, daß man bald nicht mehr an die verlorene Ungebundenheit und den lärmenden Dorfplatz dachte. Die Schulmeisterin saß gebeugt im Winkel beim Ofen und ihr Spinnrädchen surrte geschäftig und heimelig zu dem Kratzen der Griffel und Federn und zu den Kinderstimmen, die in singendem Tone ihre Sprüche hersagten. Hörte der Schulmeister das schnurrende Rädchen nicht mehr, so war ihm das ein Zeichen, daß die junge Gesellschaft zu laut sei; bedächtig wie immer ging er dann zu der Schnitzbank, ergriff den Hammer und donnerte dreimal: Ruhe, Ruhe, Ruhe! So vergingen die Tage und sie glichen einander wie die Blätter des nämlichen Baumes. Nur von Zeit zu Zeit fiel dem einen oder dem andern ein, ein solches Leben sei denn doch zu einförmig und, in einem heldenmütigen Entschluß sich für die Gesamtheit opfernd, setzte er irgend eine Teufelei in Scene. Dann packte ihn der Jörg am Arme, hob ihn mühelos, als wäre er ein Hobelspan gewesen, aus der Bank und trug ihn hinaus in die Küche. Dort war eine Fallthüre, durch die man in den Keller stieg, die aber meistens geschlossen war. Dorthin trug er den Sünder, dem nun die Angst in die Glieder fuhr, so daß er ein mörderisches Geschrei erhob: „Ich will es gewiß nimmer thun!“ Nun fing

des Alten Zorn schon an zu schmelzen wie Aprilschnee, denn er war ein herzensguter Mann und mußte er einem ein Haar krümmen, so that es ihm in der Seele weh.

„Willst du nimmer so bös sei?“

„Nein!“

„Versprich es mir!“

„Ja—a!“

„So geh hinein!“

Und der vor einigen Augenblicken noch so opferfreudige Held trat schluchzend durch die Thüre und die anderen sahen schelmisch nach ihm und lachten; die Schulmeisterin aber rief ihm zu, tadelnd und tröstend zugleich: „Könntest ja recht thun, und selb könntest!“

Der Winter zog sich allmählich zurück, wie sich eine Schnecke in ihr Haus verkriecht, wenn ihr die Sonne zu hell auf die Hörner scheint; auf den Dächern verschwand der Schnee und die armlangen Eiszapfen stürzten einer nach dem andern herab und zerschellten. Das mahnte den Schulmeister an die Examenzeit. Von nun an ließ er jeden Abend die älteren Schüler zusammentreten und singen: „Myni Läbenszyt verstrycht. . . “, denn das war das Lied, das der Jörg, der nicht gerade eine Amsel war, im kleinen Finger hatte und deshalb an jedem Examen zur allgemeinen Erbauung singen ließ. Und das Examen kam. Alle Schüler steckten in den besten Kleidern, die sie hatten und saßen mäuschenstill in ihren Bänken. Der Küferjörg im schwarzen Rocke, diesmal ohne Schürze und Käppchen, stand am Fenster und blickte das Dorf hinauf. Jetzt drehte er sich um: „bßt!“ Bald darauf bewegte sich gravitätisch ein schwarzer, hoher Hut am Fenster vorbei und nun ging die Thüre auf: „Guten

Tag, Herr Junker Pfarrer!" — so mußte man ihn nennen. „Guten Tag, Herr Schulmeister! Guten Tag, Kinder!" Darauf ging es ans Beten, Lesen, Rechnen und Schreiben. Nach und nach kamen die Väter herein und stellten sich an eine Wand, horchten oder horchten auch nicht, und wer Gemeinderat oder Friedensrichter war, der wagte sich dreist zwischen die Bänke um nachzusehen, ob sein Bub auch schöne Buchstaben male. Zum Schluß sang man: „Myni Läbenszyt verstrycht", und die Alten brummten den Baß dazu. Die Jungen hatten ihre Pflicht gethan; nun stellte sich der Herr Junker Pfarrer vor die Tische und sprach etwas, und als er zu Ende war, sagte auch der Küferjörg einen Spruch und hieß die Kinder dann nach Hause gehen. Draußen vor der Thüre stand der Schulverwalter und neben ihm die Schulmeisterin mit einem Korb voll brauner Wecken. Hatte die gute Alte über den Winter die Scheiter aus den Händen der Schüler empfangen, so kriegten diese nun aus den ihrigen die noch warmen, duftenden Laibe. Wie ein Bienenschwarm summten die Schüler auseinander: „Adee, Schulluft! Adee, Einmaleins und Namenbuch! Die Freiheit ist wieder mit uns! Juhe!"

Heinz aber dachte an die erdigen Finger und hatte keine Freude an seinem Wecken.

Der Sommer kam an einem Ende des Landes herein und ging am andern hinaus, und kam wieder und wieder; aber er, der früher Heinz ein so lieber, süßer Kamerad gewesen war, wurde immer unfreundlicher und rauher und ließ keinen Tag durchs Thal gehen, ohne ein Hagelwetter über den armen Jungen auszuschütten, und jeder Donnerschlag kannte menschliche Sprache und rief ihm zu: „Du

Taugenichts! Du Tagedieb! Du Lump! Du bist der unanstelligste Laffe landauf, landab!“

Einmal war es den ganzen Tag über schwül und drückend und schwer. Man gewahrte die Wetterwolke noch nicht, aber man fühlte es wohl: sie wird kommen, sie ist schon auf dem Wege und eilt und eilt und kann jeden Augenblick ihren Schatten über den Wald weg ins Thal hinunter werfen. Was wird sie bringen? Oh, die Angst, die schier den Atem erdrückt! ‚Hirsi's‘ Liebkosungen merkt man nicht und ‚Gitzi's‘ Gelächter versteht man nicht; die lärmenden Stare könnten das ganze Abendrot vom Kirschbaum stehlen: man sähe es nicht! Endlich poltert es daher: „Heinz, morgen schnürst du dein Bündel! Ich habe heut mit dem Riedbauer geredet, du sollst einmal sehen, wie fremder Leute Brot schmeckt!“

Wohl ließ sich des Mütterchens schwache Stimme vernehmen wie ein Gebet, das man einem unheildrohenden Wetter entgegenmurmelt, aber sie drang nicht durch, und am folgenden Tage schritt Heinz weinend von dannen, ein Säcklein auf dem Rücken, in das ihm eine liebe Hand seine ganze Habe und obendrein ein großes Stück Brot, Brot aus dem Elternhaus, gesteckt hatte.

Sein Meister, der Riedbauer, war im Grunde eine gute Haut, aber jähzornig wie ein Truthahn. Der machte nicht viel Umstände: wenn beim Pflügen ein Ochs auf die „Art“[1]) trat, so griff er mit seinen schweren, rissigen Pranken nach einer Erdscholle und warf sie dem unaufmerksamen Treiber an den Rücken oder an die Beine oder an den Kopf, wie es sich gerade traf. Heinz ließ das einige Wochen über sich

---

[1]) Gepflügtes Erdreich.

ergehen, aber einmal steckte in einer Scholle ein Stein, der ihm ein großes Loch in den Kopf schlug, so daß ihm das Blut in den Nacken rieselte. Da warf er die Peitsche den Ochsen unter die Füße und sprang davon. Der Riedbauer folgte fluchend hinterdrein, da er aber dicken Leibes und kurzen Atems war, holte er das dünnbeinige Knechtlein nicht ein; er kehrte schimpfend zu seinen Ochsen zurück und war froh, seine Wut an ihnen auslassen zu können, denn sie hatten die Gelegenheit wahrgenommen und waren auf die weiche, kühlende „Art" hinausgetreten.

Heinz lief und lief thalwärts, dem Dörfchen zu. Wie er aber des Kirchtürmchens ansichtig wurde, beschlich ihn die Angst: ihm war, das Zifferblatt sei ein großes, großes Auge und sehe ihn strafend an: „Was willst du hier unten, du Thunichtgut?" Die Füße träg am Boden schleppend, bog er nach seines Vaters Haus ein. Als er die Tennthüre behutsam aufschob, da tönte es fröhlich aus dem Stall: Hä, hä, hä! Das war ‚Gitzi,' sie hatte ihn durch die Futterlucke bemerkt und ließ der Freude die Zügel fahren, obschon der König im Reiche war. Nun spitzten auch die beiden andern Unterthanen die Ohren, schüttelten ihre Ketten und wie Trompetenschall klang ihr Gruß durch das Haus. Der König merkte, daß etwas außergewöhnliches vorging und trat heraus in die Tenne: „Was? du hier? Natürlich, wer kann so einen Tölpel brauchen! Was? so ist's? drausgelaufen bist du? Wart, du Landstreicher, dich will ich's lehren!"

Eilig schritt er in den Stall zurück. Heinz wußte, was das bedeutete. Drinnen hing an einem hölzernen Nagel ‚Hirsi's' Halsriemen, der war schwer und hatte am Ende eine wuchtige Schnalle. Hu, wie die ins Fleisch schlug!

Heinzens Füße lüpften sich, ohne daß er es ihnen kommandierte, und trugen ihn davon aus dem Haus, auf die Straße, über den Steg ins Feld hinaus und den Rebberg hinauf, hinauf in den Wald. Erst als er oben keuchend zusammenbrach, starrte er hinter sich, ob ihm der Halsriemen nicht folge.

Die Sonne duckte sich schon hinter den Hügel, als Heinz auf einem großen Umwege ins Dörfchen schlich. Er machte sich so klein wie eine Katze, die nach Vögeln streicht, als er auf den schmalen, zwischen grünen Hecken eingeklemmten Pfaden sich durch die Obstgärten stahl, dem Ruf starker Hammerschläge folgend, die sich, wie es schien, an einem Faß ausließen.

„Guten Abend, Schulmeister!"

„Guten Abend, Heinz! Was führt dich her? aber was ist dir? Du hast ja Augen so rot wie Ziegelsteine!"

Da beichtete ihm Heinz alles und klagte ihm sein Elend und wie ihm die Landarbeit zuwider sei. Der Küfer kratzte sich hinter den Ohren und sann. Dann sprach er endlich: „Willst du Küfer werden?" — „Nein".

„Aber Schlosser?" — „Nein, ich möchte am liebsten Schulmeister werden."

Da lachten des Alten Augen; er gab ihm einen Klaps auf die Achseln: „Das ist's, Junge! Das sollst du werden! Daß ich nicht selbst darauf verfiel! Für Handarbeit taugst du freilich nicht, das geht dir nicht von statten! Höre! wir gehen morgen nach Kreuzbach zum neuen Seminardirektor."

„Aber da braucht man einen Haufen Geld; nicht?"

„Laß' nur den Küferjörg sorgen, Junge! und geh' jetzt nach Hause und schlaf' und komme morgen früh zu mir."

„Komme ich nach Hause, kriege ich Schläge, und sag' ich, was ich vorhabe, so läßt mich der Vater nicht ziehen!“

„So bleibst du diese Nacht bei mir. Aber die Sonntagskleider solltest du freilich haben, in diesen . . .“

„Ich habe keine andern.“

Der Schulmeister kratzte sich wieder hinter den Ohren und musterte dabei den vielfach geflickten, fransigen Zwilchanzug des Jungen: „Das ist freilich schlimm . . . doch halt! so geht's wohl!“ fügte er nach einer Weile hinzu und knallte dabei mit seinen schwieligen Fingern. „Komm' jetzt ins Haus, wir müssen meiner Frau sagen, daß du heute bei uns schläfst, damit sie sich einrichten kann.“

Heinz schlief in jener Nacht nicht. Als sich die kleinen runden Fensterscheiben von der dunkeln Bleieinfassung abzuheben begannen und die Nacht wie ein Dieb lautlos davonschlich, hörte er die Kammertüre knarren und an sein Bett trat die Schulmeisterin mit einem Lichte in der Hand und sagte: „Steh' jetzt auf, Heinz, und ziehe dies Gewand an. Bevor du herunterkommst fülle dir aus dem Trog dort die Taschen mit Äpfelschnitzen, und selb thu, denn sie sind auf dem Wege gut für Hunger und Durst, und selb sind sie.“

Der Junge schlüpfte in die Kleider und hob dann den schweren Deckel des Troges in die Höhe; ein starker, sauersüßer Geruch kam ihm entgegen und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Er that ein paar kräftige Griffe in die weiche tiefe Schicht und füllte sich die Taschen. Als er in die Stube trat, kam ihm der Schulmeister entgegen und drückte ihm die Hand, daß die Finger knackten; dann führte er ihn ans Fenster, um seinen Anzug zu mustern: eine schmetternde Lache schüttelte die breite Brust des Alten: „Ha,

ha, ha! Da sag' mir einer noch, Kleider machen keine Leute! In einer Nacht ist der David zum Goliath geworden!"

Nun erst warf Heinz einen Blick auf seine Gewandung: seine spindeldürren Beine und Arme staken in weiten, weiten Röhren, wie Stecken in einem Mehlsack; an seine schmalen Schultern hängte sich ein riesenhafter Rock mit breitem Kragen und wußte nicht, wie er sich benehmen und es sich bequem machen sollte; die Schöße fielen plump auf die Knie herab und schienen von ihrer Erniedrigung wenig erbaut zu sein, und der Kragen hängte sich ängstlich an die schmalen Schultern, in beständiger Furcht, von seinem schmächtigen Sitz abzurutschen, und sorglich die Höhe abschätzend. Das war das redliche Werk der Schulmeisterin. Sie war bis Mitternacht bei der Ampel gesessen und hatte an einer alten Kleidung ihres Mannes von den Ärmeln des Rockes und den Röhren der Hosen breite Ringe abgeschnitten und die Wunden, so gut es ihre alten krummen Finger vermochten, wieder frisch gesäumt.

Heinz sah den lachenden Jörg fragend an; der gab ihm, wie es seine Gewohnheit war, einen Klaps: „'s geht schon, mein Junge!"

Nun ging es in die frische Morgenluft hinaus. Wie Heinz an des Schulmeisters Seite durch das Dorf schritt und das Vaterhaus zwischen den Bäumen hervorgucken sah und ihm das erhellte Küchenfenster ein zitterndes „Lebewohl" zuwinkte, da wurde ihm gar weh ums Herz. Er hatte die ganze Nacht ans Mütterchen gedacht und konnte nicht widerstehen: „Ich komme Euch nach, Schulmeister!" rief er, und bog laufend in den Seitenweg ein und die Schöße seines Rockes flogen wie die unsichern Schwingen junger Krähen.

Am Tennthürchen angelangt, legte er das Auge an eine klaffende Fuge: der Vater mußte im Stall drin sein. Lautlos schlich er durch die Tenne, öffnete behutsam die Küchenthüre und schob den Kopf hinein. Da stand das Mütterchen am Herd, sah ins Feuer und weinte.

„Mutter!“

„Heinzi!“ Und sie schluchzte laut auf, wie sie sich erschreckt nach ihm drehte. „Heinzi, Heinzi, was machst du uns für Kummer! Ums Himmels willen, werde doch kein schlechter Mensch! Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan und dein Vater auch nicht. Er hat dich all die Zeit mit der Laterne gesucht und einmal geweint wie damals, als wir das Lischen auf den Kirchhof trugen; er hat dich auch lieb, Heinz, und du machst ihm so gar keine Freude!“

„Ich fürchte mich vor ihm!“

„Folg' ihm brav, Heinzi, und dann brauchst keine Angst zu haben.“

„Nein, Mütterchen, ich will nicht mehr hier bleiben, es wird kein rechter Bauer aus mir, ich gehe heute mit dem Küferjörg nach Kreuzbach und will Schulmeister werden.“

Sie sah ihn an; darauf faßte sie ihn in ihre schwachen Arme und that, was sie noch nicht gethan hatte, seit er ein großer Bub geworden war: sie drückte ihre Lippen auf seinen Mund; dann preßte sie hervor: „Geh' in Gottes Namen, Heinzi, so wird es gut werden! Geh' in Gottes Namen und bleibe brav, mir zu liebe!“

Ihm liefen die Thränen wie Bächlein über die Backen, als er davon stürzte, und es war ihm, als halte jemand sein Herz zurück und lasse es nicht los und er müsse es sich, um fortzukommen, selber aus der Brust reißen.

Das Seminar war ein großes, düsteres Haus, ein altes Kloster. Heinzen wollte der Atem nicht in die Brust hinabsteigen, als er durch die langen unheimlich hallenden Gänge schritt. Vor einer Thüre blieb der Schulmeister stehen, nahm den Hut in die Hände und gab dem Jungen ein Zeichen, das Gleiche zu thun. Dann räusperte er sich und pochte so sanft an die Thüre, als es seine rauhen Finger fertig brachten. Sie traten in ein weites, aber niedriges Zimmer. Rings an den Wänden standen braune Gestelle mit ernsten Bücherreihen. Heinz wurde fast beklommen bei ihrem Anblick. Mitten aus dieser Gelehrtheit aber tauchten zwei Augen auf wie zwei freundliche, liebe Sterne in der Dämmerung, und ihr Schein that wohl und verscheuchte das Bild der trostlos hallenden Gänge.

„Ich führe Euch da einen meiner Schulknaben zu", begann der Schulmeister, indem er den Hut zwischen den Fingern drehte; „er wollte sich zu bäurischer Arbeit nicht recht schicken und hat auch nach einem anderen Handwerk kein sonderlich Verlangen; dagegen hat er viel Lust und Eifer zum Bücherlesen, kann auch nicht übel mit Zahlen umgehen und hat eine helle Stimm' zum Singen. Er ist von guter Art und flink im Begreifen, und könnt' schon was Rechtes aus ihm werden, wenn Ihr ihn wolltet unter Eure Obhut nehmen. Sein Kostgeld freilich könnt' er nicht bezahlen, einen Teil aber will ich zuschießen und den anderen müßt' er halt nach der Lehrzeit abverdienen, wie man auch schon Exempel gehabt hat. Er heißet Heinrich Wendelin und ist Kaspar Wendelins Bub zu Brachenwyl."

Der Direktor hieß den Alten und den Jungen Platz nehmen und fing dann an mit ihnen zu plaudern, sich im

Verlauf des Gespräches immer mehr an Heinz wendend. Was der nicht alles zu fragen hatte! Und immer ruhten seine großen freundlichen Augen auf dem Knaben und schienen fast noch dringlicher zu fragen, als die Lippen. Und die Fragen wurden immer schwieriger und die Antworten lösten sich immer bedächtiger von der Zunge und auf einmal wurde es Heinz klar: der Direktor hatte ihn ins Examen genommen! Er fuhr leis zusammen und blickte nach dem Schulmeister. Der lächelte; das gab ihm neuen Mut und er nahm sich zusammen und so ging es weiter mit Fragen und Antworten, wie wenn zwei auf dem Acker Garben laden: der oben ist, streckt die Hände, der unten ist, reicht ihm den Bund mühsam und keuchend hinauf, und kaum hat man ihm die Last abgenommen, so sieht er schon wieder die begierigen Hände ihm entgegenstreben. Wie Heinz so recht im Zuge war und ordentlich warm wurde, da hörte er neben sich, da wo der Schulmeister saß, ein lustiges Knallen und wieder eins, und so bei jeder Antwort: so drückten des Schulmeisters schwielige Finger ihr Behagen aus. Als Heinz einmal, wie ihn der Direktor etwas schnaufen ließ, den Kopf nach der Seite drehte, da sah er, daß Jörgs Augen glänzten, und das war ihm ein Zeichen, daß alles seinen rechten Gang gehe. Aber man ließ ihm nicht lange Zeit zu Betrachtungen, wieder mußte er die Garben reichen und sie wurden immer schwerer und es gab solche, bei denen er zweimal ansetzen mußte, so daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat; und schließlich kam eine, die ging über seine Kraft, wie sehr er sich auch abmühte, und dann noch eine und noch eine. Da fuhr ihm die Angst in die Brust! Man wird dich nicht aufnehmen! und die Augen liefen ihm über, obschon er sich dagegen wehrte.

Der Direktor aber erhob sich, strich dem Jungen begütigend mit der Hand über die Stirne und sagte: „Es ist schon gut, Heinrich!“

„Schickt Ihr mich nicht wieder fort?“

„Nein, du kannst hier bleiben, wir wollen's mit dir versuchen!“

Des Küferjörgs runzliches Gesicht jubelte. Was der Alte für schöne Worte fand, um dem Direktor zu danken! Bei Gott, es hätten ihm keine besseren einfallen können und wenn es sich um seinen eigenen Sohn gehandelt hätte.

Heinz gab ihm noch eine Strecke weit das Geleit. „Nun Heinzi“, sagte der Alte mit leise bebender Stimme, „nun kannst du zeigen, daß rechtes Holz an dir ist. Stecke dir dein Ziel hoch, so hoch, daß es dir unmöglich scheint, es zu erreichen; aber richte dich so ein, als ob du überzeugt wärest, es sei das erst der eine Gipfel und du hättest die Kraft, noch einen höheren zu erklettern. Handle immer so, daß du dir sagen kannst: Sähen mich die, die mich lieb haben, sie sprächen: „Es ist recht so, Heinzi!“ Und fassest du einen Entschluß, so frag' das Herz vor dem Kopf. Kehr' jetzt um, und drückt dich einmal etwas, so denke an den Küferjörg, er ändert sich in seinen alten Tagen nicht mehr.“

Dies sagend zog er einen ledernen Beutel aus der Tasche, griff daraus ein paar Brabanterthaler und drückte sie dem Knaben in die Hand: „Leb' wohl, Heinz!“

„O, Schulmeister!“

Nun kamen drei Jahre, düster und hell: düster das Haus, die Zimmer, die Gänge, düster die Wolke, durch die er das Vaterhaus sah, dem er entlaufen war; aber hell, heiter wie die Frühlingssonne das Auge des Direktors, und was waren jene Schatten gegen dieses Leuchten.

Heinz war kaum 18 Jahre alt, als er ins Leben hineingeworfen wurde, wie ein Scheit in einen reißenden Fluß: das schwimmt, wie die Wellen es treiben, bald hastig, bald friedlich; es wird von Zeit zu Zeit ans Ufer getrieben und ruht dort zwischen Wurzeln aus, bis eine höhere Woge es wieder fortführt; endlich bettet es sich unten in der Ebene in den Sand und vergißt das Hasten und Wandern für ewig.

Das Scheit Heinrich Wendelin fand zuerst eine Raststätte im Hinterland, im Bergdörfchen Steinhausen, einem der ärmsten im Lande. Es war in den Jahren, da die alte Schule von der neuen verdrängt wurde. Weh' dem jungen Lehrer, der der Anfechtung und Verfolgung nicht eine Stirne entgegenhalten konnte, auf der Begeisterung und Überzeugung geschrieben standen. Da waren die alten, abgesetzten Schulmeister, die den Verlust ihrer Winterbeschäftigung nicht verschmerzen konnten und nun nichts besseres zu thun wußten, als ihren Nachfolgern Stöcke zwischen die Füße zu werfen. Keiner hätte darüber mehr erzählen können, als Heinrich Wendelin in Steinhausen. Dort war das Schulmeisteramt seit Menschengedenken wie eine Fürstenkrone vom Vater auf den Sohn über gegangen; man nannte diese Leute schlechtweg „des Schulmeisters." Das ganze Dorf empfand es als einen Akt der Brutalität, als die Regierung den alten Schulmonarchen ersuchte, sein Szepter anderen Händen zu überlassen. Wenn der „Neue" einer aus ihrem Dorfe gewesen wäre, sie hätten's nicht so empfunden, aber so einer aus einem Neste des Unterlandes, und der zudem, wie die Bauern sagten, noch nicht einmal hinter den Ohren trocken war! Gnade ihm Gott!

An dem Sonntage, da man den neuen Schulmeister erwartete, tönte das Wirtshaus zum Hirschen wie eine Trommel; da wurde auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser ihres Lebens nicht mehr sicher waren und entsetzt aufsprangen. Da bliesen die Bauern ihre Backen auf, wie der Schlächtermeister die Schweinsblasen: „Zum Teufel mit der neuen Lehr'! War die alte gut genug für uns, ist sie auch für unsere Buben recht!"

„Und die Kinder wollen sie uns auch im Sommer in das verdammte Schulloch sperren! Wo sollen wir da die Ackerbuben in aller Welt auftreiben?" rief der Wirt mit seiner im Fette fast erstickenden Stimme.

„Das ist das Ärgste noch nicht!" donnerte der Säckelmeister des Dorfes. „Habt ihr's nicht gemerkt, daß sie uns auch zwingen wollen, ein neues Schulhaus zu bauen, wie sie's drinnen in der Stadt haben, größer und nobler als der König von Neapel einen Palast hat? Wollt ihr das zahlen? Und mit was? Wo 's Geld hernehmen und nicht stehlen? Hä?"

Wie die Fäuste so recht im Zuge waren und dröhnten, wie Flegel in der Tenne, da stieg der alte Schulmeister auf den eichenen Tisch, stampfte mit seinen genagelten Schuhen so ausgiebig auf die Platte, daß die Hände die Konkurrenz nicht mehr aushalten konnten und sich zur Ruhe bequemten: Wie alles nach ihm blickte, schrie er: „Das Schlimmste merkt ihr noch gar nicht! Glaubt es mir, oder glaubt es mir nicht, aber ihr werdet euch noch einmal daran erinnern, daß ich es euch hier auf dem Tische gesagt, ich des Schulmeisters Felix: all das gilt unserer Religion! Der soll es an den Hals gehen! Nennt mich einen Spitzbuben, wenn der „Neue"

nicht den Katechismus und das Testament auf den Mist wirft! Denn ein Heide ist jetzt Meister in Kreuzbach, oder der Belzebub selber! Und heidnisch ist all der junge Schulmeisterfasel und Heiden sollen eure Kinder werden!"

Da brach der Sturm los, wilder, als wenn man den heiligen Krieg gegen den Großtürken gepredigt hätte, und bald verstand man in der Schenke sein eigenes Wort nicht mehr.

Die jungen Burschen, denen jede Gelegenheit willkommen war, um ihre Nachtbubenstreiche in ein deckendes Mäntelchen zu hüllen, verließen das Wirtshaus und hielten draußen im Hof Rat; dann, als sie einig waren, zogen sie singend und kreischend die Dorfgasse hinunter. Kaum war die Nacht hereingebrochen, da rotteten sie sich vor dem Haus, in welchem der neue Schulmeister wohnen sollte, zusammen, griffen nach Steinen und Stöcken, und klirrend flogen die Fensterscheiben in Scherben. Bald darauf nahte sich ein Schatten dem Hause: das war der „Neue", aber bei ihm entdeckte man die hohe, schlanke Gestalt des Pfarrers. Unmöglich dem Neuling all die Grüße darzubringen, die man ihm zugedacht hatte! Die Burschen wichen zurück und lauerten im Dunkeln hinter den Baumstämmen und Hecken. Da hörten sie, wie der Pfarrer beim Anblick der Verwüstung den Schulmeister zu sich in sein Haus einlud. Verflucht! Der Schwarzfrack hatte ihnen den ganzen Spaß versalzen! Sie rächten sich, indem sie in jener Nacht das Thor des Pfarrgartens aushoben und auf einen hohen Birnbaum hängten.

So wurde Heinrich Wendelin in seinem Wirkungskreise empfangen und so trat man ihm entgegen, wo sich immer Gelegenheit bot. Er aber ließ das Banner nicht sinken und

so blieb auch der Lohn nicht aus. Freilich von den Alten war einstweilen nichts als Fluch und Haß zu ernten, dafür aber gewann er die Jugend im Fluge, trotz seiner linkischen Art, die den Spott herausforderte. Denn wo ein Lehrer begeistert unter Kinder tritt und sie es ihm anmerken: unser ist er ganz und gar, mit jeder Faser seines Herzens, da mag er bucklig und wüst und unanstellig sein, daß Gott erbarm, die jungen Geister fliegen ihm doch entgegen, wie die Tauben der Hand, die ihnen Futter streut. Und neben den hundert kleinen Freunden gewann Heinz auch einen großen; das war der Pfarrer, ein sechsundzwanzigjähriger Mann, der wie er in Steinhausen sein erstes Arbeitsfeld gefunden hatte. Unter Anleitung des Freundes fing Wendelin an, seine lückenhafte Bildung auszubessern, Flicken um Flicken, sich vor allem Latein und Griechisch in den Kopf stopfend, so viel hinein gehen mochte. Was war das für ein Leben! In der Schule der Glanz von zweihundert kleinen Sonnen und zu Haus noch mehr Wärme und Leuchten aus zweien!

Zu Wendelins unsäglichem Schmerze wurde der Pfarrer von einer Brustkrankheit ergriffen, die ihm die Ausübung seines Berufes unmöglich machte und ihn zwang, nach dem Süden zu ziehen. Wie öd war nun das Dorf auf einmal geworden, und wie ungastlich und sonnenarm. Wären nicht die Kleinen gewesen, es hätte einen gefroren! Und die Pfeile der Verfolgung, wie schwirrten sie wieder um den Schulmeister, als die ehrwürdige Gestalt des Pfarrers sich nicht mehr wie ein Schild vor ihn stellte! Und wie ungeschickt war der Verfolgte, um sie abzuwenden!

Ein Jahr später verließ auch Heinz die Steinhauser, die Alten mit leichtem Sinn, die Jungen mit schwerem

Herzen und nicht ohne sich Vorwürfe zu machen. Aber es trieb ihn in die Hauptstadt, wo er an der neugegründeten Universität Geschichte studieren wollte. Denn Küferjörgs Abschiedsworte klangen ihm in den Ohren nach und folgten ihm auf Schritt und Tritt, wie manchmal eine Melodie nicht von uns lassen will: „Nun kannst du zeigen, daß rechtes Holz an dir ist! Stecke dir dein Ziel hoch!“ In der Tasche trug er hundertundfünfzig Thaler und wenn er die blanken Scheiben auf der Hand wog, meinte er, nun sei die ganze Welt für ihn feil.

So weit war Wendelin am Bankett in seinen Träumereien gekommen, als ihn sein Kollege Rosenblatt, der seinen Atem erschöpft hatte, persönlich apostrophierte und nicht wenig erschreckte. Ehe er aus seinem Traume erwacht war und sich wieder an die Wirklichkeit gewöhnt hatte, erbrauste der Saal von Beifallsrufen und frohlockendem Gläserklingen, und jede Lippe und der Mund eines jeden Glases rief: „Jubelt dem Greise zu, dessen Wiege die Armut schaukelte, aber um dessen weiße Locken der Ruhm einen goldenen Kranz flicht und mit dem Kranze einen Glanz, der durch's ganze Vaterland leuchtet!“

Mitternacht war längst vorüber, als Wendelin, begleitet von einigen Schülern, seiner Wohnung zuschritt. Er fühlte, daß er nicht schlafen könnte, denn das Brausen des Banketts und die überschwänglichen Phrasen, die er, ohne es zu wollen, aufgefangen hatte, füllten ihm den Kopf mit einem Chaos schmerzender Dissonanzen. Er trat deshalb in sein Studierzimmer ein, in den Raum, in dem er die glücklichsten, hellsten Stunden seines Lebens verbracht hatte und griff zu seinem Lieblingsbuche, dem „Faust“, um durch dieses Zaubermittel

die hohlen Bilder des Abends zur Ruhe zu werfen. Umsonst! Die Andacht kam ihm nicht.

O, die Thoren! sie wollten ihm heut das Facit seines Lebens ziehen! dessen Wert ausrechnen! Wußten sie denn, wie teuer er sein bischen Ruhm bezahlt hatte? Und daß sie es gerade an diesem Tag thaten, am 16. Februar, an seinem Unglückstage, am Tage seiner Verlobung! Welche Ironie!

Es war vor zweiundfünfzig Jahren. Der Geschichtsstudent Heinrich Wendelin bewohnte damals ein Dachstübchen in der Marktgasse und saß über seinen Büchern mit der Zähigkeit eines Bauern. Mehr als zwei Jahre hatte er an seinen hundertundfünfzig Thalern gezehrt und an dem spärlichen Erträgnis einiger Privatstunden, die er den Kindern eines Kaufmanns erteilte und die ihm sein pfarrherrlicher Freund aus der Ferne verschafft hatte. Wie hatte er gespart und jeden Batzen zehnmal umgewendet, bevor er ihn aus der Hand ließ! Immer stand der eine seiner Füße auf Grund und Boden des Hungers und der andere nicht weit davon. Da gab es keine roten, vollen Backen; aber es ging leidlich, bis eine Katastrophe eintrat: der Kaufmann verließ die Stadt und ließ den Lehrer seiner Kinder brotlos zurück.

Mit kummervoller Seele zählte Wendelin an jenem Tage seine Baarschaft. Es blieben ihm noch elf Thaler. Jetzt hatte er keine Lust mehr zu fragen, was etwa die Welt kosten möchte, wie damals, als er von Steinhausen wegzog; er wußte nun, wie viel sich mit elf Thalern anfangen ließ. Jetzt galt es den Magen nach dem Geldsäckchen einzurichten! Wer dabei gut fuhr, das waren die Zähne, denen nun immer weniger Arbeit zugemutet wurde. Denn Wendelin hoffte

durch Sparen und Fasten seine Baarschaft so lange strecken zu können, bis neuer Verdienst sich einstellen würde, und er machte sich daran, Beschäftigung zu suchen. Aber nun stolperte er beständig über seine Linkheit. Der Bücherwurm war zu nichts tauglich, als etwa zum Erteilen von Unterricht, und nun fand er den Weg nicht in die Häuser, wo Privatlehrer ihr Brot finden können und verfiel auf niemand, der ihn richtig hätte weisen können. Wohl kannte er einige Leute in der Stadt, aber das waren arme Schlucker wie er selber, Leute vor denen sich die Thüren der Reichen nicht gern öffneten und deren Empfehlung wenig frommte. Von ihnen konnte er nichts erwarten. Und wenn er sich auch ein Herz faßte und eine fremde Thüre aufstieß, so schnarrte sie ihn so an, daß er alles Selbstvertrauen verlor; und wurde er dann vor den Hausherrn oder die Hausfrau geführt, so benahm er sich ungeschickt wie ein schüchternes Kind: sein Bückling belustigte, seine schäbige Kleidung tötete das Zutrauen und seine unsichere, stotternde Stimme vermochte es nicht wieder zu erobern. Jedesmal wenn er einen solchen Besuch gemacht hatte, sagte er sich beim Fortgehen: „O, was bist du für ein Tölpel, für ein Tölpel!“ Und er schämte sich, und dabei fiel von seinem sonst schon geringen Selbstvertrauen wieder ein Fetzen ab, dergestalt, daß er schließlich gar nicht mehr wagte, sich vorzustellen und oft, wenn er den Griff einer Hausthüre erfaßt hatte, zögerte und nicht zu drücken wagte und die Hand wieder sinken ließ, um unverrichteter Sache nach Hause zu kehren.

Das beste wäre gewesen, er hätte sich an seine Professoren gewendet. Aber die Kluft zwischen ihnen und ihm dünkte ihn so tief, daß er es nicht über sich brachte. Und dazu

kam seine ererbte bäuerische Verschlossenheit, die falsche Scham und der falsche Stolz: einen fremden Menschen in seine Not blicken lassen? ihm sagen: „Sieh', ich muß hungern!" Sich der Gefahr aussetzen, von einem andern mitleidig, vielleicht schadenfroh belächelt zu werden? Nein, nein, lieber dran zu Grunde gehen.

Hätten der Küferjörg und der Pfarrer noch gelebt, er hätte sich ohne Scheu an sie gewendet, die hätten seine Not mitgefühlt, das wußte er, aber sie waren ja beide nicht mehr, der eine lag im Friedhof zu Brachenwyl und der andere fern von der Heimat im Tessin und keiner konnte dem ungeschickten Heinz mehr raten. Auch der freundliche Seminardirektor war nicht mehr da, den hatten sie aus dem Lande verwiesen, wie man den Teufel austreibt.

Da war freilich noch sein Vater; aber der grollte ihm noch wie am Tage der Flucht und hatte die dargebotene Hand stets zurückgewiesen. Zudem steckte er ja selber beständig in der Patsche bis ans Kinn. Und wenn er auch seinem „verlornen Sohn" hätte helfen wollen und können, der hätte ihm die hohle Hand nicht hinhalten mögen. Nein, lieber verhungern, als von der Gnade leben!

Aber so weit war's ja noch nicht. Noch besaß er ein halbes Dutzend Thaler, noch konnte er ein Stückchen warten und trotzen und hoffen. Den Zimmerzins freilich hatte er am Ende des Monats nicht bezahlen können; aber der schreckliche Augenblick war ja schon vorbei: Frau Rellstab hatte sich vertrösten lassen, viel leichter, als er es erwartet hatte und hatte ihm sogar recht freundlich zugelächelt, mit ihrem jungen, blühenden Gesicht, fast so freundlich wie einst das Mütterchen.

So ging es denn weiter; aber es waren düstere Tage und auf jeden trüben Abend folgte ein noch trüberer Morgen. Das Studium stockte in Heinzens Dachstübchen, denn immer körperhafter schob sich zwischen die Augen und das Buch das Gespenst des Hungers, wie ein grauer Schleier, hinter dem die Buchstaben verblaßten und verschwammen und zu tanzen anfingen. Dazu kam das Quälen des mißhandelten Magens. Wie oft drückte Heinz die Faust unter den Rippen in den Leib, als hätte es gegolten, drinnen einen zu Tode zu drücken. O, dieses entsetzliche Hungergefühl, das er nie ganz zu stillen wagte, weil es ihm zu viel auf einmal verschlungen hätte! Wie oft ließ er es sich selber auffressen, um dann in einen stumpfen Halbschlummer zu verfallen. Und öffnete er die Augen wieder, so schwirrten davor gelbliche Figuren mit scharfen Rändern umher, die wie Mücken ihre Bahnen kreuzten und den Geist ängstigten.

Einmal stürzte er wie toll aus seinem Stübchen hinaus, nicht um die Schwellen der Reichen aufzusuchen, er fand den Mut nicht mehr dazu, sondern um das Gespenst, das schreckliche graue Gespenst zu fliehen, das ihm das liebste, was er hatte, seine Studien unmöglich machte. Und er eilte durch die Stadt, die Augen hütend, damit sie nicht in die Schaufenster flögen, nach den braunen Schinken und den in Reih und Glied hängenden Würsten, und nicht nach den gelben, löcherigen Käskeilen oder nach den flachen Scheiben der Äpfel- und Rahmkuchen, die verlockend zwischen den Broten und Wecken sich breit machten. Denn, wischten die Augen aus, so hätte der Magen es ihnen gleichthun wollen und hätte getobt und gerissen wie ein Hund an seiner Kette. Ein Glück, daß sich nun das Feld ausbreitete, das kahle

Winterfeld, das schlaftrunken seine Tracht Schnee erwartete. Aber auch da kommen die Augen nicht zur Ruhe, sie suchen und spähen und jetzt befehlen sie: „Links abgeschwenkt, mitten in den Acker hinein!“ Wie eifrig sie sind! Jetzt haben sie, was sie suchen: da schimmert es gelb zwischen den leicht gefrorenen Erdschollen hervor: eine Rübe ist's! Die Finger fahren wie Stoßvögel danach und graben das Kleinod heraus, die gleichen Finger, denen einst die Erde so verhaßt war, wie Gift der Zunge. Der Fund wird mit dem Messer notdürftig geschabt und schon hauen sich die Zähne darein, daß es knackt, und kalt gleitet es den Schlund hinab.

Aber der Leckerbissen bekommt ihm übel. Der Magen bäumt sich gegen die gefrorene süßliche Frucht. Wendelin, von großer Übelkeit halb gelähmt, wankt der Stadt zu. Da kommen ihm Tritte entgegen, es ist eine Mutter und ihr Kind. Das Mädchen bleibt stehen und sagt: „Mutter, sieh doch den Mann an, wie der spaßig[1]) läuft!“ Die Mutter faßt die Kleine bei der Hand: „Komm', Bertha, komm', es ist ein betrunkener Lump!“

Das Wort schnitt dem Burschen wie ein Messer ins Herz. So weit also hatte er es gebracht! Für einen Landstreicher, für einen Lumpen hielt man ihn! O, daß er Steinhausen verließ! Da hatte er wohl Haß, aber keine Verachtung zu ertragen, da hatte er nach der Arbeit doch genug, um sich den Hunger und den Durst aus dem Leibe zu treiben! Er ließ einen Blick über sich gleiten. Kein Wunder, daß man ihn mit Mißtrauen betrachtete: er hatte nie viel auf sein Äußeres gegeben; seit er aber an nichts

---

[1]) Seltsam.

mehr als an seinen Lebensunterhalt und an seine Zukunft denken konnte, hatte er sich arg vernachlässigt. Er sah es nun ein und empfand Widerwillen gegen sich selbst.

Und nun faßte er den Entschluß, gegen den er sich so lange gesträubt und gewehrt hatte, an dem er zu Grunde zu gehen meinte: er wollte wieder Schulmeister werden. Seinen Studien entsagen, zwei, drei Jahre, vielleicht auf immer! Er hing daran wie am Leben. Aber es half nichts! Der Bauernsohn Heinz war zu schwach, zu ungeschickt, um sich aus seinem Stande heraus zu arbeiten, in einen anderen einzudringen, wo das Leben gemächlicher und sonniger dahinfließt. — Noch selbigen Tages begab er sich in das Amtshaus, um anzufragen, ob nicht irgendwo im Lande eine Schulmeisterstelle frei sei.

Stecke dein Ziel hoch! Das Wort klang ihm wie Hohn in den Ohren, als das Portal dröhnend und die weiten Gänge des Amtshauses füllend hinter ihm zufiel. Stecke dein Ziel hoch! Er fühlte wie ihm die Wimpern feucht wurden und wußte nicht, sollte er sich freuen oder nicht, als ihm der Bescheid ward, es seien statt einer drei Stellen frei und er könne nur wählen. Es waren drei kleine Nester, eines unbekannter als das andere; Wendelin wählte aufs Geratewohl. Dann kehrte er in sein Dachstübchen zurück und fing an, seine Habseligkeiten zusammen zu raffen. Das war bald gethan: hätten nicht die Bücher der grünen Kiste einiges Gewicht gegeben, der Wind hätte sie fortblasen können.

Während des Packens quälte ihn ein anderer Gedanke: er hatte seit zwei Monaten die Zimmermiete nicht bezahlt und fürchtete, man werde ihn so nicht ziehen lassen. Als er den Deckel zugeworfen und den Schlüssel zweimal umgedreht

hatte, setzte er sich auf die Kiste, nahm den Kopf zwischen die Hände und sann auf eine schickliche Art, seine Freiheit zu erlangen. Da knarrte die Thüre und herein streckte sich ein noch jugendlicher Frauenkopf mit üppigem schwarzem Haare, roten, vollen Backen und gutmütigen freundlichen Augen: „Guten Abend, Herr Wendelin.“

Der Angeredete fuhr auf aus seinem Sinnen: „Ah, seid Ihr's? Guten Abend, Frau Rellstab!“

„Ich bring Euch da ein Häfelein mit Kaffee und Milch; ich hab' gleich beides zusammengeschütt't, 's wird Euch nichts machen, und hab' auch etwas Brot hineingebrockt. Es ist mir übrig geblieben und wollt Ihr es Euch schmecken lassen, soll's mich nicht reuen, es ginge mir doch zu Grunde. Ihr könnt mir das Häfelein wieder in den Laden bringen.“

Wendelin stand da und starrte sie an mit seinen eingesunkenen großen Augen. In seiner Brust fing der Unwillen an zu kochen, er hätte sie anfahren wollen: „Ich brauch' Euer Almosen nicht!“ Aber seine Zunge war wie gelähmt und seine Erregtheit fand nur Ausdruck durch die Hände, die bebten.

Frau Rellstab wurde ungemütlich bei diesem Anblick und ihre freundlichen Äuglein hörten auf zu lächeln. Mit schüchterner Geberde stellte sie den Topf auf den Tisch, legte einen Löffel dazu und verschwand dann durch die Thüre. Wendelin hörte, daß sie draußen noch ein Weilchen stille stand und horchte und hierauf langsam die Treppe hinunterstieg, etwas vor sich hinmurmelnd.

Da war er nun allein mit seinem Topfe, aus dem ein feiner Dampf aufstieg, der das Stübchen mit verlockendem Kaffeeduft füllte. Nun brach sein Mißmut aus: „O, die

Schande, die Schande! Sie hat gemerkt, daß ich hung're, und ich! wie einen Bettler laß' ich mich behandeln! Aller Stolz ist dahin! Pfui!"

Aber der Topf kümmerte sich nicht um diesen Zornausbruch, dampfte weiter in seiner bescheidenen Art und die Brotbrocken, die drin schwammen, dehnten sich wie Ratsherrn und schwollen an und guckten verführerisch aus ihrem gelbbraunen Tümpel: „Sei doch kein Narr!"

Wendelins Magen, der als echter Materialist seines Meisters Subtilität nicht verstand und sich überhaupt, da man ihn nun seit Tagen und Wochen so schlecht behandelt hatte, nicht mehr mit Phrasen und luftigen Prinzipien abspeisen ließ, fing nun an, seine Rechte geltend zu machen und zu toben wie noch nie. Heinz sah, daß er den verführerischen Topf entfernen müsse, um Sieger zu bleiben; er nahm ihn in die eine Hand und den Löffel in die andere und schickte sich an, das Almosen vor die Thüre zu setzen. Aber der gute Bursche hatte sich überschätzt: wie er den Topf in den Händen hielt, und sich die Finger dran wärmte, wie die Bauern zur Winterszeit am Kachelofen, und ihm der Geruch ohne Umschweife in die Nase stieg, da sank er stöhnend auf seine Kiste hin und unter Thränen verschlang er das erste Almosen, das er empfing.

Der Kaffee that ihm wohl, und nun kam auch der Mut, vor seine Hausmeisterin zu treten und sie zu ersuchen, ihn trotz seiner Schulden ziehen zu lassen: er würde sie zufriedenstellen, sobald er etwas verdient haben würde. Sie war immer so gut zu ihm gewesen, die Frau Rellstab, und hatte sie ihn auch jetzt gedemütigt und gekränkt mit ihrem Töpfchen und Löffel, sie hatte es sicherlich nicht so gemeint.

Wendelin nahm Löffel und Topf, stieg die fünf Treppen hinunter und öffnete die Thüre linker Hand. Es kam ihm ein satter Geruch von Schnupftabak, Seife, Käse, Muskatnuß entgegen. Rings an den Wänden des Raumes, auf Gestellen und in Glasschränken lagen oder standen die aufgespeicherten Waren, lauter gangbare Artikel, ein großer Segen: Zuckerhüte in violettem Papier, Säcke mit Kaffeebohnen, hier grünliche und gelbliche, dort geröstete braune, Seifen, gelb und weiß und gesprenkelt, Soda in großen weißen Töpfen, Käse mancherlei Art unter Glasglocken, fein gemahlener Zimmt in Büchsen, im Fenster zwischen Töpfchen und Gläsern die appetitlichen Kugeln der Orangen und Zitronen, und noch viele andere nützliche Dinge. Frau Rellstab stand in einer Ecke, Wendelin den Rücken wendend, und häufte Seifenwürfel zu einer mächtigen Pyramide. Sie hatte offenbar den Studenten nicht eintreten hören und unterbrach deshalb ihr halblautes Selbstgespräch nicht.

„Daß ich nicht früher drauf verfallen bin! Wie dumm ich war und meinte.... Aber jetzt soll er's anders haben, wenn er will — wie der Herrgott in Frankreich soll er's haben. Und warum sollt' er nicht?...."

Dann fing sie an, den Refrain eines damals beliebten Volksliedes zu summen:

„Wie mir das Leben mait,
Bin ich erst zwanzig Jahr!
Schön ist die Jugendzeit
O, immer, immerdar!"

Wendelin, der es für unschicklich hielt, ihre Unterhaltung zu belauschen, abschon er aus den abgerissenen

Brocken nicht klug wurde, stellte das Krüglein geräuschvoll auf den Ladentisch:

„Frau Rellstab, ich ....“

Die Spezereihändlerin fuhr zusammen und stieß mit den Händen so ungeschickt in die Seifenpyramide, daß diese umstürzte und die schlüpferigen Würfel auf dem Boden dahingleiteten, hierhin, dorthin, als wollten sie Versteckens spielen.

„Ei, wie dumm! Ihr habt mich fast erschreckt, Herr Wendelin!“

„Es thut mir aufrichtig leid, Frau Rellstab,“ sagte Wendelin, der fürchtete, seine Gläubigerin in üble Laune versetzt zu haben, „ich meinte nicht, ein Unglück anzustellen. Darf ich helfen....“

„Nein, nein, Wendelin, bei Leibe nicht, Ihr sollt mir nichts im Laden anrühren müssen, das ist recht für unsereins. Das hab' ich mir schon gesagt, mit dem Laden sollt Ihr....“

Wendelin ohne auf ihre Einrede zu horchen, griff nach den Seifenstücken.

„Aber, Herr Wendelin!“

Nun richteten die beiden die Pyramide zusammen auf; die junge Frau wurde dabei gesprächig und wußte viel, viel von ihrem Laden und ihrer Kundschaft zu erzählen: „Es ist eine kleine Goldgrube, Herr Wendelin, Ihr könnt mir's aufs Wort glauben; aber wir bedienten die Leute auch immer wie niemand in der Stadt. Mein Vater selig hat alleweil gesagt: „Jedem Kunden thue unten ins Säcklein Billigkeit und oben ins Säcklein Freundlichkeit!“ Und so hat ers gehalten und ist gut gefahren dabei und konnt' jedes Jahr ein schweres Sümmchen auf die Seite legen. „Ja, es ist ein

Goldgrübchen, Herr Wendelin.“ Dem Studenten wuchs der Mut, wie er sie so reden hörte: „Hat sie's so dick im Sack, so wird sie mit dem Zimmerzins schon ein wenig Geduld haben,“ dachte er. Als die Pyramide sich hoch an der Wand aufrichtete, faßte er sich ein Herz und sagte: „Frau Rellstab, ich kam herab, um Euch zu sagen, daß ich Euer Haus verlassen muß.“

Sie sah ihn erschreckt an: „Was? Ihr wollt fort? Gelt, Ihr seid krank? . . ich hab's wohl gesehen!“

„Nein, aber ich habe eine Schulmeisterstelle auf dem Lande angenommen. . . .“

„Ich hab' es doch immer gesagt: der Herr Wendelin sitzt zu fest hinter seinen Büchern, dann verleiden sie ihm und er geht!“

„Es ist nicht deswegen.“

„So bin ich schuld daran! nicht wahr ich hätte Euch früher etwas beispringen sollen, aber ich bin eben erst heut auf den Einfall gekommen, daß es so arg schlimm steht in Euern Taschen.“

Heinz schoß das Blut in den Kopf.

„Ja,“ sagte er, und meinte an den Worten zu erwürgen, „ja, zum Studieren gehört Geld und ich habe keins mehr, nicht einmal so viel, um Euch den Zimmerzins zu bezahlen. In einem Vierteljahr bekomme ich aber meinen ersten Gehalt und dann werd' ich mich schon an meine Schulden erinnern, Frau Rellstab!“

„Es ist mir nicht angst drum.“

„Ich danke Euch, daß Ihr mich wollt ziehen lassen, Ihr seid gut!“

„Aber um's Himmelswillen, warum wollt Ihr denn fort?“

„Ich hab's ja gesagt: ich habe keinen Batzen mehr!"

„Aber andere Leute haben!"

„Die behalten das ihrige für sich."

„Und wenn ich es Euch gebe?"

„Spaßt nicht, Frau Rellstab! ich könnt' es nicht ertragen!"

„Ich spaße doch nicht!"

In diesem Augenblick trat ein Kunde in den Laden; Frau Rellstab trippelte ihm entgegen und bediente ihn mit Freundlichkeit und wohl auch mit Billigkeit. Wendelin aber benutzte die Gelegenheit, um unvermerkt zu entwischen. Ihr Anerbieten kam ihm so unverhofft, daß er im ersten Augenblick meinte, sie scherze, und wie er seinen Irrtum einsah, da verstand er sie erst recht nicht: „Was führt sie im Schilde?" Wer unter Bauern in den armseligsten Verhältnissen aufgewachsen ist und drei Jahre in Steinhausen Schulmeister war, erwirbt den Begriff Edelmut erst spät und nur dann, wenn ihm der Himmel günstig ist; es kostet ihn Mühe, an die völlige Uneigennützigkeit einer Handlung zu glauben, wenn sie ihm in einer ganzen fremden Person entgegentritt. Beim Küferjörg hatte Heinz so etwas begriffen, der war ja seit dem ersten Schultage so lieb zu ihm, wie sein leiblicher Vater nie; aber diese Spezereihändlerin, zu der er fast noch kein anderes Wort gesagt hatte als: „Hier, Frau Rellstab, ist der Mietzins!" und aus deren Mund er noch wenig anderes vernommen als: „Danke, Herr Wendelin!" wie kam sie dazu, ihm das Geld zum Studieren vorzustrecken? Sie hatte ihm freilich immer ein freundliches Gesicht gezeigt; aber that sie denn nicht jedem etwas Freundlichkeit oben ins Säckchen?

Er begriff sie nicht. Sollte es wirklich Leute geben, die Fremden gegenüber nicht nur süße Worte auf den Lippen, sondern auch klingende Münzen auf der Hand haben?

Als Wendelin sich so den Kopf zerbrach und in seinem finstern Stübchen auf der Kiste saß, klopfte es an seine Thüre und herein trat Frau Rellstab mit einem Licht in der Hand.

„Ihr seid mir davon gelaufen, Herr Wendelin, und habt gemeint ich spaße. Aber es war mein Ernst und so Ihr es wollt, sorg' ich für Euch, bis Ihr mit dem Studieren fertig seid."

Wendelin richtete sich auf und sah ihr in die Augen: „Warum wollt Ihr das thun?"

„Ist es etwas böses, daß Ihr mich so anfahret? sagte die junge Frau kleinlaut; „ich thu's, weil ich's vermag und weil ich meine, es sei an Euch nicht schlecht angewandt?"

„Ich will mir's bis morgen überlegen."

Die Spezereihändlerin ging hinaus, sie wurde aus dem Burschen nicht klug und murmelte, als sie die Treppe hinunterstieg: „So hab' ich ihn mir nicht gedacht! Nein, so nicht!" Wendelin aber in der Finsternis stellte sich wieder die Frage: „Warum will sie das?" und mühsam kam er zu dem Schluß: „Es gibt, scheint's, solche Leute in der Welt."

Wie sich diese Erkenntnis Bahn brach, flackerte in ihm auf einmal wieder ein Funken Freude auf, der erste seit langen, langen Tagen: beinahe zwei Monate war er Student gewesen, ohne zu studieren, jetzt sollte es wieder werden wie zuvor, lustig und feurig in die Welt der Ideen hinein! dem Ziele zu, das er sich gesteckt hatte, hoch, hoch!

„Thut sie es nicht aus Eigennutz, werde ich es wohl annehmen dürfen, hab' ich mich doch beim Küferjörg auch

nie gefragt, und zurückerstatten werde ich es auch einmal können!“ mit dieser Überlegung warf er sich auf sein Bett und schlief vollen Töpfen, vollen Wangen und einer neuen schaffensfreudigen Zeit zu.

Die Spezereihändlerin sorgte für ihn wie eine Mutter: in seinen Schrank steckte sie neue Wäsche und einen stattlichen Anzug; auf den Tisch stellte sie große wohlschmeckende Schüsseln und rasch füllten sich seine hohlen Backen wieder und färbten sich rot. Und die gute Frau freute sich wie ein Kind, wie sie ihn so gedeihen sah. Ja, das schien ihr noch nicht genug. Eines Tages als Wendelin aus dem Kolleg zurückkehrte, erwartete sie ihn auf der Treppe: „Kommt nur hier herein, Herr Wendelin!“ Und sie führte ihn in ein freundliches, wohnliches Zimmer mit einem großen Kachelofen. „Macht es Euch von jetzt an hier bequem!“ Wirklich, da standen schon seine Bücher auf dem Gestell, und auf dem Tische lagen seine Hefte und im Schrank seine Hemden.

Heinz ließ es sich gefallen, denn er sah es ihr an den Augen an, daß sie es gern that und er schämte sich heimlich, ihren Vorschlag anfänglich so mißtrauisch aufgenommen zu haben. „Ich will es ihr einmal redlich vergelten, so wahr ich Heinz heiße.“ Und seine Brust füllte sich immer mehr mit einem wonnigen Gefühl: mit herzlicher Dankbarkeit, wie er meinte, und er ging nie am Laden vorbei, ohne den Kopf durch die Thüre zu strecken und ihr „guten Tag“ oder sonst ein freundliches Wort zu sagen!

So verstrichen der Christmonat, der Jänner und die erste Hälfte des Hornungs. An einem stürmischen Sonntagabend, als der Wind draußen um die Straßenecken pfiff und die Fensterscheiben mit Schnee und Regen bombardierte, saß

Wendelin nach dem Nachtessen noch ein Weilchen im Wohnzimmer seiner Wohlthäterin und plauderte und unterhielt sich mit ihr, so gut es ging. Es war ihm so wohl in ihrer Nähe, wie einem Kinde bei seiner Mutter, obschon sich mit ihr über nichts als die alltäglichsten Dinge reden ließ. Ihre Beschränktheit fiel ihm gar nicht mehr auf, denn ihre Herzensgüte verdeckte all ihre Mängel.

Sie erzählte ihm an jenem Abende von ihrem Mann selig. Er war ihr vor zwei Jahren gestorben, kaum zehn Monate nach der Hochzeit. War das nicht schrecklich? Und sie hatten einander so gut leiden mögen; denn er war ein herzensguter Mann! Wer hätt' ihn nicht auf den Händen getragen! Noch immer muß sie an ihn denken! Es ist gar zu schön, Mann und Weib zu sein, wenn eins das andere versteht.

Wendelin hat diese Dinge schon mehr als einmal gehört, aber er läßt sie plaudern, er hört ihr gerne zu, und wenn sie gar zu weitschweifig wird, schweifen auch seine Gedanken etwas in die Ferne, in die Zukunft: er fühlt's, er wird sein Ziel erreichen; noch ein Jahr oder zwei zähen Schaffens und das Schlimmste ist überstanden, und er weiß es: das Glück muß sich an seine Fersen heften, es muß! Wenn nur das gute Mütterchen drunten in Brachenwyl den Augenblick noch erleben mag! Dann soll ihm nichts mehr mangeln in seinen alten Tagen! Lebte doch der Küferjörg noch! was würde der für eine Freude haben, wenn er sähe, daß alles besser wird, als sie es sich zusammen in ihren waghalsigsten Träumen ausgemalt hatten!

Es war schon ziemlich spät, als Wendelin sich in seine Stube zurückziehen wollte. Wie er unter der Thüre stand

und der Hausherrin „gute Nacht" wünschte, rief sie ihn zurück:

„Herr Wendelin, ich hätte schon lang gern eine Bitte an Euch gestellt."

„Sprecht, Frau Rellstab, Ihr wißt, Ihr könnt von mir verlangen, was Ihr wollt, es ist mir nichts zu viel!"

„Als mein Vater selig noch lebte, hat er das Rechnen und Schreiben immer selber besorgt und zu mir gesagt, das sei nichts für Weibsleute, und nachher hat es mein Mann ganz gleich gehalten. So lernte ich vom Geschäft nur, was man im Laden braucht und habe nun zwei Jahre drauflos gehandelt, eingenommen und ausgegeben, bestellt und empfangen, wie's ging und kam und es mir gut schien, aber wie ich eigentlich stehe, weiß ich nicht. Wollt Ihr mir beim Rechnen und Aufschreiben ein Stündchen helfen?"

„Aber dünkt Euch nicht, Ihr thätet besser, einen andern. . . ."

„Seid Ihr nicht ein geschulter Mann? Und treu seid Ihr auch und verschwiegen, das trau' ich Euch zu!"

Wendelin wurde es plötzlich ungemütlich in ihrer Nähe, ihm war, er wittere Unheil und er hätte fast sagen können, welcher Gattung es sein würde.

„Muß es heute Nacht noch sein?"

„Es ist erst halb zehn Uhr, oder doch wenig darüber; in einem Stündchen ist alles gethan. Ihr seid ja gewohnt, lang zu wachen."

Wendelin folgte ihr in das anstoßende Zimmer, wo an der einen Wand das Bett der Witfrau, an der andern ein hoher, altertümlicher, fast schwarzer Geldschrank stand. Es war warm und behaglich in dem Raume, dem Studenten

aber schien, er trete in eine Backstube. Was hatte er nur? Und warum tauchte in ihm wieder jene Frage auf: „Was führt sie im Schild?“ Nun meinte er, die Antwort gefunden zu haben und es ward ihm zum ersten Mal zur Gewißheit, daß sein Herz sich an das unbedeutende Wesen angeklammert hatte; sein innerstes Gefühl aber rief ihm zu: „Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht! Das würde nicht gut!“ Er wäre gern entronnen, aber wußte nicht, wie es schicklich zu machen war. Es kam ihm vor, er sei im dichtesten Nebel.

Frau Rellstab zog ihr Geldtäschchen hervor, entnahm ihm ein Schlüsselchen, das sie im Schloß des Schrankes zweimal umdrehte; dann öffnete sie das Möbel, indem sie eine Klappe herunterließ, die nun als Tisch diente. Hierauf zog sie eine große Schublade heraus: „Das sind Quittungen und Rechnungen, die sollten auseinandergelesen werden.“ Sie schüttete den ganzen Inhalt auf den Tisch: es war ein kleiner Berg. Wie sie den Haufen überschaute, mußte sie lachen: „Ich hab' nicht geglaubt, daß ihrer so viele seien! Da brauchen wir ja einen ganzen Tag dazu!“ Und sie warf die Papiere wieder in die Schublade. „Aber etwas anderes können wir heut abend noch besorgen,“ sprach sie, eine andere Schublade ziehend. „Hier sind die Kaufbriefe, auf die mein Vater selig Geld geliehen hat und hier ist das Verzeichnis dazu; nun sehet nach, Herr Rechenmeister, ob alles noch hübsch beisammen ist und zählet mir das Sümmchen zusammen, damit ich weiß, was ich alles habe.“ Dies sagend schob sie den Studenten freundlich zum Tische. Wendelin gelobte sich, auf der Hut zu sein und fing seine Arbeit an, entfaltete die Papiere, las die Zahlen und notierte sie auf ein Blatt Papier; die Witwe beugte sich über ihn, ganz nah,

und er fühlte ihren Atem, der ihm warm über die Wangen strich, und er hob die Achsel in die Höhe wie zum Schutz.

Als die Kaufbriefe durchmustert waren und alles stimmte, zog die Witwe zwei neue Schubladen heraus; die waren gefüllt mit Schweinsblasen, in den Schweinsblasen aber blinkten hier gelbe Doublonen, dort weiße Thaler, man hätte ein Königreich dafür kaufen können. So wenigstens meinte der Bauernsohn, der von dem Glanze geblendet wurde. Einen solchen Reichtum hatte er noch nie gesehen, nicht einmal in seinen Träumen. Die Zahlen in den Kaufbriefen hatte er notiert, ohne sich dabei viel zu denken, obwohl ihm ihre Größe auffiel; hier aber hatte er greifbar vor sich, was dort nur Tinte war, und mit respektvollem Zögern fing er an, die klingenden Scheiben zu weißen und gelben Säulchen oder Türmchen zu häufen. Und wie die Münzen, wenn sie zusammenstießen, sich freundlich klingend begrüßten und im Ampellicht flunkerten und lachten, da meinte Wendelin, er sei König im Feenland.

Das Zählen des Geldes war ein Geschäft, dem auch Frau Rellstab gewachsen war; um es sich bequem zu machen, strich sie die Ärmel ihrer Jacke zurück und ließ ihre schönen, runden Arme herausquellen. Dann setzte sie sich neben ihren Sekretarius, und machte sich mit dem Gelde zu schaffen. Aber sie schien zerstreut zu sein und mehr als einmal stieß sie mit ihren Armen oder Händen so ungeschickt an die seinen, daß das Türmchen, das er eben gebaut hatte, der ganzen Länge nach hinstürzte. Das schien sie zu belustigen, denn jedesmal lachte sie hell auf, und was sie erst, wie es schien, nur aus Unachtsamkeit that, das fing sie nun an absichtlich zu verüben und weidete sich an dem verlegenen Gesichte des Studenten

und trieb es immer übermütiger. Ihre lustige Laune steckte allmählich auch Wendelin an; er vergaß das „Sei auf der Hut!“ und fing an, ihr auf die Finger zu klopfen, wenn sie seine goldenen Werke über den Haufen werfen wollte; bald waren die beiden in ihrem Übermut so weit, daß sie es auf einen kleinen Faustkampf wollten ankommen lassen, wer Herr am Tischchen sein sollte. Dabei muteten sie aber dem Möbel mehr zu, als es auszuhalten imstande war: die Witwe, um das Feld zu behaupten, stützte sich so stark auf die Klappe, daß die morschen Scharniere mit einem Knall brachen und die Münzen alle klingend sich im Zimmer verstreuten. Die Frau saß auf dem Boden und schüttelte sich vor Lachen, als der erste Schreck vorüber war.

„Ihr habt das Unglück angerichtet, Herr Wendelin, nun macht es wieder gut und richtet mich auf!“

Da er ihr gehorsamst willfahren wollte, machte sie sich schwer wie Blei, und Wendelin hätte sein Beginnen bald aufgeben müssen, wenn sie nicht mit ihm Erbarmen gehabt hätte: sie schlang ihre weichen Armen um seinen Nacken, wie er sich über sie beugte, und half ihm bei seinem Werk. Und sonderbar! wie sie sich so aneinander geklammert aufrichteten, näherte sich ihr Gesicht immer mehr dem seinigen und als sie aufrecht nebeneinander standen, fuhr Wendelin ein heißer Hauch entgegen: „Ich hab' dich gern!“ und er merkte wie ihre Lippen auf seinem Gesichte tasteten und seinen Mund suchten und fanden und sich daran festklammerten. Und er fühlte wie ihre Brust wogte und wie es darin kochte und wallte und die ganze starke Gestalt erschütterte. Er wußte wohl, daß er sich loswinden sollte und er wollte es auch, denn ihm ward angst. Aber es kam über ihn wie ein

Rausch; seine Arme, ohne um Erlaubnis zu fragen, schlangen sich um den starken Nacken des Weibes, seine Lippen erwiderten den Druck und seine Brust fing an der ihrigen entgegenzubrausen.

In jener Nacht versprach Heinrich Wendelin der Elisabetha Rellstab, geborenen Winkler, eheliche Treue. Es war am 16. Februar 183 . —

Der trübe Wintertag war schon lange angebrochen und der Student erhob sich immer noch nicht. Nicht daß er geschlafen hätte: seine Augen hatten sich die ganze Nacht nicht geschlossen und wild jagte ihm das Blut durch den Kopf. Erst wirkte der Rausch noch in ihm und der unerfahrene Bücherwurm, geblendet von dem Lichtstrahl, der in der stürmischen Winternacht in sein Dasein gezuckt hatte, versenkte sich mit süßem Schauer in das Geheimnis, zu dessen Erkenntnis man ihn gerissen hatte. Bald aber kam ein Umschlag; die Vernunft ward Meister über das Gefühl und schwang ihre Peitsche.

O du Thor, was kann sie dir werden, diese beschränkte Spezereihändlerin! Dieses Weib, blühend am Leib, aber verkümmert am Geist! Nun tummle dich durch's Leben, du Narr, mit Ketten an die Dummheit geschmiedet! Liebe sie, so lang du kannst! hebe sie empor zu dir, wenn du die Kraft hast! Und vermagst du's nicht, nun, so werde dumm wie sie, wenn du glücklich sein willst!

Wie ihn so die Vorwürfe geißelten und peinigten, stiegen vor ihm Rousseau's und Sokrates' Bilder auf und verließen ihn nicht mehr. Hündisches Leben! Ihm graute davor! „O, könnt' ich diese eine Nacht aus meinem Leben auskratzen!..." Er war unsäglich elend und weinte in sein Kissen.

Wie er ruhiger ward, fing er an auf Mittel zu sinnen, das Geschehene unschädlich zu machen; aber sein Geist wollte auf nichts verfallen. Der Gedanke, das Übel da anzuhalten, wo es war, die Kette, die ihn an die Dummheit band, mit einem Ruck zu zerreißen, kam dem ehrlichen Bauernjungen nicht. Einmal erwachte in ihm die Hoffnung: er wollte die Lisbeth bitten, ihm seine Freiheit wieder zu geben, das Band freiwillig zu lösen, und schon sann er auf Worte, die sie rühren sollten. Aber da fühlte er wieder den heißen, ungestümen Hauch ihrer keuchenden Brust: „Ich hab' dich gern!" und es wurde ihm klar, daß eines von beiden unendlich elend bleiben müsse, er oder seine Wohlthäterin, und er selbst mußte wählen, ein Wählen ohne Wahl! Der Tag graute durch die Fenster herein, unheimlich wie ein Gespenst; Wendelin wäre die Nacht, die alles verhüllende, lieber gewesen und er verkroch sich unter die Decke, um im Dunkeln zu hausen.

Es mochte etwa 10 Uhr morgens sein, als er schüchtern an seine Thüre klopfen hörte. Er fuhr zusammen: „Da ist sie!" Nochmals flog ihm die Frage durch den Kopf: „Soll ich sie bitten, mich ledig zu lassen?" Da hörte er wieder klopfen, vernehmlicher, und da er wieder schwieg, knarrte die Thüre leise und eine ängstliche Stimme, in der die Seele zitterte, fragte: „Heinrich, lieber Heinrich, was ist dir? bist du krank?"

Der Ton der Stimme rührte ihn; nein, er konnte ihr nicht wehe thun, ihr, der er vor ein paar Stunden Treue für's Leben versprochen hatte, der er so viel schuldete. Er streckte den Kopf hervor und die Lisbeth drückte ihre heißen Lippen auf seine Wangen, über die ihm Thränen liefen. Jetzt war es für immer entschieden.

Alle diese Einzelheiten schwebten wie Silhouetten an Professor Wendelin vorüber, als er 52 Jahre später nach dem rauschenden Bankett sinnend in seinem Zimmer saß. Jetzt wußte er, daß seine Befürchtungen begründet waren: Familienglück, den süßen Verkehr mit einem Wesen, das uns begreifen will und kann, das sich so innig mit uns verbindet, daß wir glauben, es sei in unserem Geiste eine neue, bis da verborgene Kraft erwacht, das uns nicht nur den Lebenspfad ebnet, sondern ihn aus der Ebene hinauf zur Höhe lenkt: all das konnte Wendelin nur ahnen, erfahren hatte er es nicht: er hatte ja keine Frau, er hatte eine Helotin, die ihn freilich liebte, wie eine Katze ihr Junges, die aber seinem Geistesleben so fern blieb wie eine Katze dem unsrigen, und für die er wenige Monate nach der Verheiratung bei bestem Willen nichts mehr empfinden konnte als Erbarmen. Aber er trug seinen Kummer mannhaft, und nie stieg in seiner Frau die Ahnung auf von dem Schmerz, von der nimmer ruhenden Sehnsucht, die ihr Mann in seiner Brust beherbergte. Und diese Qualen, anstatt im Laufe der Jahre abzustumpfen, wurden immer schärfer, und immer grausamer schnitten sie in die Seele: Wendelins Befürchtungen wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen, die Thorheit einer einzigen Nacht sollte nicht nur sein Leben vergiften und zerfressen, sondern auch das Mark aller derjenigen, die aus seinem Fleisch nach ihm kamen. Er erfuhr, daß die Dummheit sich unfehlbar vererbt, sicherer selbst als jene heimtückischen Verwüstungen der Lunge und des Gehirns, die unsere Spitäler und Narrenhäuser füllen. Wehe dem Haus, in dem sie einzieht!

Wendelin hatte zwei Kinder. Das jüngere, ein Mädchen,

starb nach kurzen siechen Lebenswochen; der Erstgeborene dagegen war kräftig gebaut wie seine Mutter, der er in allen Stücken nachschlug: er hatte ihre Stirne, ihre Backen, ihre Lippen, aber auch ihre gutmütigen Äuglein: er war ein guter, herzensguter Kerl, schade nur, daß er zu nichts rechtem taugen wollte, denn leider hatte er auch vom Vater ein Erbteil: die Unbeholfenheit. Er wurde zu einem Kaufmann in die Lehre geschickt, aber schon nach einigen Monaten kehrte er ins elterliche Haus zurück und meldete lächelnd, man habe ihm gesagt, es sei mit ihm nichts, aber auch gar nichts anzufangen. Nun versuchte man es mit einem Tischler, dann mit einem Gärtner und endlich mit einem Schlosser, aber er brachte es nirgends auf einen grünen Zweig: entweder fehlte ihm die Lust oder die Geschicklichkeit und meistens beides zugleich. Indessen vermochte ihm kein Mißerfolg das zufrieden lächelnde Gesicht zu rauben: Karl war für's Glück geboren.

So wurde er einundzwanzig Jahre alt und noch war er nichts. Da, als er eines Tages mit seinem Vater über Land ging, sah er auf einem Acker zwei Bauern, die auf dem Pfluge sitzend ihr Vesperbrot aßen. Der Anblick gefiel ihm: die Bauern, der junge neben dem alten, friedsam kauend, ohne Kappe, sogar ohne Weste: das mußte bequem sein! Vorn in den Strängen die vier Ochsen, je zwei nebeneinander, den Unterkiefer am Oberkiefer reibend und aus den Nüstern rasch verschwindende Dampfwölkchen in die herbstliche Luft blasend, sonst ruhig und gelassen wie Bilder aus Stein. „Vater, ich möchte auch so ein Bauer sein!" Er äußerte diesen Wunsch noch mehrmals: Der Bauernstand war der einzige, zu dem er mehr als einmal Lust zeigte.

Dem Professor mißfiel der Gedanke nicht, daß der Sohn zu der Scholle zurückkehren wollte, der der Vater entlaufen war, und er brachte Karl aufs Land zu einem erfahrenen Landmanne, dem Schwabenstoffel, wie man ihn nannte.

Der Bursche war wirklich zur Landarbeit ordentlich zu gebrauchen und wenn immer einer neben oder hinter ihm stand und sagte: „Karl, thu' das!" oder: „Karl, thu' dies!" so ging es ganz leidlich. Er scheute sich nicht wie einst sein Vater, mit den Händen in der Erde zu wühlen; im Mist zu stampfen oder mit dem langstieligen Schöpfer Jauche in rauschendem Bogen auf die junge Saat zu werfen, war ihm eine Lust.

Der Professorensohn mochte etwa anderthalb Jahre auf dem Bauernhofe zugebracht haben, als er an einem Sonntag Morgen unerwartet im Elternhaus einkehrte, sich vor den Vater stellte und lächelnd zu ihm sagte: „Ich will die Käther heiraten!"

„Was? Wen?"

„Die Käther?"

„Ja, wer ist denn die Käther?"

„Unsere Küchenmagd!"

„Unsere?"

„Ich meine Schwabenstoffels, des Meisters."

„Was kommt dir in den Sinn, Junge! Du kannst noch nicht heiraten, da muß man erst etwas sein, etwas gelernt haben und imstand sein, Brot zu verdienen für sich und seine Frau!"

„Die Käther kann auch schaffen!"

„Nein, nein, Karl, das geht nicht, du mußt noch ein paar Jahre warten, du bist noch zu jung, du bist ja noch ein Bub!"

„Nein, ich bin kein Bub mehr! ich habe einen Schnauz und will die Käther heiraten, ich hab's mit ihr ausgemacht."

Der Professor Wendelin ging am folgenden Tage nach dem Bauernhofe, um sich die Käther anzusehen. „Ist es ein rechtes Mädchen, wohlan!" dachte er bei sich.

Um in Schwabenstoffels Wohnstube zu gelangen, konnte man durch den Hausgang oder durch die Tenne und Küche gehen. Wendelin ging durch die Küche. Die Thüre war offen. Wie er die kleine hölzerne Treppe hinanstieg, sah er in dem Raume eine Gestalt bei einer kleinen Kufe knien und mit den Händen einen dampfenden Brei umrühren. Sie kehrte ihm den Rücken und zeigte ihm einen langen Nacken und darüber ein Köpfchen mit strohgelbem, spärlichem Haar. Auf ihrer linken Schulter saß ein junges Kätzchen, hielt sich im Gleichgewicht und guckte neugierig in den Brei hinab. Je mehr sich der Kopf senkte, um so mehr reckte sich das lange Schwänzchen in die Höhe. Als das Mädchen die Schritte des Fremdlings hörte, drehte es das Köpfchen herum; gleichzeitig kehrte sich auch das Kätzlein und strich ihr das weiche Schwänzchen um die Nase. Da fing das Mädchen zu lachen an, so unbändig und hell, daß die Teller und Becken auf den Gestellen, die Pfannen und ihre Deckel an den Wänden, die Trichter und Siebe, kurz die ganze Küchenherrlichkeit mit allem, was drin stand oder hing und einen Mund, eine Zunge oder Backen hatte, schallend mitlachte. Ja sogar der ernste Professor fühlte einen Lachkitzel in den Wangen. Während das Mädchen lachte, schloß es die hellen, fast farbenlosen Augen; unter der Oberlippe hervor streckten sich dabei die breiten, nach vorn stehenden Schneidezähne. Das war die Käther, Karls erste Liebe.

Der Professor ging an ihr vorüber, ohne ein anderes Wort als den üblichen Gruß mit ihr zu wechseln: er wußte schon, was er wissen wollte.

Mit dem Schwabenstoffel war er bald einer Meinung: der ließ sich leicht bestimmen, eine Magd, an der er kein besonderes Wohlgefallen zu haben schien, auf das nächste Ziel zu entlassen. Seinen Sohn wollte der Professor bis dann im elterlichen Hause behalten und meinte in seiner Einfalt, Karl und Käther würden sich bald wieder vergessen haben. Aber die Leidenschaft der Jugend liebt nicht die Wege des verständigen Alters: des Schwabenstoffels Küche soll oft ganze Tage kein einziges Mal gelacht haben, und der sonst so gutmütige Karl vergaß zu Haus auf einmal das ererbte freundliche Wesen, besonders in Gegenwart des Vaters; denn er wußte, daß der Widerstand nur bei ihm war, während das gute Herz der Mutter mit allem sympathisierte, was Liebe heißt, und dies nicht verbergen konnte.

Wen wird es deshalb wunder nehmen, daß an einem Abend Karl nicht beim Nachtessen erschien und nirgends im Hause aufzutreiben war! Die Liebe hat wahrscheinlich größere Thaten auf dem Gewissen, als einen Spaziergang von zwei oder drei Stunden beim herrlichsten Frühlingswetter, durch grünende Saatfelder, die mit dem Wind spielten und dabei dann und wann die Farbe wechselten, wie es bei Verliebten kommlich ist.

Als Käther an jenem Abend am Herde stand und Hafermehl in kochende Milch streute, um für die hungrige Dienerschaft das gewohnte Mus zu bereiten, hörte sie ans Küchenfenster pochen. Sie sah hin, freudig überrascht, denn es erinnerte sie an frühere Zeiten; da bemerkte sie ein

Näschen, das sich an die Scheibe drückte und aussah wie ein Batzen. Nun lachte die Käther wieder wie einst. Die Pfannendeckel und Tassen und Becken und Teller und Kessel erschraken erst ob der halbvergessenen Musik, fast wie ein träumender Schüler, wenn ihn der Schulmeister anfährt. Als sie aber die Stimme ihrer gellenden Freundin erkannten und merkten, daß diese guter Dinge war wie ehedem, da jubelten sie ihr zu und erklangen wie Glocken und Zimbeln.

Die Köchin sprang zur Thüre hinaus ins Freie. Das Habermus wollte es ihr nachmachen, hüpfte auf und schschsch sprang es aus der Pfanne. Ein Teil gleitete rasch am Herde hinunter, brach sich aber die Füße und kroch nun mühsam und träge auf dem Boden dahin, der Thüre zu, ohne sie zu erreichen. Der andere Teil fiel ins Feuer und auf die roten Kohlen und erhob ein entsetzliches Schreien und Zischen. Im Nu wurde die lachende Küche zu einer wimmernden. Das hörte die Bäuerin in der Stube und kam und sah, was geschehen war. Sie rief der Käther, und die Pfannendeckel wiederholten den barschen Ruf: „Kathrie!“ Umsonst! Entweder hörte die Käther es nicht, oder dann wollte sie taub sein.

Als sie nach einer Viertelstunde sich wieder blicken ließ und die Bäuerin wenig freundlich zu ihr sprach, lachte sie hell auf und hatte gleich das ganze Küchengeschirr wieder auf ihrer Seite, und je schärfer die Stimme der Bäuerin wurde, desto heller musizierte das Blech an den Wänden und auf den Gestellen, so daß die Meisterin es endlich vorzog, das Feld zu räumen.

Der Ausweg auf den Karl und Käther damals verfallen waren, blieb nicht lange ein Geheimnis. Als die Magd

Schwabenstoffels Hof verlassen mußte, ging sie schnurstracks in die Stadt, fragte nach des Professors Wohnung und zog die Glocke so derb, daß das ganze Haus zusammenfuhr. Karl schien ihre Art zu kennen, oder sie erwartet zu haben: wie eine Hummel fuhr er auf und davon, der Hausthüre zu. Seiner Mutter fiel das Gebahren auf; sie eilte ihm nach und fand das Paar Brust an Brust und Lippe an Lippe: „Das ist die Käther, Mutter!“

Sie musterte ihre zukünftige Tochter und dachte bei sich: „Etwas Apartes ist sie freilich nicht; aber es ist nicht so schlimm, wie der Heinz sagte, und wenn sie sich gern haben....“

„Darf ich sie haben, Mutter?“

„Ich denke wohl, aber wir müssen den Vater fragen, gehe mit ihr zu ihm, er ist im Studierzimmer.“

Der Gelehrte saß hinter seinen Büchern. Als er aufsah und den Besuch erkannte, verfinsterte sich sein sonst so mildes Antlitz:

„Laß' uns allein, Karl!“

Wie er mit dem Mädchen allein war, fuhr er sie an: „Was sucht Ihr hier, Käther?“

„Ich will den Karl haben!“

„Daraus wird nichts, schlagt Euch das nur aus dem Kopf!“

„Ich muß ihn haben!“

„Ich sage dir, du kriegst ihn nicht!“

„Und ich krieg' ihn doch!“

Dies sagend ließ sie ihren Blick langsam an sich heruntergleiten, wendete sich wie verschämt etwas ab und guckte dann mit schlaudummen Augen zum Professor hinüber. Dabei schlug sie, sei es aus Gewohnheit oder aus Verlegenheit,

ihr Gelächter an; aber es tönte nicht wie in Schwabenstoffels Küche: die Bücher und Scharteken waren eben weniger dumm und äffisch als die Pfannendeckel und Blechtrichter, und als die Magd sah, daß sie das gewohnte Echo nicht fand, verstummte sie und ließ wieder ihren Blick sprechen, fürchtend, das erstemal nicht begriffen worden zu sein.

Es wäre nicht notwendig gewesen; der Professor hatte sie gleich verstanden; der Ingrimm fing an in ihm zu kochen, seine Finger ballten sich zur Faust und in seinen sonst so friedsamen Füßen zuckte es kampflustig: er hätte auf das Weib losstürzen mögen. Aber was war zu machen? Die Heirat ließ sich nicht mehr vereiteln, im Gegenteil, man mußte sie emsig betreiben, um nicht Hochzeit und Taufe miteinander feiern zu müssen.

Das war ein schwerer Schlag für Wendelin. Er kaufte den beiden Leutchen einen kleinen Bauernhof — viel zu teuer wie es von ihm zu erwarten war — und ließ sie trauen.

Käther schenkte ihrem Mann ein halbes Dutzend Kinder, jedes Jahr eines: das ging so regelmäßig wie auf dem Acker Saat und Ernte. Alle starben bei der Geburt oder bald nachher, mit Ausnahme des zweiten, eines Bübchens, das Gottfried getauft wurde.

Gottfriedchen war etwa fünf Jahre alt, als sein Vater sich eines Tages in seinen besten Sonntagsrock steckte, nach Stock und Hut griff und den Weg nach der Hauptstadt einschlug. Fragten ihn die Bauern, die längs der Straße in den Wiesen standen und die zischenden Sensen ins Gras schlugen: „Wohin so eilig, Nachbar Wendelin?" so stand er still: „Ich muß heut das Mähen einstellen, sie weihen drin in der Stadt die Pferdebahn ein — Ihr habt ja wohl auch

davon gelesen — und da hat man mir geschrieben, ich möchte doch auch kommen!"

„So habt Ihr wohl was wichtiges dabei zu thun?" — „Wer weiß!" sagte Wendelin und schritt fürbaß. Fragte dann etwa ein Bube seinen Vater: „Was hat er denn bei der Einweihung zu schaffen?" so ließ der Alte seine Sense einen Augenblick in der Mahd stecken und lachte: „Nun, du siehst es ja! er will einen Narren feilhalten!"

In der Stadt angekommen, stellte sich Karl Wendelin auf das Trottoir und wartete und drehte den Kopf nach jedem ungewohnten Lärm. Endlich rollte der erste Wagen daher, er war mit Blumen und Kränzen geschmückt und das Volk begrüßte ihn mit kindlichem Freudengeschrei. Im Wagen saßen Männer mit Frack, Cylinder und weißen Handschuhen und schauten auf das Volk mit liebevoller Teilnahme wie Könige oder gar Götter. Das waren die weisen Stadträte, die Förderer des schönen Werkes. Karl Wendelin, der Bauer, verschlang all das mit den Augen; was hätte er darum gegeben, sich nur für fünf Minuten in die schwarze Götterversammlung eindrängen zu können!

Am Nachmittage wurden die Wagen auch dem Publikum zur Verfügung gestellt. Wendelin stand wieder auf seinem Posten und sah den Leuten zu, wie sie auf den fahrenden Wagen sprangen oder abstiegen, die einen gewandt wie Seiltänzer, die anderen plump wie Mehlsäcke. Wie lachte er, wenn einer beim Aufspringen seine Beine nicht recht zu regieren verstand und, an den eisernen Pfosten angeklammert, sich nachschleppen ließ, oder beim Absteigen das Gleichgewicht verlor, Kopf und Hände in der Luft herumwarf und allerhand komisches Zeug machte. „Wie kann man sich bei einer

so einfachen Sache so dumm benehmen!“ Karl machte sich das Ding in seinem Kopfe zurecht, und als wieder ein Wagen vorbeifuhr, trippelte er eilig auf ihn zu; aber seine Hände waren zu langsam und anstatt die eiserne Stange zu fassen, griffen sie in die Luft und Wendelin, ohne recht zu wissen, wie es zugegangen war, stand auf Händen und Füßen zugleich und das Volk machte schlechte Witze und lachte: „Seht, der Bauer will vor Freude auf dem Kopfe stehen!“

Dieser Mißerfolg that Wendelins Stolz nicht wohl, aber er ließ sich nicht abschrecken; bald tauchte die freundliche lächelnde Gestalt an einem anderen Orte auf, und nun gelang der Versuch. Wendelin fuhr eine Strecke weit in dem Wagen mit und guckte durchs Fenster und meinte, aller Augen seien auf ihn gerichtet: sein Selbstvertrauen schwoll wieder mächtig an. Als er sich einem Platz näherte, auf dem viel neugieriges Volk angesammelt war, stellte er sich hinten auf die Treppe, aber wie er den Absprung, den er so lange überlegt und im Geist schon so manchmal ausgeführt hatte, nun wirklich machen sollte, da verließ ihn die Besinnung und er that einen plumpen Sprung nach rückwärts. Schallendes Gelächter erhob sich aus der Menge, aber bald verstummte es, denn der Gefallene erhob sich nicht wieder. Man trug ihn bewußtlos vom Platze und einige Tage später verschied er im Hause seines Vaters.

Nach der Beerdigung nahm der Professor das Söhnlein Gottfried zu sich in die Stadt, um es zu erziehen. Käther tröstete sich bald über den Tod ihres Mannes und heiratete ihren Knecht.

Der Großvater erlebte an seinem Enkel Gottfried keine große Freude: er war ein ungelenker, schläfriger Bursche.

Nachdem man ihn mit Mühe durch die obligatorischen Kurse der Volksschule geschleppt hatte, nahm ihn ein Kaufmann, der mit dem Professor befreundet war, aus Gutmütigkeit in sein Geschäft auf, und von da an sah man Gottfried regelmäßig viermal täglich durch die Bahnhofstraße schlendern, im Sommer ein Stöcklein nachschleppend, im Winter die Hände in den Taschen verbergend. Wenn er sich am Morgen zum Gehen schickte, musterte die Großmutter seinen Rock, seine Halsbinde und seinen Hut, und war alles in Ordnung, sagte sie zu ihm: „So geh' jetzt, Gottfried, und sei recht freundlich mit den Leuten, Freundlichkeit kostet nichts und hält die Kunden warm!" Und er sagte regelmäßig darauf: „Ja, ja, Großmutter!" und ging. Er wußte aber wohl, daß er zur Freundlichkeit gar keine Gelegenheit hatte. Trat man von der Straße her in Spangenbergs Tuchladen, so stieß man auf einen langen Tisch, hinter dem zwei Angestellte in schwarzen Anzügen standen, freundlich grüßten und lächelnd Auskunft erteilten. Im Hintergrunde stand ein hochaufgeschossener Bursche mit unverhältnismäßig langen Armen und Beinen, mit einem kleinen, blonden Köpfchen, aus dem zwei winzige Äuglein blinzelten; die waren immer halb geschlossen, das linke mehr als das rechte, und man wußte nie genau, ob sie wachten oder schliefen, noch wohin sie zielten. Das war Gottfried Wendelin.

Wenn nun die Kunden ihre Wünsche angebracht hatten, tönte es vom Ladentische her: „Herr Wendelin, Cheviot, blau, Nr. 3! Cheviot, braun, Nr. 1! Kammgarn Nr. 3! Barchent Nr. 2! Bringen Sie Futterstoffe!" Und der Angerufene schlug seine Äuglein etwas auf, griff nach der Leiter, die er an die hohen Gestelle lehnte, schleppte die Tuchrollen

her und warf sie wenig freundlich auf den Tisch. Und waren die Kunden bedient, so hieß es: „Herr Wendelin, räumen Sie den Tisch ab! Aber was machen Sie denn! Sie . . . Gehört das denn dorthin? Sehen Sie nicht, daß es Barchent ist? Jetzt fällt der Mensch noch hin! Es ist nicht zum aushalten!“ . . . .

So wurde Gottfried 24 Jahre alt. An einem Sonntag Morgen, als der Professor beim Frühstück saß, kam sein Enkel auf ihn zu, hielt eine Zeitung in der Hand und, mit dem Finger auf eine Annonce deutend, sagte er: „Lies das, Großvater.“ — Wendelin sah hin und las: „Eine junge, kinderlose Witwe, mit einigem Vermögen und heiterem Charakter wünscht . . . .“ „Ja, was soll das, mein Junge?“

Da hub Gottfried mit weinerlichem Tone an: „Jetzt hat sich unser Buchhalter verheiratet, alle im Geschäft sind verheiratet, nur ich nicht und nun necken mich die anderen und sagen in einem fort, ich bekäme keine Frau, so einen nähme keine. Drum könntest du einmal anfragen, ob die da vielleicht mich nehmen wollte.“

„Fährt das Heiratsfieber auch in den!“ dachte der Professor und es ward ihm unbehaglich; und da er schwieg, hub der Enkel wieder an: „Willst du sie fragen, Großvater, oder soll ich es selber thun?“

„Nein, nein, laß’ nur mich machen, Gottfried! Du kannst ja nicht ohne Fehler schreiben und würdest mit deiner hakigen Schrift alles verderben!“

„Und wenn sie nichts von mir wissen will?“

„Dann ist nichts dran zu ändern!“

„Aber dann giebt’s wohl noch andere, nicht wahr?“

„O ja, geh’ jetzt nur, Gottfried, und laß’ deinen Großvater sorgen.“

„Hast du sie gefragt?“ war Gottfrieds erste Frage am Montag.

„Nein, noch nicht, du mußt dich etwas gedulden!“

Aber er geduldete sich nicht, sondern wurde immer eifriger in seinen Fragen, bis ihm endlich der Alte sagte: „Sie hat schon einen gefunden, du mußt es in den Wind schlagen!“

Das war ein großer Schmerz für Gottfried. Von da an machte er Jagd auf alle Zeitungen und fand er eine Heiratsannonce, zeigte er sie seinem Großvater und bat ihn, ja diese Gelegenheit nicht zu verpassen. Spangenbergs Angestellte hatten die Schwäche ihres Kollegen bald herausgefunden und steigerten seine Heiratslust durch allerhand Schelmereien, durch anonyme Briefe, ja sogar durch Zeitungsinserate. Es dauerte nicht lange, so war Gottfried in alle Frauenröcke vernarrt, und schielte ein Mädchenköpfchen auf der Straße nach ihm, weil ihm der sonderliche Bursche aufgefallen war, so stand er still und spähte ihm nach, und drehte es sich neugierig noch einmal nach ihm, so war er fest überzeugt, das Jüngferchen sei in ihn zum Sterben verliebt, und er hatte den ganzen Tag den Himmel im Herzen; sah ihn aber eine nicht an, so stellte er sich die Frage: „Wagt sie etwa nicht, dich anzusehen, weil du ihr gar sonderlich gefällst?“

Die Aufgabe des Großvaters wurde immer schwieriger. Er hoffte lange, den Jungen mit Worten abspeisen zu können, denn er hatte noch nie viel Energie an ihm entdeckt; aber er gewahrte bald, daß seine Liebesgrillen ihren harmlosen Charakter allmählich verloren. Gottfried ließ die Zeitungen Zeitungen sein und schlich nun häufig in die Küche, um

mit der Köchin zu plaudern und von ihr gehänselt zu werden.

„Sorg' ich ihm nicht für eine Frau, so macht er es wie sein Vater und hängt sich an die erste beste", sagte sich der Gewitzigte, „es ist besser, ich thu' ihm seinen Willen." Und wie er sich die Sache so überlegte, erwachte in ihm die Hoffnung, durch eine glückliche Wahl, die Dummheit, die in sein Haus eingezogen war, wieder vertreiben, ersticken zu können. Dieser Einfall war für ihn eine Erlösung aus schmerzlicher Qual, denn wie oft hatte ihn der Gedanke an den unaufhaltsamen Zerfall seines Hauses schlaflos gemacht. Hatte er nicht, um der Wissenschaft leben zu können, seinen Verstand mit der Dummheit vermählt? Hatte er nicht seine Nachkommen des Geistes beraubt, um den seinigen leuchten zu lassen? Sah er seinen Enkel mit dem blöden Gesichte, so hatte er das Gefühl eines Diebes, der sich reich, aber dafür einen anderen zum Bettler gemacht hat. Wäre es möglich, seine Familie wieder zu erfrischen und so die Schuld, zum Teil wenigstens, zu tilgen? Aber wo eine finden, die dazu taugte? Gottfried mit einem gescheidten, gebildeten Mädchen zu verbinden, war unmöglich; hätte sich auch eines dazu bewegen lassen, es wäre zum Tod unglücklich geworden und des Alten Gewissen hätte eine neue Last zu tragen gehabt.

Nein, Gottfrieds Frau mußte unter denjenigen gesucht werden, an deren Wiege die Armut gesessen und sie gelehrt hatte: „Geld vor allem!" die einen Geldsack nicht verschmähen, auch wenn er der Dummheit an den Rock genäht ist.

Der Professor suchte nach Mädchennamen und Mädchen-

gesichtern; aber der wie eine Eule einsam lebende Mann fand in seinem Gedächtnis nichts, was seinen Plänen entsprochen hätte. Da kam ihm ein erlösender Gedanke. Er ließ in der Zeitung verkünden, daß er ein Zimmermädchen von 20—25 Jahren suche.

Die Frau Professor war nicht wenig erstaunt, als an einem Nachmittage fast gleichzeitig etwa zehn Mädchen die Hausglocke zogen. Sie wollte ihren Mann zur Rede stellen, der aber gab ihr zu verstehen, sie möchte ihn in dieser Angelegenheit gewähren lassen; da ging sie kopfschüttelnd hinweg und dachte bei sich: „Wie der Heinz in seinen alten Tagen wunderlich wird! was versteht der von einem Mädchen, die dümmste kennt sich ja besser aus als er.“

Der Professor nahm die zehn Mädchen ins Examen, prüfte sie aber begreiflicherweise nicht auf die Geschicklichkeit ihrer Hände, sondern ihres Kopfes. Dann nahm er dasjenige in seinen Dienst, das ihm den saubersten Verstand und einen gesunden Leib zu haben schien; die anderen entließ er. Die Ausgewählte beobachtete er nun zwei, drei Wochen, sah nach, ob sie die Dinge mit Verstand anpacke, ließ sich oft mit ihr in ein Gespräch ein und plauderte mit ihr über hundert Sachen; und schickte er sie in die Stadt, um Einkäufe zu machen, mußte sie schnell ausrechnen, wie viel er ihr mitzugeben habe, und kam sie zurück, so ging das Schulmeistern von neuem an. Bald bemerkte er, daß er der Liese die Zukunft seines Hauses nicht anvertrauen durfte, und wieder verkündete er durch die Zeitung, er brauche ein Dienstmädchen. Das zweite, das er wählte, war noch ungeeigneter als das erste und auch zu dem dritten konnte er kein rechtes Zutrauen fassen. Da er trotz fragen und exami-

nieren es stets schlecht getroffen hatte, nahm er das viertemal das erste beste und die Wahl war glücklich.

Das Mädchen war keine Schönheit, aber es hatte eine schöne breite Stirne, kluge, offene Augen und war stark gebaut. Er beobachtete es nicht nur zwei, drei Wochen wie die anderen, sondern zwei, drei Monate und es gefiel ihm immer mehr. Es hatte nicht nur einen gesunden Verstand, sondern auch Gemüt und einen aufrichtigen geraden Sinn. Das war die Rechte, die sollte sein Haus vor dem Zerfall retten; konnte es eine, so war sie's! Sein ehrliches Gewissen sagte ihm zwar jeden Tag und immer eindringlicher: „Beim Himmel, es ist schade um das Mädchen!" aber er suchte es zu beschwichtigen: „Bertha ist eine Waise, arm wie eine Kirchenmaus und steht mutterseelenallein in der Welt: wer weiß, was das tückische Leben ohne mich aus ihr machen würde? Ich gebe ihr Wohlstand, einen warmen Herd und einen Tisch, unter den sie die Füße strecken kann. Ist denn der Handel so ungerade? Aber wenn er mit seinen Gründen zu Ende war, hörte er immer den alten Kehrreim: „Es ist jammerschade um so ein Mädchen!" So kam es, daß er keine ungetrübte Freude empfand, als eines Abends sein Enkel verlegen vor ihn trat und, ihm die Achsel zukehrend, sagte: „Du könntest mir die Bertha zur Frau geben." Wie er dem Mädchen Gottfrieds Begehren mitteilte, stotterte er bei jedem Wörtchen und die Schamröte stieg ihm bis unter seine weißen Locken.

Bertha glaubte erst, er scherze, und nur das ernste ungewöhnliche Aussehen des Greises hielt ihrem klingenden Lachen den Schlagbaum vor. Den Gottfried heiraten? Nein, so ein Gedanke war ihr noch nie gekommen! War denn der

auch zum Heiraten da? Sie hatte den alten Herrn herzlich gern; hätte sie ihm sonst eine Bitte abschlagen müssen, es hätte sie ganz unglücklich gemacht; aber in diesem Falle brauchte es für sie keine Besinnung: den Gottfried heiraten! Wer trinkt denn aus einem Tümpel, wenn er aus einer Quelle schöpfen kann? Wer legt sich in die Dornen, wenn daneben Gras wächst? Sie sagte nein.

Der Professor wagte nicht sie anzusehen und erwiderte kein Wort. Zu sich aber sagte er: „Ich sah es voraus, ich kann ihr nicht böse sein. Schäme dich vor ihr, alter Kuppler!“

Und er nahm sich vor, seine eigennützigen Pläne aufzugeben. Aber Gottfried, der wohl gemerkt hatte, daß sein Großvater diesmal seinem Projekte geneigt war, wurde nun ein unermüdlicher Quälgeist und lag dem Alten in den Ohren, wo immer er ihn erwischte: „Wann giebst du mir die Bertha? Du mußt sie mir geben, sonst nehme ich sie selber; das könne ich, hat unser Buchhalter gesagt. Und thust du es nicht, so mach' ich am Ende ein Loch ins Wasser, wie die Pauline im Schlossergäßchen, und dann kannst du auch greinen wie der Spengler und seine Frau!“

Diese Drohung, die fast täglich wiederkehrte, machte wenig Eindruck auf den Alten, der wohl bemerkt hatte, daß seinem Enkel das Leben trotz der Liebe werter war als eine Schürze; aber der Gedanke, sein Haus zu erfrischen, zu retten, tauchte in seinem Geiste immer wieder an die Oberfläche auf und folterte ihn Tag und Nacht. Er schlief nicht mehr und seine Frau fragte ihn manchmal ängstlich: „Was stöhnst du so, Heinz? Du weckst mich ja! Bist du krank, daß du dich so wälzest im Bett?“

So trieb er es etwa drei Wochen. Da faßte er sich ein Herz und wiederholte Bertha seine Vorschläge, diesmal in wohlbereiteter Rede die praktischen Seiten hervorhebend.

Bertha sagte wieder nein, so bestimmt wie das erstemal; aber die Vorspiegelungen des Alten verfehlten doch ihren Zweck nicht ganz: das drittemal schnalzte sie ihr Nein! weniger vertrauensselig als früher und fühlte eine heimliche Angst in der Brust, wie sie inne ward, daß ihr das Wörtchen nicht mehr von der Zunge fliegen wollte wie zuvor. Das zwanzigjährige Mädchen kannte die Welt und das Leben noch nicht. Was wußte es von dem, was einen wahrhaft glücklich zu machen imstande ist? — Das viertemal ging es den Handel ein.

Der Professor rief seinen Enkel herbei, und sagte zu ihm mit leicht bebender Stimme: „Dank' ihr, Friedli, sie will dich nehmen!“ Gottfried sah sie wortlos an mit seinen kleinen, halbgeschlossenen Augen und lächelte und wiegte sich dabei vor Bertha auf seinen langen Beinen hin und her. Bertha barg ihr Gesicht in der Schürze und schluchzte. Der Alte aber schlich hinweg, wie einer, der etwas gestohlen hat.

Von dieser Stunde an hatte er keinen ruhigen Augenblick mehr; er hatte einen Menschen geopfert in selbstsüchtigen Plänen, er fühlte es wohl, und das Gewissen zog an ihm und beugte seinen einst so geraden Rücken und verwirrte seinen einst so klaren Blick. Als man bald nach Gottfrieds Hochzeit die alte Frau Professor in einen Sarg betten mußte, da hätte ihr Mann viel darum gegeben, wenn er den Platz mit ihr hätte tauschen können. Die Leute aber,

die dem Sarge folgten, sagten: „Er thut's auch nicht mehr lange."

Bertha faßte ihre Aufgabe an mit dem Mute eines tapferen Weibes, das sie war; sie verstand es meisterlich, ihren Gottfried zu regieren und es war zuweilen, als ob sich seine blinzelnden Äuglein etwas öffneten, als ob seine langen Beine mehr Halt und Sicherheit bekämen und sein Rücken, der sonst einem Schilfrohr glich, steifer würde. War sie glücklich? Nein, so durfte man nicht fragen; aber war sie zufrieden mit ihrem Lose? Wie oft stellte sich der Alte diese Frage, aber nie entdeckte sein ängstlich forschender Blick in dem ihrigen eine stumme Anklage.

Gottfried und Bertha waren etwa zwei Jahre Mann und Frau, als sie mit einem Kinde beschenkt wurden. Es war ein Knäblein.

Als am Morgen nach der Geburt Gottfried in die Wohnstube trat, fand er seinen Großvater neben der Wiege des Kleinen sitzen und so sehr in den Anblick vertieft, daß er den Vater gar nicht zu beachten schien und ihn erst beglückwünschte, als er knurrte: „Das ist mein Bube, Großvater!" als hätte er gefürchtet, der Alte wolle ihm denselben streitig machen. Und wieder setzte sich der Professor an die Wiege und sein Auge ruhte forschend und fragend auf dem kaum zum Leben erwachten Säugling. Was regierte da in seiner Brust? Das Hoffen oder das Bangen?

Jetzt war das Knäblein, was alle Menschen am ersten Lebenstage sind: ein Klümpchen rötlichen, sich kaum rührenden Fleisches; was aber sollte daraus werden? Eine Rechtfertigung? oder die Bestätigung einer Schuld und zugleich deren Strafe? O, gerate, gerate, du teures Stücklein Fleisch!"

Der Alte betupfte mit dem Finger sorgfältig den Schädel des Kindes und vergewisserte sich, daß die Nähte noch weit offen waren und freute sich der Thatsache. Gottfried, der eifersüchtige Vater, sah all das mit mißtrauischen Augen an und um den Alten zu vertreiben, setzte auch er sich an die Wiege; aber der Lästige wich nicht.

So saßen die beiden sich schweigsam gegenüber; der eine unwillig über die Wiege weg blinzelnd, der andere aber in dieselbe hineinschauend, nachdenklich, wie einer der eines Rätsels Meister werden will. So saß der Alte nun oft stundenlang.

Einmal kam ihm der Einfall, man müsse das Knäblein mit einem anderen gleichen Alters vergleichen, um seine Entwickelung richtig beurteilen zu können. Er ließ deshalb nach einem Säugling suchen, der in der gleichen Wochen zur Welt gekommen wäre, wie sein Urenkel. Statt eines fanden sich zwei in seinem Quartiere. Es währte nicht gar lange, da hatte der sonst ungesellige Mann mit den beiden Familien Beziehungen angeknüpft und eines Tages gelang es ihm, eines der Kleinen in seine Behausung zu bringen. Das war ein Examinieren und Begucken, ein Trippeln von einem der Kinder zum anderen! Und alle, die es sahen, schüttelten den Kopf und wurden nicht klug. Der Alte war zufrieden mit dem Ergebnis der Vergleichung: die Kinder, die nun etwa fünf Monate alt waren, schienen alle fast ganz gleich entwickelt zu sein, ihre Köpfe hatten die gleiche Größe, der Ausdruck der Augen war wohl der nämliche, hier wie dort.

Nun kam die wichtige Zeit, da allmählich der Geist in die unbeholfenen Leibchen einziehen, sich ein Seelchen in die Äuglein einnisten sollte. Wann kam das erste Lächeln auf

das Mündchen? wann das erste Thränchen ins Auge? Wendelin hatte für nichts mehr Sinn als für seinen Urenkel, für seinen Heinzi. Denn man hatte das Knäblein nach ihm getauft. Am Morgen wollte er bei seinem Erwachen, am Abend bei seinem Einschlafen sein, und fehlte dem Kleinen etwas, so war sicherlich der Alte der erste, der es bemerkte. Er hatte stets sein Notizheftchen bei der Hand und alles, was ihm auffiel, das schrieb er nieder. Und saß er an der Wiege und fühlte um sich das geschäftige, stille Wesen der jungen Mutter, dann sah er wohl von dem kleinen Gesichtchen auf nach dem ihrigen und stellte sich die Frage: „Gleicht er ihr oder ihm? Von wem hat er die Augen? von wem das Mündchen?“

Jede Woche ging er einmal zu einem der beiden anderen Knäblein oder wußte ihre Hüterinnen in sein eigenes Haus zu locken und musterte und verglich und die Leute sagten: „Der alte Wendelin wird ganz kindisch.“ Und ebenso trieb er es auf den öffentlichen Spaziergängen, wo die weißgeschürzten Kindermädchen die zierlichen Wägelein schoben oder die molligen Kissen wiegend auf den Armen trugen. Der komische Alte war bald allen bekannt und sie fingen an allerlei Schabernack mit ihm zu treiben. Er achtete nicht darauf, denn er hatte an seinen Heinzi und an sich zu denken, und er hatte zudem ein böses, böses Kind zu geschweigen: sein Gewissen, das er jeden Augenblick schreien hörte und das ihn nie zur Ruhe kommen ließ.

Heinzi war ein Jahr alt geworden und fing schon an im Zimmer herum zu rutschen und zu watscheln und lächelte, wenn man mit ihm spielte und gerade trieb, was nach seinem Geschmacke war. Unterschied er sich von den beiden anderen

Kindern? Auch sie rutschten, auch sie watschelten und lächelten und im Schreien hatten sie's wie er zur Meisterschaft gebracht. „Alter Kerl, wenn es gelungen wäre, das Experiment! O gerate, du teures zappelndes Klümpchen! gerate!" In Wendelin ward die Hoffnung Regent und richtete ihm den Kopf wieder auf.

Nun sollte das Knäblein beginnen, Sprachversuche zu machen, und wirklich, der Anfang war ja da, schon ließ es sein „mäm" hören! War das ein Wort oder war's keines? Mutter und Urgroßvater waren nicht einer Meinung. „Nun, warten wir ab, bis ein unzweifelhaftes folgt!" Aber die Wochen vergingen und dieses Wort kam nicht. Es war ein Trost, daß die beiden anderen Knäblein auch nicht sprachen.

Einst als der Professor einem der Altersgenossen seines Heinzi einen Besuch machte, hörte er, als er durch die Thüre trat, aus einer Ecke des Zimmers den unbeholfenen Ruf: „pap! pap!" und die Mutter des Kleinen kam dem Professor freundlich entgegen: „Unser Bubi plaudert!"

Dann zu dem humpelnden Kleinen gewendet: „Bubi sag': Mama! Bubi sag': Pap!" Und mit einem leichten Stoß brachte der ob seiner Leistung selber fast erstaunte Kindermund sein „mam!" und „pap" hervor.

Der Professor kürzte seinen Besuch ab; der Boden brannte ihm unter den Füßen. So schnell als ihn seine wackelig gewordenen Füße tragen konnten, kehrte er nach Hause zurück. Mitten in der Stube saß Heinz und neben ihm kniete Bertha und spielte mit ihm. Der Alte hob das Büblein auf, drückte es an seine Brust und dabei fielen die Thränen aus seinen Augen und benetzten das Gesicht des Kindes, so daß es zu heulen begann.

„Was ist Euch, Großvater?“ fragte Bertha besorgt, erhielt aber keine Antwort.

Am folgenden Tage nahm der Professor Heinzi auf die Knie und sprach ihm „Mama“ und „Papa“ vor, so deutlich, als es seine welken Lippen vermochten. Umsonst! Man sah, es ward ihm unheimlich bei dem eintönigen Gesange und bald brach er in Geschrei aus. Neue Versuche hatten den gleichen Mißerfolg: „Mäm“ war alles, was in seinem Munde Wortform annahm. Bertha, die Befürchtungen des alten Mannes erratend, folgte seinem Beispiele und fing auch an zu sprachmeistern, wenn er nicht zugegen war, hoffend ihm eine Überraschung zu bereiten.

Einige Wochen hatte der Alte seine sonst so regelmäßigen Kinderbesuche unterlassen, wohl aus dem gleichen Gefühle, das manchmal Kranke abhält, zum Arzte zu gehen: aus Furcht, die Wahrheit zu erfahren. Endlich aber trieb ihn die Neugier. In beiden Stuben traf er ein stolperndes, aber doch munteres und unermüdliches Geplauder, zum Teil verständlich, zum größeren Teil unverständlich; gleichviel, es war Geplauder, menschliche Sprache, Regung der werdenden Vernunft. Und sein Heinzi, mit seinem einförmigen „mäm! mäm!“ O, es that ihm in der Seele weh! Und dann die Augen der beiden Plauderer! wie hatten sich die verändert in den paar Wochen! Die sagten noch viel mehr als die ungelenken Mäulchen: ja, da hatte sich etwas hineingenistet.

Heinzi ward zwei Jahre alt und noch war „mäm“ sein ganzer Wortschatz. Zu der Zeit befiel ihn die erste Kinderkrankheit, eine heftige Halsbräune, von der er nur sehr langsam genas. Als des Kleinen Leben außer Gefahr war, beschlich den Urgroßvater eine Art heimlicher Freude

bei dem Anblicke des fast ganz zerfallenen Körperchens, eines jener Gefühle, deren man sich schämt, die man keinem Menschen, sich selber nicht, in ihrer garstigen Nacktheit zeigen möchte: jetzt konnte er das geistige Siechtum des Knäbleins zum Teil wenigstens der Krankheit aufs Kerbholz schreiben, einem Umstande also, an dem er selber keine Schuld trug. Und er tröstete Bertha, wenn ihre Blicke mit Besorgnis an ihrem Lieblinge hingen: „Ängstige dich nicht, Kind, ist er einmal wieder erstarkt, dann wird er auch zu sprechen anfangen, das kommt dann auf einmal, gieb nur Acht! man hat schon viele solche Beispiele gehabt."

Heinzi erholte sich nach und nach, aber mit dem Sprechenlernen hatte er es immer noch nicht eilig, und sonderbar, während der Krankheit hatte sein Gesicht eine auffällige Ähnlichkeit mit dem seines Vaters angenommen: der gleiche schlaffe Mund, die gleichen trägen, halbgeschlossenen Augen. Der Alte konnte sich nicht mehr belügen: er hatte sein Spiel verloren! Nun war seine ganze Energie gebrochen, er schlich wie ein mürrischer Schatten im Hause herum, nirgends Ruhe erhaschend, an nichts mehr Freude empfindend und fast so wortkarg wie sein Urenkel. Einmal noch zuckte die Hoffnung in ihm auf, als Bertha mit strahlendem Gesichte in sein Studierzimmer drang und rief: „Jetzt hat er ‚Mama' gesagt!" Der Alte trippelte ihr nach in die Wohnstube, um das Wunder auch zu hören; aber der Kleine war eigensinnig, und ließ sich durch nichts bewegen, sein Wissen auszukramen. Der Professor sah in seine zum Sehen zu trägen Augen und verließ dann die Stube mit einem tiefen Seufzer. Wohl lernte das Büblein nun nach und nach etwas plaudern; den Alten aber vermochte nichts mehr zu täuschen: die Dummheit hatte gesiegt.

Der geprüfte Greis sollte des Unglücks noch mehr erfahren. Gottfried war seit einiger Zeit ein ganz anderer geworden; er hatte angefangen seine Frau schlecht zu behandeln, sie zu schmähen, ihr sogar mit den Fäusten zu drohen, wenn sie nicht seiner Meinung oder besser seiner Laune war. Wer hätte geglaubt, daß der schlaffe Schlauch so viel Galle fassen könne!

Es dauerte lange, bis der alte Wendelin die Veränderung gewahrte, denn er hatte keine Augen mehr für die Dinge um ihn. Von Bertha erfuhr er es nicht; die wehrte sich tapfer und brav, und was sie nicht abwehren konnte, ertrug sie mit Geduld. Einst aber polterte Gottfried so laut, daß sein Großvater, der in seinem Studierzimmer saß, hätte taub sein müssen, um ihn nicht zu hören. Er erhob sich, um nachzusehen, und wie er vor die Stubenthüre kam, hörte er, wie es drin kreischte: „Du mußt mir das Haus räumen, das verspreche ich dir .... du bist ja nur eine Magd, ein Küchenwisch! .... Ich hätte keine Magd nehmen müssen, ich! .... Wenn du noch schön wärest .... aber so eine .... Ich könnte jetzt noch zehn haben, zehn auf einmal, hörst du's? und keine Küchenwische. ... Aber ich will dich los werden, dich ... dich ... dich! ..."

Hätte man die Nachbarsleute gefragt, sie hätten den Grund dieses Betragens schon lange angeben können.

Jeden Morgen, wenn Gottfried an die Arbeit ging, stand er unten in der Froschgasse vor einem Bäckerladen still, pochte an den Schalter und ließ sich eine Semmel reichen, die er dann um zehn Uhr in einem müßigen Augenblicke verzehrte. Nun war vor einiger Zeit ein neuer Bäcker in das Haus gezogen; der hatte eine Tochter, die war lieblich

anzusehen und mußte vom Morgen bis zum Abend am Schalter sitzen und der Straße ihre rosigen Backen, ihre glänzenden Zähne und ihre runden Arme zeigen. Es währte nicht lange, da that eine ganze Schar junger Leute, wie Wendelin seit Jahr und Tag zu thun pflegte, und wenn zwei von ihnen vor dem Laden zusammenstießen, so waren sie immer einer Meinung: nirgends kriege man bessere Semmeln und Brezeln und Kuchen als beim Bäcker in der Froschgasse. Die Schwäne und Enten aber im nahen Teiche meinten, die Stadt sei närrisch geworden, denn sie schwammen seit einiger Zeit in einem unheimlichen Segen von aufschwellenden Semmelbrocken, so daß ihre Schnäbel mit der Arbeit nimmer fertig wurden, der eine oder andere sich den Magen verdarb, mißmutig ward und sich das Auswandern vornahm.

Gottfried Wendelins halb geschlossene Augen waren nicht so blind, um die runden Arme und roten Backen zu übersehen, besonders die runden Arme. Und merkwürdig! früher hatte er sich nur für den Morgen eine Semmel erstanden, jetzt fiel es ihm ein, der Nachmittag sei nicht weniger lang als der Vormittag. Von da an klopfte er täglich zweimal ans Fensterchen.

Das Bäckermädchen hatte eine freundliche Art und liebte zu schwatzen. Es fing an mit: „Guten Morgen, mein Herr, was beliebt?“ Bald nachher klang es wie ein Glöcklein durch das halbkreisförmige Fensterchen des Schalters: „Nicht wahr, Sie wünschen ein Semmelchen, mein Herr?“ Tags darauf: „Da ist Ihr Semmelchen schon, mein Herr! Dürfte ich fragen, wie ich zu Ihnen sagen darf? Ich nenne die regelmäßigen Kunden gerne beim Namen! . . . . Leben Sie recht

wohl, Herr Wendelin!" .... „Ei, Sie kommen ja heute früher als sonst, Herr Wendelin! Da hab' ich für Sie ein ganz warmes Semmelchen, das haben wir extra für Sie gemacht!" .... Und so ging es weiter, immer vertraulicher. Was das Mädchen aus Geschäftsinstinkt that, erschien dem einfältigen Burschen als besondere Gunst. Er war dumm oder eitel genug, im Geschäfte von seiner Bäckerin zu plaudern, und nun wußte jeder Angestellte etwas von dem Mädchen zu erzählen: wie es sich nach Gottfried erkundigt habe, wie es seine Liebe zu ihm nicht bemeistern könne, wie es bleich geworden sei, als man ihm sagte, er habe schon Frau und Kind.

Gottfried hatte Bertha nie eigentlich geliebt: er mußte 27 Jahre alt werden, um zu erfahren, was Leidenschaft ist. Nun aber war sie in ihn gefahren mit Gewalt und verzehrte sein bißchen Verstand. Er fing an, seine Frau mit der Bäckerin zu vergleichen und zu Hause begann das Knurren und Kläffen und Drohen.

Die viel umschwärmte Bäckerin merkte bald, daß die zwei blinzelnden Äuglein in sie sterblich verliebt waren, und da sie den Burschen für ungefährlicher hielt, als ihre übrigen Semmelkunden, ließ sie sich gehen und fing an, ihn zu necken, mit ihm zu scherzen und zu spielen. Zu anderen Zeiten behandelte sie ihn mit Kälte, wie einen Unbekannten, so daß in Wendelins Adern das Blut nie mehr zur Ruhe kam. Zu Hause knurrte er, im Geschäfte stolperte er, in der Froschgasse aber lächelte er und beim Gehen spielten seine Finger in der Luft: er hielt Monologe. Saß einmal das Mädchen nicht am Schalter, wenn er vorüberging, so war er den ganzen Tag unglücklich; lächelte es ihn aber an, wenn es

ihm die Semmel reichte, so überkam ihn die Lust, gleich die Scheiben einzurennen und den Schatz in den Armen zu entführen, und er blieb dann stehen und guckte in den Laden, bis ihn ein anderer Kunde verdrängte.

Eines Tages, als das Bäckermädchen allein war, klopfte Gottfried nicht ans Fensterchen, sondern riß die Thüre auf und trat ungestüm in den Laden. Was wollte er? Man sah es ihm an, er hatte etwas zu sagen, aber er brachte keinen Laut heraus, sondern stand da und sperrte den Mund auf und verzerrte das Gesicht. Es muß drollig ausgesehen haben, denn das Mädchen brach in ein helles Gelächter aus: „Um's Himmelswillen, was ist Ihnen denn? So reden Sie doch! Soll ich Ihnen die Semmel gleich in den Mund stecken?"

Er rang immer noch nach Worten und that fast wie einer, der dem Ersticken nahe ist. Der Bäckerin wurde unheimlich, sie hörte auf zu lachen: „Was ist Ihnen? Was wünschen Sie?"

Endlich stotterte er es heraus: „Eine . . . Semmel."

Nun ward des Mädchens Gelächter wieder flügge. Es griff mit beiden Händen in den Semmelkorb und füllte Gottfrieds Pranken. Der wußte nicht wie ihm geschah, gab zu verstehen, daß er einen solchen Segen nicht brauche, auch das Geldtäschchen nicht ziehen könne, wenn er beide Hände voll habe. Die Bäckerin aber lachte ihn an: „Ich schenk' sie Euch!" und schob ihn zur Thüre hinaus. Er ging mit seinen gefüllten Händen nach Hause, und wer ihn sah, stand still und freute sich des Anblicks.

Ein paar Tage lang ging Gottfried nicht aus und brütete dumpf vor sich hin, und es war unheimlich im ganzen

Hause. Und hatte er mit seinem gespenstigen Wesen alle erschreckt, so schloß er sich in eine Dachkammer ein, durch deren Fenster er den Bäckerladen sehen konnte. Am vierten Tage verließ er das Haus wieder, ging an der Bäckerei vorüber und, da er drinnen neben der Gestalt des Mädchens diejenige des Vaters sah, ging er weiter, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, schielte wieder in den Laden und trat dann ein. Das Mädchen erschrak: „Was wollen Sie schon wieder hier?"

„Du mußt meine Frau werden!"

„Was fällt Ihnen ein!"

„Ja, du mußt meine Frau werden!"

„Sie haben ja schon eine! Sie tragen ja einen Ring!"

„Ich mag sie aber nicht mehr und will sie fortjagen und will jetzt dich!"

„Ich danke schön für die gute Meinung, aber es geht wirklich nicht, Herr Wendelin!"

„Was geht nicht? In fünf Minuten habe ich sie davongejagt."

„Nein, das meine ich nicht! Ich will und mag Sie nicht, das wollte ich sagen."

„Das sagst du jetzt so, aber ich weiß es anders, man hat es mir gesagt: du hast mich gern."

„Was fällt Ihnen ein! Was Sie schwatzen! Schämen Sie sich vor Ihrer Frau!"

„Die jag' ich fort, oder ich . . . ."

Dies sagend rückte er ihr näher zu Leibe. Sie wich zurück:

„Lassen Sie mich, oder ich rufe meinen Vater!"

Er hörte nicht darauf und wollte sie anfassen; da gab

sie ihm einen derben Nasenstüber und wischte an ihm vorbei und zur Thüre hinaus.

Auf den Lärm kam der Bäcker herzu; ehe er sich's aber versah, erhielt er einen so wuchtigen Schlag auf den Kopf, daß er am Thürpfosten Halt suchen mußte. Gottfried hatte sich mit einem langen Brotlaib bewehrt und hieb rasend auf den Bäcker ein, der keine Waffe hatte, als seine Hände, und das Brot so sehr in Ehren hielt, daß er den Kampf gegen dasselbe nur schüchtern führte. Endlich trieb es ihm sein Kunde doch zu bunt; er griff nach einem Schemel und warf ihn dem Rasenden so unglücklich an den Kopf, daß er lautlos zusammenbrach.

Gottfried kam erst am folgenden Morgen wieder zu Sinnen; es war ihm so schwindlig im Kopfe, daß er einige Tage lang sich nicht aufrecht zu halten vermochte und bei jedem Schritte taumelte. Dennoch rief er jedesmal, wenn Bertha in seine Kammer trat: „Laß' mich zu ihr hinunter, du . . . du . . . oder ich ersteche dich! du . . . du . . .“ Sobald er wieder fest auf den Füßen war, wollte er das Haus verlassen, fand aber die Thüre verriegelt und den Schlüssel verborgen. Da fing er an zu lärmen und zu toben und mit einem Scheit Jagd auf Frau und Kind zu machen und es so toll zu treiben, daß er mit fremder Hilfe überwältigt werden mußte. Von da an wiederholten sich diese Wutausbrüche fast Tag für Tag, niemand im Hause war seines Lebens sicher, bis man sich endlich entschloß, den Unglücklichen in einer Irrenanstalt unterzubringen. Dort verschlimmerte sich sein Zustand zusehends und einige Monate nach der Schlacht im Bäckerladen wurde dem Professor Wendelin mitgeteilt, man müsse den Patienten in die Anstalt für Unheilbare überführen.

An dem Tage, an welchem Gottfried transportiert werden sollte, empfahl Bertha ihr Söhnlein der Obhut des Urgroßvaters und verließ das Haus: sie wollte ihren Mann auf dieser Fahrt, die einer Fahrt ins Grab glich, begleiten. Als sie am Abend nach Hause zurückkehrte, fand sie das Haus von innen verschlossen. Sie läutete; niemand regte sich. Leute aus der Nachbarschaft sagten ihr, der Professor sei am Morgen ausgegangen, aber nach einem Stündchen zurückgekehrt; am Nachmittag habe man ihn nicht gesehen. „Und das Dienstmädchen?“ Das hatte man auch gesehen, es hatte das Haus um 11 Uhr in Sonntags- kleidern verlassen.

Bertha wurde Angst. Sie ließ die Hausthüre aufsprengen, stürzte in die Stube und zündete ein Licht an. Es war niemand da. Auch im Studierzimmer fand sie den Alten nicht, wohl aber seinen Hut und Stock und das Käppchen ihres Söhnchens. Als sie hinausgehen wollte, stieß sie mit dem Fuße an etwas an. Sie leuchtete hin: da lag vor ihr, starr und tot, Minggi, das Schoßhündchen der Frau Pro- fessor selig. Bertha stieß einen Schrei aus. Sie ahnte. Sie eilte durch den Gang, um im Schlafzimmer nachzusehen. Die Thüre war verschlossen. Da drin also war er. Sie klopfte; es kam keine Antwort heraus; sie rief, sie schrie: umsonst! sie mußte die Thüre aufsprengen lassen. —

Schon lange hatte der Alte seinen Plan gefaßt; dieser Tag schien ihm günstig zur Ausführung. Als Bertha am Morgen das Haus verlassen hatte, nahm er Hut und Stock und trippelte mit seinen zitternden, achtzigjährigen Füßen die Froschgasse hinunter, einer Apotheke zu.

„Herr Klein, ich möchte das Hündchen meiner Frau

selig abthun, es ist alt und halb lahm, geben Sie mir ein Mittelchen, aber ein schmerzloses."

Der Apotheker zögerte: „Wollen Sie das Tierchen nicht lieber der Tierarzneischule übergeben, dort . . ."

„Nein, nein, ich will es selber abthun, ich habe es meiner Frau versprechen müssen."

Da that ihm der Apotheker den Willen, denn er kannte ja den alten Herrn. „Aber seien Sie vorsichtig, Herr Professor!"

„Keine Sorge, Herr Klein! Ist es aber auch genug? Ich wollte nicht, daß das arme Tierchen wieder zum Leben käme und litte. Geben Sie mir lieber noch eine Dosis!"

„Eine genügt, aber wenn Sie wünschen. . . ."

„Ja, geben Sie mir zwei . . . . thun Sie mir den Gefallen!"

„So, das wird sicherlich genügen."

„Nun müssen Sie mir aber noch sagen, wie ich es am besten anstelle."

„Sie tränken ein Schwämmchen in der Flüssigkeit und halten es dem Tier an die Nase; aber wenden Sie Ihr Gesicht ab, in Ihrem Alter verträgt man keine großen Dosen mehr!"

„Seien Sie unbesorgt! Können Sie mir auch gleich das Schwämmchen geben?"

„Gewiß, Herr Professor, da ist es schon."

„Danke, adieu!"

Vom Apotheker Klein ging er zum Apotheker Scheible, der in einer anderen Straße wohnte und erhielt auch von diesem seine zwei Dosen und ein Schwämmchen.

„Nun mag's genügen", dachte er, als er wieder auf

der Straße war. Sich aber seiner Behausung nähernd, stiegen Zweifel in ihm auf: „Wenn's doch zu wenig wäre? Man kann nie vorsichtig genug sein.“ Und er wendete sich um, schritt wieder ins Innere der Stadt und wiederholte sein Anliegen in einer dritten Apotheke mit dem gleichen Erfolge.

Zu Hause angekommen, schickte er die Magd aufs Land zu ihren Eltern und schloß das Haus hinter ihr zu. Dann nahm er das elende ergraute Hündchen, trug es in sein Studierzimmer und hielt ihm das getränkte Schwämmchen an die Nase. Das Tierchen hatte ein zähes Leben und wollte lange nicht einschlafen; endlich aber hörte es auf, sich zu regen. „Gottlob, das Mittel wirkt,“ murmelte der Alte, dem der Schweiß auf der Stirne glänzte. Hierauf ging er in die Wohnstube, wo Heinzi war, und setzte sich zu ihm auf den Boden und herzte das Bübchen und spielte mit ihm und ließ es auf seinem gebrechlichen Rücken reiten und machte ihm viel Kurzweil. Nach einer Stunde ging er wieder in das Studierzimmer und sah nach dem Hündchen. Es lag da, kalt, es hatte genug für immer.

Wieder kehrte er zu Heinzi zurück, nahm ihn auf die Arme und trug ihn mühsam in's Schlafzimmer, wo er ihn in's Bette seiner verstorbenen Frau legte. Da hörte er die Hausglocke gellen: „Wer mag das sein? Sollte Bertha schon zurückkommen?“ Es läutete wieder. Da schlich er hinaus auf den Gang und in die Stube, durch deren Fenster man hinunter sehen konnte. Es war eine fremde Person. Sie läutete nochmals und entfernte sich dann zögernd. Der Alte atmete auf und kehrte wieder in's Schlafzimmer zurück. Heinzi hatte sich ganz unter der Decke verborgen. Der Alte

zog ihn hervor, küßte ihn und bat ihn dann, schön still im Bette zu liegen. Hierauf tränkte er sein Schwämmchen und hielt es an das kleine Näschen. Heinzi meinte, der Urgroßvater wolle ihn kitzeln, lächelte ihn an und schlief so ein. Der Greis vergoß bei dem Anblicke seine letzten Thränen.

Er saß eine Stunde lang bei dem Knäblein; kehrte hierauf nochmals ins Studierzimmer zurück, um an dem Hündchen Wiederbelebungsversuche anzustellen. Sie blieben erfolglos und er war zufrieden.

Er setzte sich an den Schreibtisch und kritzelte einige Zeilen aufs Papier; dann zog er einen gelben versiegelten Briefumschlag aus einer Schublade und legte ihn unter das beschriebene Blatt.

In die Kammer zurückgekehrt, verriegelte er die Thüre, küßte Heinzi nochmals auf die Stirne und deckte ihm das Gesicht mit einem Tüchlein zu. Nun nahm er das dritte noch trockene Schwämmchen und band es sich sorgfältig um, so daß alle Luft, die er einatmete, durch dasselbe strömen mußte. Dann streckte er sich auf dem Teppiche aus und goß mit seiner zitternden Hand die Flüssigkeit, die ihm noch blieb, etwa drei Dosen, in den Schwamm. Er that einen kräftigen Atemzug und dann noch einen und noch einen; die Sinne verblaßten ihm. In diesem Augenblicke hörte er die Hausglocke wieder klingen, er atmete rasch, . . . „Wenn man mich zu früh. . . .“ Mit einer entsetzlichen Angst in der traumhaft verworrenen Brust schlief er ein.

So fand ihn Bertha, ihn und ihr Söhnchen, als sie am Abend durch die gesprengte Thüre stürzte.

Auf dem Blatte, das der Professor vor seinem Sterben beschrieben hatte, standen folgende Worte:

„Liebe Tochter Bertha!

Du bist gut, mein Kind, du wirst nicht richten, sondern verzeihen. Ich habe hienieden zwei Handlungen begangen, die ich bereuen muß, die mir mein Leben vergiftet haben: eine Thorheit und eine Schlechtigkeit. Von der Thorheit laß' mich schweigen.

Die Schlechtigkeit beging ich an dir, als ich dich mit meinem Enkel verband. Ich that es aus Selbstsucht; ich hoffte, dein Verstand werde auf meine Nachkommen übergehen. Ich habe mich getäuscht: du vermochtest mein Geschlecht nicht zu retten; es ist nicht deine Schuld: niemand hätte es vermocht. Ich sehe es jetzt ein: wenn die Dummheit in ein Haus eingezogen ist, verläßt sie es nimmer, das Haus aber geht an ihr zu Grunde, sie ist wie der Hausschwamm, der sich ins Gebälk frißt. Und so wird es wohl sein müssen, wenn die Menschheit hoch und immer höher steigen soll.

Verzeihe mir, Bertha, was ich dir gethan; verzeihe auch, was ich jetzt thun werde. Ich hätte den natürlichen Tod abwarten können, er hätte meinen Seelenqualen bald ein Ende gemacht; aber ich wollte das elende Geschlecht zugleich mit dessen Urheber aus das Welt schaffen. Ich verdoppele meine Schuld, aber ich lösche die Folgen meiner Thorheit für immer aus und komme so der Natur entgegen. Ich fahre fluchbeladen in die Grube; ich richte mich selbst und wähle den Tod des Sünders, den ich verdiene.

Dich, Bertha, hoffe ich dem Leben wieder zurückzugeben.

Du bist noch jung, der Schmerz, den ich dir bereite, wird wie alles Menschliche vergehen, und dann wird das Glück, das dich bis jetzt mied, irgendwo auf dich warten.

Wie ich für dich gesorgt habe, wird mein Testament sagen, das ich unter diesen Zettel lege.

Bewahre dein Herz vor Schuld, liebes Kind, sei glücklich, und hast du ausgeweint, so verzeih' dem unglücklichen

Heinrich Wendelin."

* * *

Kaum hatte der Erzähler geschlossen, als der Redaktor das Wort ergriff und sagte: „Sie haben einleitend etwas scharf über die Presse gesprochen, Herr Direktor; Sie haben ihr vorgeworfen, Wendelin hart und ungerecht beurteilt zu haben. Aber sehen Sie denn nicht die Schwierigkeiten, unter denen wir arbeiten? Wir sind auf Leute angewiesen, deren Quellen wir nicht kennen, nicht untersuchen können. Und nun sagen Sie selbst: Wenn man Wendelin nicht persönlich kannte, wie kann man ihn anders als herb beurteilen? Was soll man zum Beispiel über seine Heirat anders sagen, als daß der Mann die dumme, aber reiche Rellstab des lieben Geldes wegen genommen habe? So sagte jedermann, so glaubte auch ich bis zum heutigen Abend. Jetzt freilich werde ich mich bemühen, die Dinge mit anderen Augen anzusehen, obschon es mich einige Überwindung kostet, mir einen Menschen vorzustellen, der mit einer stattlichen Bildung ausgestattet ist und dennoch nicht weiß, wo er ein Stück Brot hernehmen kann."

„Die Zweifel werden Ihnen schwinden, sobald Sie sich recht vergegenwärtigen, wie Wendelin so geworden ist," erwiderte der Direktor. „Versetzen Sie sich doch in die dreißiger Jahre, in das armselige Brachenwyl, in die beschränkte Haushaltung

Wendelins. Sehen Sie die Schwierigkeit nicht, die ein Heinz zu überwinden hat, wenn er sich aus diesen Verhältnissen herausarbeiten soll, besonders wenn ihn die Natur so linkisch und unanstellig geschaffen hat, wie Wendelin es war und zeitlebens blieb? Wo sollte er die Wege entdecken, auf denen man das Dorngestrüpp des Lebens umgeht? Im Elternhause? In Kreuzbach, wo er im Konvikte auf der Schnellbleiche Schulmeister wird? Im weltvergessenen, rohen Steinhausen? In seinen Büchern?"

„Ich begreife ihn ganz," sagte Jakob Kappeler. „Wendelin hatte, was wir Deutschschweizer alle mehr oder minder haben: er wußte sich nicht umzuthun; tüchtig, wo er sich auf die eigene Kraft verlassen kann, fehlte ihm das Geschick, sich ins rechte Licht zu stellen, sich zu präsentieren. Ich fühle selber einen Heinz in mir und wie manchen hab' ich schon an mir vorbeigehen sehen! Schauen Sie sich nur nach Leuten um, die auf dem Lande aufwuchsen und sich in der Stadt niederließen, und Sie werden an Beispielen keinen Mangel haben!"

„Ich bin in einem Städtchen groß geworden," sagte Robert Wunderli, „und war dennoch eine Art Heinz, bis ich in die amerikanische Schule kam; und vielleicht bin ich es trotz dieser heutigen Tages noch!"

Sie hätten noch lange geplaudert, wenn nicht Peter Schneiter, der Führer, dem Gerede ein Ende gemacht hätte. „Meine Herren," sagte er, „die Uhr rückt auf elfe, legt Euch nieder, in weniger als fünf Stunden müßt Ihr wieder auf den Füßen sein."

Er klopfte seine kurze Pfeife über der Feuerstätte sorglich aus, steckte sie in die Westentasche und stieg dann das Leiterchen

hinauf zum Heuboden, wo die Sennen schon schnarchten. Die Reisenden folgten ihm nach, Blanka ausgenommen, der die Älpler wieder ein Lager in der „Stube“ zurecht gemacht hatten.

Nun raschelte das schlaftrunkene aber schlaflose Heu wieder wie in der Nacht zuvor, und unten im Stall hielten die Glocken ihr nimmermüdes Geschwätz: „Glang, tong, gling, gling!“

Nach Mitternacht schlummerte der eine und der andere leicht ein, unter ihnen auch Ludwig. Der hatte natürlich in seinem Heu wieder an nichts als an Blanka gedacht und versucht, die Rätsel zu lösen, die sie ihm am verflossenen Tage aufgegeben hatte. Anfänglich kam er zu wenig tröstlichen Schlüssen: „Ihr Herz gehört meinem Bruder, denn auch ihre Art paßt besser zu der seinigen; mit dir treibt sie nur Scherz; sie hat kein Herz, sie fühlt nicht tief, sie wird keiner Zärtlichkeit fähig sein. . . .“

Allmählich aber drängte sich einer der Aussprüche Blankas immer herrischer in den Vordergrund: „Er ist eine Fackel, in die der Wind bläst, ich fürchte daran Feuer zu fangen.“

„Sie fürchtet Feuer zu fangen? Wenn man's zu fürchten anfängt, ist es dann nicht schon geschehen? Kinder fürchten das Feuer erst, wenn sie sich die Finger verbrannt haben!“

So kam ihm nach und nach die süße Überzeugung, das Mädchen sei auf den besten Wegen, sich ihm in die Arme zu werfen. Und mit diesem Gedanken schlief er ein. Er war seines Gegenstandes so voll, daß er auch im Schlafe nicht davon lassen konnte. Er erblickte Blanka im Traume,

in weißer Gewandung, wie sie ihm auf dem Balle zum erstenmal erschienen war. Auf einmal aber wurde das dahintanzende Mädchen zu einem dahinfliegenden Vögelein, zu einem winzig kleinen, zu einem Zaunkönige. Und es war der Zaunkönig des Märchens, der, als das Feuer auf Erden einmal ausgegangen war, beim lieben Gott ein neues Fünklein holte. Und der liebe Gott gab ihm das Fünklein. „Aber flieg' mir nicht zu schnell," sagte er, „sonst steckst du dir dein Kleidchen in Brand!" Und das Vöglein flog der Erde zu, erst langsam, dann aber, als es unten die sehnende, nach ihm ausschauende Menge gewahrte, immer rascher, und der liebe Gott behielt recht: das Kleidchen fing Feuer und wie eine lodernde Flamme fiel das Vögelchen herab gerade neben Ludwig. Er wollte es mit der Hand haschen, um es zu löschen; da aber merkte die Hand, daß sie ins Heu fuhr. Und es ward der Hand angst, das feurige Vögelchen könnte das Heu in Brand stecken, und von der Hand fand die Angst den Weg nach der Zunge, und die Zunge wollte aufschreien und vermochte es nicht und versuchte wieder und abermals und war wie gelähmt. Und die Angst erfaßte den ganzen Leib des Schläfers und quälte und rüttelte ihn, bis er aufwachte. Wie er aber erwachte, da ward auch der Bann der Zunge gelöst und die Sennhütte erdröhnte von einem schauerlichen: „Feuerjo!"

Alles sprang auf: „Was ist los? Wo brennt's? Ist Wasser zur Stelle?"

Unten im Stalle bimmelten die Glöcklein Sturm: „Gling! gling! gling!" Eine große Kuhschelle aber beschwichtigte die Aufregung mit ihrem tiefen, langsamen: „Glang, glang! es war ja bloß ein Traum! ein Traum!"

Eine halbe Stunde später nahm die Reisegesellschaft von den Sennen Abschied und schritt in die fröstelnde Dämmerung hinaus und langsam bergan, dem Oldenhorn zu. Die Sterne schienen am Himmel, kein Wölkchen flog drüber weg, nur unten verhängten weiße, leichte Vorhänge den Eingang der Schluchten, oder hingen wie Friedensfahnen an den windzerfetzten Wettertannen.

Bald nach sieben Uhr war die Spitze erreicht. Robert Wunderli, der die Welt noch nie von einem so erhabenen Standpunkte aus betrachtet hatte, war ganz überwältigt und gerührt. Er hätte weinen, beten und die Erde küssen mögen, aber sie war, wo er stand, mit Schnee bedeckt und der war frostig.

Noch glücklicher als er, war sein Neffe Ludwig; der hatte während des Aufstieges seinen Platz weislich gewählt, gerade hinter Blanka, und er hatte Gelegenheit gefunden, dem Mädchen hülfreich über die größten Beschwerden des Weges wegzuhelfen und sie hatte es sich gefallen lassen, als verstände es sich von selbst.

Nach kurzer Rast und Stärkung brach die Gesellschaft wieder auf, um den benachbarten Teufelshörnern einen Besuch abzustatten; von dort ging es, an's Seil gebunden, über Firn und Eis abwärts: man wollte in die Ormontsthäler hinabsteigen.

Als man Eis und Schnee hinter sich hatte, vom Seil losgelöst und der kalten Füße ledig war, fand man allgemein, es sei jammerschade, jetzt schon aus der herrlichen Höhe und himmlischen Luft in's staubige Thal zu steigen. Der Führer erklärte, das Wetter sei gut, man habe nichts zu fürchten und dürfe schon noch ein paar Stunden oben bleiben.

Man ließ sich auf den Steinblöcken und dem dürftigen Rasen nieder, entkorkte die letzten Flaschen und zog die letzten Schinken- und Brotschnitten aus den Tornistern hervor; bald entwickelte sich in der kühlen Luft, die die Mattigkeit mit ihrem Hauche aus den Gliedern blies, eine heitere Stimmung und es fiel manch gutes Wort und durch die gebirgige Wüstenei schallte von Zeit zu Zeit das fröhliche Lachen glücklicher Menschenkinder.

„Ihr habt den schönsten Beruf, das schönste Leben, Peter!“ sagte Blanka zum Führer. „An jedem sonnigen Sommertage aus dieser Höhe auf die Welt hinablachen zu können: es ist königlich!“

Peter schwieg und lächelte.

„Ja, meinte Jakob Kappeler, schön ist's wohl, aber beschwerlich und — gefährlich. Habt Ihr noch nie daran gedacht, daß Ihr einmal nicht wieder zu Thal gelangen könntet?“

„Welcher Führer hätte das noch nie bedacht? Ich denke jedesmal daran, wenn ich die Hausthüre hinter mir zuziehe, und doch sollte ich in den vielen Jahren die Furcht verlernt haben.“

„Und es fällt Euch nicht ein, davon zu lassen und die alten Tage ruhig zu genießen?“

„Warum sollt' ich und wie könnte ich? Freilich kam mir in schwieriger Lage schon mehr als einmal der Gedanke, ein Bergführer sollte niemand zu Hause haben, der alleweil zu bangen und zu sorgen hat. Aber ....“

„Ich war bis jetzt stets geneigt, den Bergsport zu belächeln, er schien mir etwas gemachtes, eine Mode wie manche andere,“ sagte Robert Wunderli. „In den letzten Tagen und besonders heute habe ich anders denken gelernt: wie viel Genuß,

wie viel glückliche Stunden warten in dieser herrlichen Alpenwelt auf das Menschenkind, das die Trägheit überwindet und sich die Mühe nimmt, nach ihnen zu suchen!"

„Leider," sagte nach einer Pause der Redaktor, „nimmt der Fremdenstrom Schöneres mit sich fort, als er zurückläßt. Schauen Sie da in die Ormontsthäler hinab: diese Straße, die weißen Häuser und besonders der große, stillose Kasten ganz oben im Thale, sie thun mir in den Augen weh, es sind häßliche Bänder und Flecken in dem reizenden Gelände; dazu zerstört der Fremdenstrom alte Sitten und Art und, wie mir Kulturmenschen erscheint: altes Glück. Denn das Glück will Ruhe haben, in unserem fiebernden Leben und Treiben kränkelt es und vergißt das Lachen!"

„Ja, wenn man den alten Leuten glauben darf," sagte der Bergführer, „so haben die Fremden kein Glück in diese Bergthäler gebracht. Ihr seht jetzt wie Ormunt durch den Fremdenstrom geworden ist; wenn Ihr es wünscht, will ich Euch erzählen, wie es ehedem war und das ist nicht allzu lange her: meine Großmutter selig hat mit angesehen, wie das alte Ormunt sich verändert."

Freudige Überraschung zeigte sich auf allen Gesichtern: „Auch der Peter weiß etwas zu erzählen! Das ist ja köstlich!"

„Ich muß bei dem, was ich sage, etwas viel von meiner eigenen Familie reden, aber das thue ich nicht aus Stolz und so werdet Ihr es mir nicht übel nehmen, um so weniger, da Ihr dabei erfahret, wie man Bergführer wird. Aber das wollte ich nur beiläufig sagen, vor allem will ich euch berichten:

Vom Golde.

Es ist nun lange her. Es war an einem Sylvesterabende, Sankt Niklaus ging durch's Dörfchen in seinem weißen, bis auf die Knöchel reichenden Hemde, mit seinem großen Papierhute, und wo Kinderaugen, halb ängstlich und furchtsam und doch wieder voll froher Erwartung durch die Fensterscheiben in die Nacht hinausguckten und dem Klange des Glöckleins lauschten, das dem Heiligen am Gürtel hing und sein Kommen und Gehen verriet, da schwenkte er vom Wege ab und schritt auf das Haus zu. Sein Glöcklein aber fing nun an fast drohend zu rufen: „Kinderchen, Kinderchen! jetzt werden die Nasen nicht mehr an die Scheiben gedrückt! Setzt euch hübsch hinter den Tisch und faltet die Hände und denkt an das Sprüchlein, das ihr hersagen müßt!"

Und nun trat er durch die Thüre. Sein Stock dröhnte schwer auf dem Boden und aus seinem gewaltigen Reistenbarte heraus klang es etwas unheimlich: „Guten Abend, Kinder!" Dann ging es an ein Fragen: „Seid ihr auch brav gewesen all das Jahr? Habt ihr Vater und Mutter immer aufs Wort gehorcht? Habt ihr am Abend das „Unser Vater" und am Morgen das „In Gott's Namen aufgestanden" nie vergessen?"

Das waren böse Augenblicke für die Kleinen und hätte

das Mütterchen nicht dann und wann aus der Klemme geholfen, wer weiß, wie's abgelaufen wäre.

„So laßt mich noch die schönen Sprüchlein hören, die ihr gelernt habt," sprach der brummige Reistenbart, und die zitternden Zünglein sagten die verstandenen und nicht verstandenen Reime her, so gut es gehen mochte:

„O Röseli rot, o Röseli rot
Wie lyt (liegt) der Mensch in großer Not,
Wie lyt der Mensch in großer Py (Pein)
Wie möcht' ich gern im Himmel sy. . . ."

Das schien seine Wirkung zu thun. Der Bart wurde etwas freundlicher und sagte: „Seid jetzt ein Weilchen mäuschenstill und betet leise ein „Unser Vater." Sankt Nikolaus ging hinaus, erschien aber bald wieder unter der Thüre und auf sein weißes Hemd fiel ein lieblicher Schein: in der Rechten brachte er das Klausbäumchen, an dem die roten Lichtlein auf den grünen Zweigen schwankten und in der Linken eine Schüssel mit Nüssen und Kuchen und Äpfeln. War das „Unser Vater" zu Ende oder nicht: gleichviel! der Jubel brach los und die mahnenden Worte, die Sankt Nikolaus den Kleinen für's neue Jahr auf den Weg gab, wurden nicht gehört, obschon das kreischende Glöcklein beständig rief: „Kinderchen! Kinderchen, lärmt nicht so!"

Mein Köbeli und mein Gritli waren damals fünf und drei Jahre alt. Der Klaus hatte auch sie nicht vergessen und ihre Augen wurden nicht satt an den Dingen und ihre Zähnchen scheuten sich halb, die Herrlichkeit anzubeißen. Wir Erwachsene, meine Frau, meine Mutter und ich, saßen bei ihnen am Tische und fragten uns, wer wohl mehr Freude habe, wir oder sie. Nur eine nahm wenig Anteil an all

dem Jubel: Ach, die hatte eben schon fast so viel Sylvesterabende verlebt, wie wir Sonnabende und begriff nicht, wie man von so etwas alltäglichem so viel Wesens machen könne. Das war meine Großmutter, die nun lange, lange schon tot ist. Wir nannten sie nur die Urähni. Sie saß hinten im Ofenwinkel auf einem Schemel in sich hineingebückt und in den Schoß blickend, und sagten wir ihr, sie solle sich mit uns auf das neue Jahr freuen, so sah sie zu uns herüber und versuchte mit dem runzeligen Gesicht zu lächeln und sagte: „'s kommt nichts besseres nach."

Nun, wollte sie nicht, so ging's auch ohne sie; zur Freude sind fünf schon genug. Köbeli hatte besonderes Vergnügen an den Kuchen, die in einem Teller unter dem Bäumchen lagen und die Form von Männern und Frauen hatten. Er griff sie heraus, suchte sie auf die Füße zu stellen und zum Gehen zu bringen; da sie aber eigensinnig waren und sich ihre Bequemlichkeit nicht nehmen lassen wollten, begnügte er sich schließlich, sie auf dem Tische in eine Reihe zu legen. Plötzlich wurde er stutzig, musterte die unförmlichen Gestalten aufmerksam und sagte dann zu meiner Frau, die ihm gegenüber saß: „Müetti, es sind ja gerade so viel ‚Mannen' wie Frauen! Da sind vier mit Hosen und da vier mit Röcken!"

„Das ist doch recht, oder nicht, Köbeli?" erwiderte die Mutter.

„Nein," lachte das Bübchen, „das ist nicht recht! Es sind zu viele Hosen!"

„Warum denn?"

„Wenn die Großmutter oder die Urähni Hosen anhätt', wär's schon recht! Jetzt aber nicht! Urähni, du mußt dem

Vater seine Hosen anziehen, du weißt die braunen, die er am Sonntag anlegt!"

Wir begriffen nach und nach den Gedankengang des Kleinen und lachten mit ihm. Bald aber wurden wir alle ernst und schweigsam, denn wir sannen darüber nach, wie es so gekommen war, daß in unserm Hause der Röcke so viele und der Hosen so wenige waren. Meine Frau brach zuerst das Stillschweigen und sagte fast traurig, indem sie mich ansah: „Es ist, wie wenn unser Dach nur Kinder und Witfrauen herbergen wollte."

„Du hast recht, Kinder und Witfrauen," wiederholte meine Mutter Die Urahne mußte das Gespräch aufgefangen haben und murmelte halb zu sich, halb zu uns: „Das ist der Fluch der Berganni."

Wir sahen uns nach ihr um, Köbeli aber ließ seine „Mannli" und „Frauli" im Stiche, eilte zu ihr in den Ofenwinkel, um seinen Scherz, dessen Erfolg ihm nicht entgangen war, auszubeuten: „Urähni, gelt, du ziehst des Vaters braune Hosen an!"

„Sie sind mir zu lang, mein Kind, wir müßten sie erst unten abschneiden!"

„Oder einen Umschlag machen, wie die Mutter einen am blauen Rocke hat."

„Ja, das ist noch besser, Köbeli."

„So machen wir's gleich!"

„Nein, heut' nicht!"

„Aber morgen?"

„Ja, morgen vielleicht! Geh' jetzt wieder zu deinen Mannen und Frauen!"

Es wurde wieder still im Stübchen, man hörte nur

das Knarren von Urähnis Schemel. Sie rutschte darauf hin und her, wie sie es immer that, wenn sie wollte, daß man sich mit ihr abgebe. Wir kehrten uns wieder zu ihr, denn wir ahnten, daß sie uns etwas zu sagen hatte, vielleicht vom Fluche der Berganni, und sie konnte schön erzählen, wenn sie in der Laune war und plauderte gerne.

„Nun, Urähni, wer war denn die Berganni?“

„Ihr werdet's schon vernehmen, 's kommt eins nach dem andern. Ihr habt gesagt, wir hätten eine Haushaltung von Kindern und Witfrauen. Das war einst anders. Als ich in diese Familie heiratete, da trug ich den einzigen Rock im Hause und jetzt können sie kaum mehr an einander vorbei. So geht es auf dieser Welt, alles verkehrt sich, aber etwas besseres kommt nie nach.“ Und ihre welke, hundertjährige Stimme versuchte zu lachen: „Hä, hä, hä!“

„Ich wurde hier in Gsteig geboren,“ fuhr sie fort. „Mit zwanzig Jahren war ich das wildeste Mädchen im Dorfe, und war eine Gelegenheit zum Tanzen, da konnte man mich nicht mehr halten. Ich glaube jetzt würden die Füße nicht mehr so flink zappeln, wie damals, hä, hä, hä!

Einst, an einer Kirchweih, als wir auf der Wiese hinter dem Hirschen tanzten, kam ein Bursche vom Berge herunter, lehnte sich an einen Baum und schaute uns zu. Er sah wunderlich aus, denn er trug einen Kittel aus grauem Ziegenfell und ganz kurze Hosen, so daß die starken Knie und Waden bloß waren. „Der kommt über den Berg,“ sagten die älteren Leute, „das ist ein Ormunter, was der wohl suchen mag? Ein Wunder, daß er nicht nackt gekommen ist!“

Da geschah es, daß mich einmal die Burschen im Stiche

ließen und ich dem Tanzen zusehen mußte. Das würgte mich und in meinem Ärger lief ich hin zu dem Burschen im Ziegenfell und fragte ihn, ob er kein Tänzchen probieren möchte. Er maß mich mit den Augen, faßte mich dann wie sich's gehört und nun ging's im Kreise wie die Windsbraut. Ich tanzte den ganzen Abend mit keinem anderen mehr als mit ihm, teils aus Trotz gegen die Dorfburschen, die mich fast um einen Tanz gebracht hatten, teils weil mir der Ormunter gefiel, denn er tanzte leicht wie keiner im Dorfe und hübsch war er auch, das kann ich euch sagen. Nun ärgerten sich die unseren; sie fingen an, den im Ziegenfelle und mich zu necken, wollten uns beim Tanzen das Bein stellen und uns hinpurzeln lassen. Aber der Ormunter verstand keinen Spaß; als ihm wieder einer zu nahe kam, ließ er mich plötzlich los, griff nach dem Burschen und schleuderte ihn auf den Boden, daß er ohnmächtig liegen blieb. Man hielt ihn erst für tot, und das war ein Glück, denn in der Bestürzung vergaß man an dem Fremden gleich Rache zu nehmen und als man sich darauf besann, hatte sich die größte Wut schon wieder gelegt; der Ormunter aber lehnte sich an den Baum wie zuerst, sein Auge flackerte wild und jeder hielt es für geraten, ihn in Ruhe zu lassen.

Das Jahr ging um und wieder wurde es Kirchweih. Als ich der Hirschenwiese zuschritt, war mein beständiger Gedanke: „Wird der mit dem Ziegenfell wieder da sein?“ Freilich war er da; ich erkannte ihn jedoch nicht sogleich, denn diesmal trug er nicht ein braunes, sondern ein schneeweißes Ziegenfell, die anderen aber riefen mir von ferne zu: „He, Ursula! dein Tänzer ist da!“ Er lehnte wieder am Baume und hatte die Beine übereinander geschlagen.

Als ich auf dem Tanzplatze angelangt war, kam er langsam aber gerade auf mich los und fragte mich: „Wollen wir wieder zusammenhalten?“ Und wir hielten wieder zueinander, wie das erste Mal; Neckereien setzte es wieder ab, Händel aber nicht, und es war ein schöner Tag.

Am Sonntag drauf kam der Ormunter zum drittenmal nach Gsteig herüber, stellte sich vor meinen Ätti und sagte, er hätte mich gern zur Frau. Mein Vater machte große Augen, mir klopfte das Herz.

„Da wird nichts draus,“ sagte er, „ich gebe meine Ursula nicht unter die Wilden! Warum nimmst du dir keine Ormunterin, die zu dir paßt?“

„Weil ich keine mag! Ihr merkt ja an meiner Sprache, daß ich kein geborner Welscher bin, sondern ein guter Berner und eine Bernerin will ich zur Frau. Wir stammen aus Saanen, sind aber hinüber gezogen, als ich noch ein Kind war und nun bleiben wir dort, weil es uns gefällt, denn man kann überall glücklich sein und in Ormunt erst recht. Ihr meint, es seien Wilde drüben? Warum? Weil sie nicht schreiben und nicht lesen lernen, keinen Schulmeister und keinen Pfarrer haben und sich in Ziegenhäute stecken? Kommt denn Glück und Zufriedenheit vom Schulmeister oder Pfarrer oder vom wollenen Kittel? Wir haben drüben wenig klingendes Geld, aber gute Weiden haben wir, und Rinder und Kühe, daß es eine Art hat und Ziegen, flink und gescheidt wie Gemsen. Es fehlt mir nichts als eine rechte Hausfrau, denn meine Mutter starb vor anderthalb Jahren und nun haushalten wir allein, mein Vater, mein Großvater und ich, und da geht es eben wie's gehen mag.“

Mein Ätti war nicht überzeugt; er sagte stets: „Es wird nichts draus!“ und als der Ormunter ging und zögernd vom Hause wegschritt, da öffnete er noch das Fenster und rief ihm nach: „Es wird nichts draus!“ Ich aber wischte zur hinteren Thüre hinaus, erreichte meinen Tänzer mit ein paar Sprüngen und sagte zu ihm, er solle nur getrost heimgehen und mich machen lassen.

Nun kamen unangenehme Tage für mich, und ich glaube auch für meinen Ätti. Aber ich ließ nicht nach und drei Sonntage später sagte der Vater zu mir: „Nimm einen Stock, wir wollen hinüber. Hast du die Wilden gesehen und willst dann bei ihnen bleiben, nun so mag's mir recht sein.“

So gingen wir, ich voraus, er hinter drein, und sprachen nichts zu einander. Damals führte noch keine Straße über den Pillon, ein schmaler Pfad stieg dem Bache entlang empor zwischen den Wettertannen hindurch und jeden Augenblick von einem Ufer des Wassers zum anderen. Es schien mir ein langer Weg und jedesmal, wenn ich den Bach überschritt, maß ich das Wasser mit den Blicken und dachte: „Es ist immer noch tief, es muß noch weit sein bis auf die Höhe.“ Nach und nach aber wurde der Bach doch zum Bächlein und die Sonne stand noch lange nicht im Mittag, als der Wasserlauf in ein paar Tümpeln sich verlor und wir oben auf der Paßhöhe waren. Nun redete der Ätti zum erstenmal: „Wir wollen hier den Imbiß nehmen.“

„Thu's Ätti,“ sagte ich, „ich habe keinen Hunger.“

„So kann auch ich es noch aushalten, geh' voran, dort rechts zwischen den Lärchen hinunter!“ Nach einer halben Stunde traten wir auf eine Weide hinaus und vor uns lag

ein schöner Thalgrund mit vielen braunen Hütten, die zerstreut an den Abhängen klebten.

„Ist das Ormunt, Ätti?"

„Was sollt' es sonst sein?"

„Aber das ist ja gar kein wildes Land! Das Thal ist sonnig und die Weiden scheinen mir gut und gehen weit hinauf. Er hatte Recht, hier in . . ."

„Schau' dir die Leut' erst an!" brummte mein Vater.

Wir stiegen ins Thal hinunter. Die erste Hütte stand offen, war aber leblos und verlassen, die zweite und dritte auch: wir suchten weiter: kein lebendes Bein ließ sich sehen, das ganze Thal schien ausgestorben zu sein. Endlich, als wir es schon halb aufgegeben hatten, hörten wir etwas wie eine menschliche Stimme, die kam von einer Hütte her, die ein wenig in der Höhe in einer fetten Matte stand. Wir stiegen hinauf; immer deutlicher ward die Stimme und mein Vater zwinkerte mit den Augen und sagte spöttisch: „Hörst du's?"

„Ja, wenn das ihr gewöhnlicher Ton ist, so gnad' mir Gott!" dachte ich.

Die Stimme kam hinter der Hütte hervor. Wir gingen ihr nach, wie wir aber um die Ecke bogen, blieben wir beide wie auf ein Zeichen stehen, so seltsam war, was wir sahen. Da stand eine Frau, sie, die so schrie, hoch und aufgerichtet, und warf ihre langen, nackten, mageren Arme in die Luft. Sie war barfuß und der Rock reichte ihr nur bis auf die Knie. Vom Kopf herab hing mächtiges, schneeweißes Haar über den Nacken, die Schultern und die Brust, es war so dicht, daß es fast das ganze Gesicht verdeckte. Von dem sah man nur die schwarzen, flammenden Augen und eine große

krumme Nase, deren Rücken scharf war, wie der einer Messerschneide. Sie sah uns nicht, denn ihre Blicke zielten nach einem Männchen, das vor ihr auf einem geschälten Lärchenstamme saß, ruhig an einem Pfeifchen sog und lächelnd den Rauch zu dem wilden Weibe hinaufblies. Er sprach keine Silbe, sie aber warf die Wörter auf ihn herab, als wären es Steine, langsam aber wuchtig, und bei jedem Ausrufe warf sie die Arme in die Höhe, bald mit ausgespreiteten Fingern, bald mit geballter Faust und ließ sie dann klatschend auf ihr Röckchen herunter fallen.

Ich verstand damals noch nicht viel Welsch, merkte aber doch, daß es ein gräßliches Fluchen war, das ihr aus dem Munde kam, und es fror mich halb bei dem Klange der Stimme. Einen Satz hab' ich besonders aufgefangen, der kehrte jeden Augenblick wieder, wie der Schluß der Lieder, die wir singen: „Möcht' dich der Schnee erdrücken, oder möcht' dich das Wasser ersäufen oder möcht' dich der Donner erschlagen, du vermaledeiter fremder Strolch!"

Als sie einmal einen Augenblick von ihrem Opfer abließ, wohl weil ihr der Atem ausgegangen war, fielen ihre Blicke auf uns. Das war ein Blick, der fuhr auf einen los, scharf wie die Sense ins Gras. Ihre Arme erhoben sich langsam und ihr zahnloser Mund öffnete sich: „Nun wird das Wetter auf uns losfahren," dachte ich und zuckte zusammen, wie einer, der einen Stein auf sich zufliegen sieht. Da drehte sie sich um, nahm einen Haselstock auf, der ihr zu Füßen lag und schritt dann langsam die Halde empor, indem sie ein Selbstgespräch anhub, das wie abziehender Donner zu uns herunter klang.

Das Männchen mit der Pfeife hatte uns natürlich nun

auch bemerkt. Er erhob sich, kam auf uns zu und grüßte. Er war gut gekleidet; es konnte kein Ormunter sein.

Er redete uns auf französisch an, mein Vater aber unterbrach ihn mit dem üblichen: „Nit Welsch!“ Da fing er an deutsch zu reden, mit etwas seltsamer Aussprache, aber geläufig.

„Kennt ihr sie schon, die Alte dort?“

„Nein!“

„Das ist die Berganni, sie ist verrückt, wie ihr seht, sie bringt ihre alten Tage damit zu, die andern zu verfluchen; auf mich hat sie es aber besonders abgesehen und es ist ja auch begreiflich, wenn ich auch an der Geschichte unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind. Ich bin noch nicht lang hier, drei Jahre mögen's im Frühjahr gewesen sein. Ich bin Viehhändler, der einzige im ganzen Thal, und der einzige, der etwas Geld in diesen weltverlorenen Winkel gebracht hat. Daneben bin ich dann noch Vieharzt; ich sollte das eigentlich vor dem anderen sein, aber ihr begreift ja: ein Vieharzt in einer Gegend, wo kein Geld ist, wo die Leute nicht einmal wissen, daß es Menschenärzte giebt, wie soll er da von seinem Berufe leben. So ist der Vieharzt zum Viehhändler geworden und ... ach nun, eins gilt das andere!

„Vor zwei Jahren habe ich der Alten oder besser ihrem Manne ein Rind abgehandelt; das war aber ein wildes Ding und er ein alter Mann, und als er's einfangen wollte, hat es ihn überrannt und er ist daran gestorben. Das hat die Alte um den Verstand gebracht, und seither sieht sie in mir nichts mehr als den leibhaftigen Gottseibeiuns, und wo sie mich antrifft, da hält sie mir eine kleine Predigt, und führt uns der Zufall lange nicht auf den gleichen Weg, so

steigt sie zu mir herunter wie heute und ich horche ihr dann ruhig zu, denn sie kann ja nichts dafür. Die Leute aber scheuen sie und sagen, sie sei eine Hexe und könne auf ihrem Haselstock fliegen wie eine Krähe, man habe sie schon gesehen. Wer darum unfreundlich von ihr reden will, der nennt sie Hexenanni.

„Die Alte hat die verrückte Idee, ihr Mann sei nur deshalb gestorben, weil er, der Gewohnheit der Ormunter entgegen, geldgierig geworden sei und mit einem Fremden sich in einen Handel eingelassen habe. Das ist das Salz und der Pfeffer all ihres Geschreis: das Einheimische ist gut, das Fremde ist teuflisch. Heute hat sie auf mich losgewettert, weil ich rauche; sie fürchtet, bald werde das ganze Thal rauchen und dampfen, als hätte der Teufel die Hölle nach Ormunt verlegt. Ein andermal ergeht sich ihre Zunge über meine Schuhe und Strümpfe, oder über meinen Kittel und meine Hosen und auch mein Frauchen wird nicht verschont, weil es einen Rock trägt, der bis auf die Knöchel reicht. Am schlimmsten aber ist es, wenn sie mir ihre Meinung über das Geld sagt: hört man sie, so möchte man glauben, an jedem Silberstück gehe ein Leben und an jedem Goldstück eine Seele zu grund."

Der Viehdoktor hätte noch lange geschwatzt, hätte ich ihn nicht unterbrochen und gefragt, ob es nicht einen Peter Schneiter in Ormunt gebe. Der Pfiffikus blinzelte mich mit seinen kleinen schlauen Äuglein an und ich sah es wohl, er hatte es gleich heraus, warum ich gefragt hatte. Er lächelte und mir wurde der Kopf heiß. „So, ihr sucht die Schneiters?" sagte er, sich an meinen Vater wendend.

„Ja, ich habe ein Geschäft mit ihnen, wir sind

weitläufig verwandt ... sie sind auch von drüben ... wo kann man sie finden?"

„Das ist schwer zu sagen, guter Freund," erwiderte das Männchen. „Ihr wißt ja wohl, wie es die Ormunter halten, die ziehen das ganze Jahr umher, wie die Juden in der Wüste: jetzt ist der ganze Thalgrund verlassen, ihr werdet außer mir und meiner „Alten" da drin kein Bein hier finden und wir bleiben nur, weil wir droben keine Hütte haben. Kurzweilig ist's nicht, und käme nicht von Zeit zu Zeit die Berganni, es wär' nicht zum aushalten. Wenn ihr jemand suchen wollt, müßt ihr in die mittleren Stafeln hinaufsteigen, oder vielleicht in die oberen, ich weiß es nicht: es ist jetzt Ende Juli, da pflegen sie ganz hinauf zu ziehen, ihr müßt es eben versuchen. Ihr nehmt den Pfad, den die Berganni ging; in einer halben Stunde wird die Halde etwas flacher, dort werden sie sein. Und ist aber niemand dort, so findet ihr einen breiteren Pfad, der führt nach Isenau, den müßt ihr einschlagen und immer rechter Hand dem Berg entlang gehen. Erwischen werdet ihr das Völkchen schon irgendwo zwischen diesen paar Bergen drin, denn jenseits hört für die Ormunter die Welt auf, da wagen sie sich nicht hinaus. Ein sonderbarer Schlag."

„Kennt ihr den Schneiter?" fragte mein Vater mit gleichgültigem Ton und Gesicht.

„Ja, ich kenne ihn schon, das heißt, wie man die Ormunter eben kennen kann; ich kenne ihrer sogar drei."

„Was spricht man von ihnen hier zu Land."

„Was man spricht, nun das weiß ich nicht; ich will euch lieber sagen, was ich gesehen habe: Der junge Peter Schneiter scheint mir ein tüchtiger Bursche zu sein" — das

sagte er zu mir gewandt — „man merkt eben, daß er nicht von hier ist. Er ist stark wie ein Ochs und rührig wie ein Fohlen, und mehr braucht man eigentlich hier in Ormunt nicht. Ob er hübsch ist oder nicht, das wißt ihr vielleicht selber schon, oder dann habt ihr das bald heraus, wenn ihr ihn einmal gefunden habt, hä, hä, hä!"

Da sprach wieder der Ätti mit dem gleichgültigsten Tone der Welt: „Wenn ich euch fragte, war 's weniger wegen des Jungen als wegen der anderen; was haltet ihr von denen?"

„Nun, mit dem Vater ist schon auszukommen, ich habe schon etliche Male mit ihm gehandelt und mich dünkte, er sei nicht von den Schlimmsten. Und der ganz Alte, der Großvater, nun ... der ist so alt wie Methusalah ... was ist von dem zu sagen? Heiraten möcht' ich ihn nicht, aber er wird schon einmal zu der Einsicht kommen, daß es in einer vierbretterigen Hütte für seinesgleichen am schönsten ist..."

„Haben die Leute etwas Vermögen, etwas Geld?" fragte mein Vater wieder.

„Geld? Geld hat hier niemand. Man hat Kühe und Rinder und Kälber und Ochsen, Geld braucht man nicht. Ich, mit meinem Viehhandel, habe sie etwas damit bekannt gemacht, aber sie haben sich noch nicht daran gewöhnt und es giebt immer noch die Menge, die reden von einem Louisdor, wie anderswo die Bauern von einem Wechsel. Nein, Schätze häufen die Ormunter nicht auf, und ich habe mich selber schon gefragt, ob ich wohl daran thue, es sie zu lehren: am Ende hat doch die Berganni recht: das Geld ist ein Teufel; freilich läßt sich mit dem Teufel teuflisch viel anfangen, teuflisch viel anfangen, hä, hä, hä!"

In dem Augenblicke ging die Thüre der Hütte auf und ein rundliches Weibchen mit kleinen Augen, einem stumpfen Näschen und roten Bäcklein trat heraus. Sie schien etwas älter als ihr Mann, sie mochte fünfzig Jahre tragen und in ihrem braunen Haar waren weiße Fäden.

„Du hast dich wieder mit der Hexe gezankt! Daß du ihr Fluchen nicht satt bekommst!“ Dann zu uns gewendet: „Das ist ein Leben zwischen diesen Bergen! Ihr habt keinen Begriff! Ich kann mit niemand ein Wort tauschen und muß es nun schon drei Jahre so dulden und mein Mann ist nicht fortzubringen! Er ist ein Narr — ja, lache nur, ich sag's vor allen Leuten! — er will dem Volke da der Heiland sein und sieht nicht, daß es ihn nicht braucht und daß es ihm einmal den Fußtritt geben wird. Weil es ihm draußen im Lande nicht immer nach dem Fädchen ging, hat er sich unter die Wilden gesteckt, wie ein Apostel; die Apostel hat man gesteinigt; ich bin in einer beständigen Angst!“

Mein Ätti schien zu wissen, was er hatte erfahren wollen, er dankte dem Doktor für die Auskunft und stieg den Pfad hinan schweigsam, als ob ich nicht bei ihm gewesen wäre. Nach etwa einer halben Stunde wurde der Pfad flacher und wir gewahrten das Schimmern einiger Schindeldächer. Ich eilte meinem Vater ein paar Schritte voraus, um zu spionieren, denn er war alt und stieg nicht mehr leicht. Plötzlich sah ich einen den Pfad heruntereilen in großen Sprüngen und hell jauchzend. Er war barfuß und trug nichts als kurze Hosen und ein Hemd. Er faßte mich und hob mich auf die Schultern, als wäre ich ein leichtes Vögelein gewesen.

„Ich wußte es schon, daß du kommen würdest,“ sagte er und lief mit mir den Berg hinan, und als wir in die Nähe der ersten Hütte kamen, stieß er einen Freudenschrei aus, der mir durch Mark und Bein ging; es ist mir, ich höre ihn noch. Da kam von der Hütte her ein älterer Mann, noch etwas weißer, als mein Vater damals war. Er war gleich angethan wie der junge, hielt die Hand über die Augen, um besser zu sehen und fragte, was los sei.

„Das ist sie, Ätti!“ sagte Peter, indem er mich vor seinem Vater auf den Boden stellte.

In dem Augenblicke klang's von der Hütte her wie aus dreißig Trompeten, und als ich hinsah hingen sechzig verwunderte Augen an mir: in langer Reihe standen sie da, die Kühe und Kälber in den glänzend braunen Fellen, eins hinter dem andern und alle drehten den gedrungenen Hals nach uns und brüllten, daß es eine lustige Musik abgab. Etwas abseits an einem Raine standen ein paar Geißen, die grasten und meckerten manchmal zwischen zwei Bissen. Mitten im Zuge aber, auf einem scheckigen Ochsen, saß ein sonderbarer Reiter: der war dürr und mager wie ein Stecken und auf dem Nacken wackelte ein Köpfchen mit langem, langem weißem Bart und Haar: er sah fast aus wie ein Spinnrocken, den man am oberen Ende etwas eingeknickt hat. Das ist der Großätti, dachte ich. Der Alte achtete nicht auf uns, er stützte seine mageren nackten Arme auf den Rücken des Ochsen, auf dem er saß und blickte unbeweglich vor sich hin. Peter sah, daß ich den Alten betrachtete und sagte: „Er ist fast ganz taub, er hört uns nicht; wir ziehen heute auf die oberen Stafeln und da haben wir ihn auf den Ochsen gesetzt, weil er sonst nicht hinauf gekommen wäre.“

„Aber heut' ist ja Sonntag, man hält die Alpfahrt doch nicht an einem Sonntage!"

„Hier schon, das ist eben eine eigene Welt. Heut ist Jakobitag und da mag es Sonntag sein oder nicht, es mag regnen oder hageln: die Ormunter ziehen an diesem Tage in die oberen Stafeln, so sei's seit Menschengedenken gehalten worden. Sieh' nur, dort geht schon ein Zug und weiterhin ein anderer, und ein dritter ist dort oben, du siehst doch den dunkeln Streifen?"

Mein Vater war indessen nachgekommen. Er blieb einige Schritte hinter uns stehen und musterte die Kühe und die Hütte, Peters Vater und den alten Reiter auf dem Ochsen. Dann rief er mir zu: „Ursula, komm' her!"

Ich gehorchte. „Wie gefällt dir deine Familie?" hub er spöttisch an. „Siehst du jetzt ein, wie närrisch du bist? In ein Land ziehn wollen, wo man leben muß wie unter Heiden, wo nichts recht ist, als die Weiden und die Kühe darauf!"

„Und der Peter?" rief ich gereizt dazwischen.

„Kind, du bist blind! blind bist du! Käm' in Gsteig einer in dem Aufzuge da, und machte dir einen Antrag, du schlügst ihm die Hand in die Zähne!"

„Nein, das thäte ich nicht! Ich schaue nicht auf die Hosen, die einer an hat."

„Auf gar nichts schaust du, du leichtfertiges Geschöpf! Komm' mit mir heim, oder ich reiß' dich an den Zöpfen mit."

In dem Augenblicke kam Peters Vater näher und lud uns in die Hütte ein, um etwas auf den Zahn zu nehmen, wie er sagte.

Mein Ätti schüttelte den Kopf und sagte: „Ich will mit euch nichts zu schaffen haben! Lumpenpack!"

„Wenn ihr's so meint, so bleibt hier außen; aber freundlicher dürftet ihr schon sein: wir sind keine Hunde!“ Sprach's und drehte uns den Rücken.

Ich aber lief ihm nach und sagte ihm, ich nehme gern, was er mir angeboten. Da stieß Peter wieder seinen Jauchzer aus, hob mich wieder auf die Achseln und trug mich im Trab in die Hütte.

„Ursula, mein Kind, mein Kind!“ rief mein Ätti, und es klang so flehentlich, so weich von dem harten Manne. Ich merkte es an dem Tone, daß er weinte; das hatte ich an ihm noch nie gesehen, und es erwürgte mich schier, wie er halb abgewandt nochmals rief: „Ursula, mein Kind!“ Aber ich blieb fest und er ging.

So wurde ich eine Ormunterin.

Nun kamen anderthalb Jahre, die waren schön. Ich bin jetzt eine alte Frau, aber könnt' ich an diesem Sylvesterabende einen Wunsch thun, ich sagte: „Herrgott, laß' morgen wieder so ein Ormunter Jahr anfangen! laß' mich nur noch eins erleben und dann sterben!“

Wir waren nicht reich, nein, das nicht; aber was wir brauchten, das hatten wir. Wir lebten für uns und da es jedermann so hielt, wurden wir auch von den anderen ungeschoren gelassen. Da gab es kein Zanken und Hadern; nur eine im ganzen Thal hatte eine böse Zunge, aber die wußte schon, an wem sich wetzen und ließ uns in Ruh'. Die Arbeit drückte uns nicht: wir sahen nach unserem Vieh, und das war beinahe alles; denn mit Braten und Kochen verlor man nicht viel Zeit und mit Nähen und Stricken noch weniger. An's Barfußgehen gewöhnte ich mich schnell, hatte ich es doch als Kind auch nicht anders gehalten.

Sorglos und sorgenlos, das waren wir: wir standen am Morgen auf und wußten: 's wird heut schon alles seinen rechten Gang gehen, und wir legten uns am Abend nieder und wußten: 's wird morgen nicht schlimmer sein, als es heute war. Und diese Gewißheit machte einem das Leben und selbst die Trennung vom Vaterhause leicht.

Sorglos und sorgenlos, ich bin es seither nicht wieder geworden, drum denke ich auch so gern an jene Zeit. Und sehe ich ein Fröschlein, das sitzt im Weiher und hat nichts zu thun, als etwa nach einem Mücklein zu schnappen, oder treff' ich ein Eidechschen, das sich an der Sonne wärmt, oder ein Käferchen, das auf einem Blümlein sitzt, so denk' ich allemal: das sind alte Ormunter, die wissen, wie man leben muß. Die Ameisen und Bienchen und Spinnen aber, nun, das sind Gsteiger, oder Saaner, oder Engelländer; die sorgen und schinden sich ihr ganzes Leben lang, und ist man dann alt, wie ich jetzt alt bin, so weiß man nicht einmal, warum und wozu man so viel gesorgt und gekümmert hat und kommt sich fast dumm vor.

Damals freilich kamen mir diese Gedanken nicht, ich wußte gar nicht, wie schön ich es hatte: ich lebte eben in den Tag hinein wie das Fröschlein und das Eidechschen und meinte, so müßt' es nun alleweil sein.

Anfangs hatte mir der Großätti etwas Sorge gemacht, der war mir unheimlich mit seinen mißtrauischen Augen, die, wenn man etwas sagte, immer auf der Lauer waren und zu fragen schienen: „Sagt ihr etwas Übles von mir?" — Aber ich gewöhnte mich an ihn und ließ ihm seine Narrheiten. Denn er war ein sonderlicher Grillenfänger: ein rechter Ormunter war er nicht geworden, er war eben schon

zu alt, als er hinüberging. Da, wo niemand ans Sammeln und Erwerben dachte, mußte er die ganze Zeit auf Geld und Reichtum sinnen, wenn er auch nichts davon sagte. Am Morgen, wenn er gegessen hatte, nahm er seinen Stock, denn ohne den hätte er kaum gehen können, und dann humpelte er den ganzen Tag den Felsen nach und musterte sie und klopfte daran und nahm Steine und wollte mit seinen zitternden Armen Stücke abklopfen und suchte — Gold. Denn man hatte ihm einmal gesagt, Ormunt heiße Goldberg, und gleich war er überzeugt, irgendwo müsse das Gold an den Tag treten, und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Ort zu finden. Gegen den Herbst, als man schon daran denken mußte, sich zur Thalfahrt zu rüsten, wurde er von einem Tage zum anderen noch viel seltsamer: er ging nie mehr aus, wenn man ihn sah: oft war er, ehe wir uns am Morgen erhoben hatten, schon davon geschlichen, oft paßte er einen Augenblick ab, da niemand um die Hütte war, um weg zu hinken. Und ebenso machte er es mit der Heimkehr, nie wußte man, woher er kam und er, der sich kaum noch auf den Füßen halten konnte, war auf einmal da, als wäre er angeflogen gekommen. Wir begriffen ihn nicht und beschlossen, ihm aufzulauern. Einst ertappte ihn mein Peter, wie er mit unsäglicher Mühe aus einem Rinnsal hervorkroch.

„Was machst du da?“ rief er so laut er konnte, um gehört zu werden.

Der Alte gab keine Antwort, sondern belauerte ihn mit seinen mißtrauischen Augen. Peter merkte, daß etwas besonderes in der Nähe sein müsse und stieg in das Rinnsal hinab. Da ließ sich der Großätti hinfallen, so daß er das steile „Tobel“ hinunterglitt und vor Peter, allerdings mit

blutigem Kopfe und zerschundenen Armen unten ankam. Dort warf er sich auf einen Stein, sah meinen Mann wild an und rief ihm mit seiner durch die Taubheit fast unverständlich gewordenen Stimme zu: „Fut (fort)! fut!“

Peter aber faßte ihn an und schob ihn auf die Seite. Da kam ein Gestein zum Vorschein, wie man es im Gebirge zuweilen antrifft. Das hat einen gelben Glanz und drin hat es Flitterchen, die scheinen wie Gold; aber niemand bückt sich danach. Das also war des Alten Schatz; Peter mußte lachen.

Der Großätti, dem das Lachen nicht behagen mochte, nahm sich wieder die Mühe zu ein paar Worten: „'s isch Gout (Gold)! myn Gout! Myn's!“

„Das nehm' ich dir nicht, Großätti,“ rief ihm Peter in die Ohren, „sei unbesorgt! der ganze Stein ist keine Käsrinde wert!“

Der Alte sah ihn fragend an: „Meint er das so? oder sagt er's nur, um mich zu übertölpeln und um meinen Schatz zu bringen?“ Aber Peter lachte so herzlich, daß der andere über seine Meinung nicht im Zweifel sein konnte und er wiederholte, mehr um sich selbst, als um den Jungen zu überzeugen: „Doch, 's isch Gout, 's isch Gout!“

Peter ging seiner Wege; der Alte kam erst am späten Abend zurück. An den folgenden Tagen saß er immer vor der Hütte und lauerte, ob etwa eins den Weg nach seinem Schatze einschlüge; da niemand sich so etwas einfallen ließ, kam ihm die Gewißheit, daß man seinen Stein wirklich nicht hoch schätzte. Da schlich er sich an einem Morgen wieder fort und kehrte erst am Abend zurück, als wir in der Hütte um den Milchkessel saßen. Er hinkte zu uns heran und

zog aus seiner Hosentasche einen Stein, ein Stück von seinem Schatze; das hielt er uns vor die Augen, hütete sich aber wohl, es aus den Händen zu lassen und dabei sagte er, der sonst so wortkarg war, in einem fort: „'s isch Gout, 's isch Gout!"

Mein Schwiegervater und ich schüttelten den Kopf und Peter schrie ihm in die Ohren: „Für den giebt dir kein Mensch ein ‚danke Gott!'"

Der Alte prüfte uns, eins nach dem anderen mit seinem mißtrauischen Blicke und verkroch sich dann in einen Winkel, indem er brummte: „'s isch doch Gout!"

Seither schlich er nie mehr zu seinem Schatze, aber so oft wir ihn allein fanden, hatte er sein Steinstück in den zitternden Händen und spiegelte es in der Sonne und forschte nach Gold.

Der Herbst kam. Wir luden unseren Großätti auf einen Ochsen und trieben das Vieh thalwärts. Von allen Seiten und auf allen Pfaden stiegen blökende Züge herab und unten belebten sich die Hütten. Da sah ich den Doktor wieder. Der hatte jetzt eine strenge Zeit: er war immer auf der Fahrt, ging von einer Hütte zur anderen, ließ sich das Vieh zeigen, betupfte es allerorten, griff ihm die Haut auf den Rippen, maß mit den Armen die Länge und die Dicke und erhandelte, was ihm gefiel. Hatte er fünf oder sechs Stück beisammen, so band er sie an einen langen Strick und trieb sie davon. Nach einigen Tagen kehrte er wieder zurück und brachte den Bauern das Geld in weißen und gelben Münzen und die meisten mußten es auf Treue und Glauben nehmen, denn ihre Zählkunst reichte nicht aus zu dem Geschäfte. Aber das war nicht gut: die sonst so

geraden und offenen Ormunter wurden mißtrauisch und neidisch, jeder meinte, der Doktor habe dem Nachbar für seinen Ochsen oder seine Kuh mehr gegeben als für die seinen, oder er habe ihm den ausgemachten Preis nicht voll bezahlt. Neid und versteckten Haß gab es auch, wenn der Doktor aus einem Stalle fortging, ohne etwas zu erhandeln. So war es jedesmal, wenn das Männchen mit einer Schar Rinder durchs Thal hinabzog, oder wenn er mit der vollen Geldtasche thalauf kam und bald rechts bald links in eine Hütte abschwenkte, als ob ein böser Geist durch das Land schreite und eine übele Saat aussäe. Das schienen die alten Ormunter wohl zu merken, sie sahen das Treiben ungern, hielten die Hand davon und ließen die Jungen feilschen und das Geld einstecken.

Einst an einem Nachmittage war große Aufregung in dem sonst so friedlichen Thal. Was mochte es sein? Man lief zusammen, man horchte, man fragte sich: da kam einer und rief: „Man hat gestohlen!"

„Was?"

„Gestohlen, ihr hört's ja, gestohlen!"

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen, die es hörten: „Gestohlen!"

Ja, man hatte dem Baptist im „Plan" das Geld entwendet, das er kürzlich vom Doktor erhalten hatte!

Gestohlen! davon hatte man früher in Ormunt nichts gewußt!

Wer konnte es sein? Alle dachten das nämliche, aber keiner wagte, es keck auszusprechen. Ja, es mußte Claude, der Jäger, sein, dem hatte noch niemand recht getraut, dem war auch nicht zu trauen, das sah man ihm schon an den Augen

an. Claude war der einzige im ganzen Thal, der kein Hornvieh zog, sondern nur ein paar Geißen hielt. Er wohnte in einer elenden Hütte im Creux de Champ, wo der Schnee auch im heißesten Sommer nie ganz weggeht, und das nützlichste Ding, das er außer der Hütte hatte, war eine Flinte; mit der stieg er in die Felsen hinauf und jagte nach Gemsen. Das Fleisch aß er und die Felle tauschte er gegen Käse und Brot, und so lebte er mit einem zwanzigjährigen Buben, den er Jeannot nannte, abseits von den anderen, eigene Pfade gehend.

Claude war der einzige im Thal, der der Jagd nachging und was ein rechter Ormunter war, hielt ihn für einen Tagedieb und ging ihm aus dem Wege. Wie das Wort „gestohlen“ durch das Thal flog, dachte jeder gleich: „That's einer, so heißt er Claude!“

Da aber kam einer aus dem Creux de Champ, der von dem Frevel noch nichts wußte. Und als man ihn nach dem Gemsjäger fragte, sagte er, Claude sei am Tage vorher zu Berge gestiegen, er habe ihn selbst gesehen, zurückgekehrt sei er noch nicht. Neue Bestürzung, wachsende Unruhe: wer war's denn? war das ganze Thal diebisch geworden? wie sollte das noch enden, wenn es so fortging? Die Männer, junge und alte, traten auf einer Wiese unter einem großen Ahornbaume zusammen, um zu beraten, und wir Weiber standen um sie herum. So waren sie noch nie bei einander gestanden, die Ormunter: jeder sah den andern mit Mißtrauen an: „Bist du's vielleicht?“ Keiner mochte den anderen anreden aus Furcht, den Hauch eines Diebes einzuatmen, jeder war von der Angst besessen, man möchte ihn gar selber für den Thäter halten.

Da fing der ältesten einer zu reden an und forderte den Baptist auf zu sagen, wie es geschehen sei. Der sagte, was man schon wußte: am Morgen habe er das Geld noch gehabt, es habe in einer hölzernen Schüssel auf einem Balken gelegen. Am Vormittag sei er mit Frau und Kind über den Bach gegangen, um Holz zu schlagen, und als er um Mittag zurückgekehrt sei, habe das Geld gefehlt.

„Einer von euch ist der Schelm," sagte der Alte hierauf, „denn mich dünkt, es seien alle aus dem oberen Thale um den Ahorn versammelt. Einer von euch ist's und ich fordere den auf, herauszutreten und zu bekennen, auf daß wir wissen, wem wir trauen können und wem nicht."

Keiner trat heraus; die mißtrauischen Blicke trafen sich und wichen sich aus und gingen aneinander vorbei und es war eine unheimliche Stimmung und wir Frauen wagten kaum zu schnaufen, denn jede sagte sich mit Bangen: „Wenn's nur nicht dein Mann ist!"

Daß eine von uns den Streich gethan haben könne, fiel uns gar nicht ein, zu so etwas gräßlichem war nur ein Mann fähig. Hä, hä, hä!

Wie alles schwieg, hub der Alte wieder an: „Du Entehrer des Thales, ich fordere dich nochmals auf, daß du heraustretest und bekennest!"

Er hatte umsonst gerufen und umsonst war auch die dritte Aufforderung. Da erhob er die Stimme höher als sonst und rief, daß es einem in den Knochen fror: „So sei verflucht! verflucht! verflucht! Und du mögest krepieren an deinem Lohne!"

Und ohne Verabredung, ohne ein Zeichen wiederholten alle, die um den Baum standen: „Er sei verflucht! verflucht! verflucht! Und er möge krepieren an seinem Lohn!"

Ich höre den dumpfen Fluch noch in den Ohren. Wir Weiber wischten uns die Augen.

Wieder fing der Alte zu reden an: „Ich bin ein alter Mann und bin schon manchmal zu Berg und wieder zu Thal gefahren und habe schon mancherlei erlebt; aber ich mußte weiß werden, um zu erfahren, daß es in Ormunt Schelme giebt: ich wollte, ich wäre gestern gestorben! Wir haben keine Satzung für Schelme, unsere Väter und wir bis auf den heutigen Tag brauchten das nicht; jetzt aber ist es anders: es muß eine Satzung gemacht werden und so es euch recht ist, wollen wir es fürderhin so halten: Wer vom Gut eines anderen nimmt, ohne daß ihm dieser gesagt hat: nimm's! den ersäufen wir im Wasser. Ist es euch recht so, so sagt ja!"

Und sie sagten: „ja!" alle wie einer.

„Geht nun heim, und wer Geld hat, der sehe dazu und spiegle es nicht, um keinen zu locken, und wer aber ein schlecht Gewissen hat, der gehe hin und ersäufe sich in dieser Nacht, denn sein Urteil ist gefällt!"

Als man kleinlaut auseinandergehen wollte, kam eine die Berghalde herabgerannt und ihre Haare flogen hinter ihr; es war die Hexenanni. Auf einem Rain, etwa fünfzig Schritte von uns, stand sie still, warf ihre fleischlosen Arme und den Haselstecken in die Höhe und schrie zu uns hernieder wuchtig und scharf wie ein Richtschwert: „Je mehr Geld, je schlechter die Welt! Alles Geld sei verflucht! Wer's gebracht, sei verflucht! Wer 's nimmt, sei verflucht! Je mehr Geld, je schlechter die Welt!"

Sonst, wenn sie fluchte, kehrte sich keiner nach ihr, sondern ging lachend seines Weges. Diesmal flößte sie Schauder, ja

fast Ehrfurcht ein und mancher mochte sich sagen: „Sie ist so verrückt nicht, wie man glaubt.“

Es war ein seltsamer Abend, der nun anbrach. Von oben und von unten, von allen Seiten hörte man ein Zimmern und Hämmern und Klopfen: an jenem Abend machte man in Ormunt starke Riegel an alle Thüren: das Zimmern machte einem Herzweh.

Am folgenden Morgen als Baptist seine Thüre aufmachte, lag davor ein Häufchen Geld: sein Gut war über Nacht wieder heimgekommen. Noch am nämlichen Tage sah einer etwas seltsames im Fluß liegen, gerade am Fuße eines senkrechten hohen Felsens, den man „Ziegensprung“ nannte. Er kletterte hinab, es war eine Leiche, ganz zerschmettert und entstellt und es dauerte lange, bis man herausfand, daß es Jeannot, Claude's Bube war. Er hatte sich gerichtet, wie man ihn geheißen hatte. Alle aber sagten: „Der Gedanke ans Stehlen ist dem Jeannot nicht von selber gekommen, er war kein böser Bursche. G'nad Gott dem anderen!“

Noch einmal stieg in jenem Herbst der Doktor mit sechs Rindern ins Land hinab und noch einmal kam er herauf mit der ledernen Geldtasche auf dem Rücken: noch einmal war es, als ob ein böser Geist das Thal hinab und wieder das Thal herauf steige und links und rechts vom Wege ein giftiges Kraut säe; dann aber drang ein kalter Wind von der Comballaz ins Thal ein und warf Schnee um sich her wie mit Schaufeln und versperrte allen Weg und Steg, dem bösen Geiste, wie den guten Ormuntern. Nun war Ormunt wieder das glückliche, friedfertige Thal mit dem gemächlichen, einförmigen aber guten, guten Leben. Es war ein langer, strenger Winter, mir aber war so wohl, daß ich manchmal

heimlich wünschte, der Schnee möchte immer fünf oder sechs Fuß tief auf den Matten liegen. Der Lenz that mir den Willen nicht; es fing an zu tauen und die Lawinen stürzten von den Teufelshörnern in das Creux de Champ hinunter, und eine folgte der anderen, so daß man sich an ihren Donner gewöhnte, wie an das Rauschen eines Baches. Dann schaute der braune Boden da und dort aus dem Schnee heraus und es fing an zu blühen und darauf zu grünen, und die Ställe wurden aufgesperrt, und die Kühe rannten heraus, wild vor Freude, auf das junge Gras los. Am Johannistage begann das Wanderleben wieder, wir setzten unseren Großätti auf den zahmsten Ochsen, den wir hatten und stiegen in die mittleren Stafeln hinauf und am Jakobitage in die oberen, und der Sommer war so schön, wie der erste. Nein, schöner war er: denn ich hatte ja jetzt ein Bübchen, meinen Hansli, der auf meinen Armen und, als er etwas stärker geworden war, auf meinem Rücken mit mir herumwanderte, bergauf, bergab, wie's gerade sein mußte. Und während ich nach dem Kleinen sah, besorgten Peter und sein Vater das Vieh; der Großätti aber humpelte oder kroch umher und suchte Gold. Daß er keines fand, brauch' ich es zu sagen? Wir aber hatten Mitleid mit ihm und im Herbst, als uns der Doktor das Geld für einen Ochsen hinzählte, den Ochsen, der den Alten zwei Sommer lang treu getragen hatte, steckte mein Mann dem Goldjäger unvermerkt ein Geldstück in den Sack, klopfte mit der Hand auf diesen und rief lachend in die tauben Ohren: „Da drin isch Gold!" Da hättet ihr den Großätti sehen sollen: er räumte seine Hosentasche, die mit allerhand Gestein gefüllt war, aus, und als er das gelbe Scheibchen gefunden hatte, konnte er sich

daran nicht satt sehen, und wenn er's einmal nicht ansah, hielt er die linke Hand in der Tasche und in der Hand das Geld. Nun war er glücklich wie wir all den Winter lang.

Wieder waren die Lauenen ins Thal gefahren; schon standen die Kühe an den sonnigen Halden, das junge Gras mit der Zunge abraufend, und bei jedem Bissen und jedem Tritte bimmelten die schweren Schellen, die ihnen um die Hälse hingen und es ging eine schöne Musik durch's ganze Thal.

Da schritt wieder der Doktor von Hütte zu Hütte; aber er war nicht allein: er hatte einen mitgebracht aus dem Land herauf, einen großen, schweren Mann, mit rotem, schlecht rasiertem Gesicht und mit einer blauen Bluse, die ihm bis auf die Knie reichte. An seinen Fersen war immer ein grauer Hund mit einem Stumpfschwanz, gestutzten Ohren und einem recht bösen Blick. Der Mann ließ sich das Vieh vorführen, betastete es mit den feisten Fäusten, fand allerhand Fehler daran, und wenn er es recht schlecht gemacht hatte, klopfte er dem Bauer auf die Achsel und sagte: „Ich geb' euch so und so viel, wollt ihr?" Dem Preise hängte er immer die Worte an: „Und keinen Deut mehr!" Aber das war ihm so ernst nicht und wer nicht gleich einschlug, konnte es leicht erleben, daß der Preis um manchen Deut in die Höhe ging. Hatte er ein Stück erstanden, nahm er eine Schere aus der Bluse und schnitt damit dem Vieh hinter dem Kreuze ein Zeichen ins Haar, um es wieder zu erkennen.

Der Doktor stand neben ihm und war ganz glücklich, und ich hörte einmal, wie er zu meinem Manne sagte: „Ihr werdet sehen, was ich aus Ormunt mache! Steinreich soll es werden und ein Leben sollt ihr haben, wie die Vögel

im Hanfsamen! Es soll eine Zeit kommen, da die Alten zu den Jungen sagen werden: ‚Ach geht, was wißt ihr vom Schinden und Darben! Als ich noch ein Bube war und man noch nichts von dem Doktor wußte, da ging's magerer zu als heut zu Tage! Da klingelte das Geld noch nicht in allen Taschen! Da hatte man nicht mehr Brot als jetzt Silber!‘ Oder: ‚Ja, das ist nun schon lange her! Wie lange mochte damals der Doktor im Thal sein! Zwei, drei Jahre, mehr nicht! das war in der Zeit, da man in Ormunt Geld zählen lernte!‘ ... Glaubt mir's, Nachbar, die Ormunter sollen die Jahre von mir an zählen!“

Der Mann mit der Bluse kaufte wohl an die vierzig oder fünfzig Stück Vieh, dann trieb er sie zusammen, zählte den Bauern den Preis auf die Hand und ging davon mit seiner Herde, die ihm der bissige Hund hübsch beisammen hielt.

Es mochten seitdem etwa vier Tage vergangen sein. Da, als wir am Morgen die Stallthüre öffneten, um das Vieh auf die Weide zu lassen, folgte eines unserer Kälber den anderen nicht: es stand in einer Ecke, senkte den Kopf und ließ die Ohren hängen. Was mochte es nur haben? Wir trieben es ins Freie, um es bei Tageslicht zu besehen. Der Tau an der Schnauze fehlte, die Ohren waren warm, die Augen trübe und matt, es mußte krank sein. Wir holten ihm Heu von der Diele herunter; es roch daran, fraß aber nicht, sondern streckte sich hin und legte den Kopf auf den Boden.

„Wenn wir den Doktor kommen ließen?“

Das Männlein kam, sah dem Tiere ins Maul, legte das Ohr an die Magengrube, schüttelte den Kopf und machte ein bedenkliches Gesicht. Beim Gehen sagte er: „Ich

will euch ein Kraut geben, das siedet im Wasser und von dem Trank schüttet ihm alle zwei Stunden ein Steinfaß[1]) voll ein.

Das Mittel half keinen Pfifferling. Gegen Abend bekam das Kalb ganz rote Augen, das Wasser fing ihm an daraus zu fließen und wenn man es ansah, meinte man, es merke, daß es übel mit ihm stehe.

Am Morgen war es abgemagert, als hätte einer die Nacht über mit einem Beil an ihm gezimmert; es hatte Mühe zu atmen, sein Fell hatte keinen Glanz mehr und die Haare standen struppig durcheinander, wie wenn beständig der Wind drein geblasen hätte. In einem fort troff das Wasser aus den Augen und es war ein Jammer, das Vieh anzusehen, das sich kaum auf den Beinen hielt, nach Luft rang und beständig dem Ersticken nahe war.

Als wir das andere Vieh auf die Weide treiben wollten, kamen wir in einen neuen Schrecken: wohl an die fünf Stück blieben im Stall, starrten vor sich hin und eines schüttelte sich, als hätte man es mit Eiswasser begossen. Es wurde uns klar: der Stall war verseucht und stand das Kalb um, war der ganze Viehstand hin und wir waren arme Leute.

„Wir müssen die Gesunden in die mittleren Stafeln treiben und sollt's oben auch noch Schnee haben," sagte mein Mann.

Wir wollten uns gleich ans Werk machen. Als wir ins Freie traten, sahen wir unten den Nachbar Guyot, der in seiner Matte ein Loch grub. Wir ahnten Schlimmes und riefen ihm zu: „Was schafft ihr, Nachbar Guyot?"

---

[1]) Schlackerfaß.

Er strich sich mit seiner Hand über den Kopf und rief zu uns herauf: „Ihr seht's ja, ein Loch, es ist mir eine Kuh umgestanden und der halbe Stall ist mir siech! Ich fürchte es gebe des Grabens kein Ende mehr!“

In dem Augenblicke kam der Doktor den Pfad herunter. Wir wollten ihm sagen, wie's im Stall stehe, er aber gab uns zu verstehen, er könne es sich schon denken.

„Es kommt ein großes Unglück über das Thal,“ sagte er nach einer Weile, „die Pest ist los und wer in zehn Tagen noch in seinem Stalle brüllen hört, kann seinem Herrgott danken.“

„Wir treiben die Gesunden hinauf!“

„Es ist zu spät, es sind die meisten, es sind wohl alle angesteckt und ihr schleppt bloß die Krankheit in den Berg hinauf und verseuchet auch die oberen Ställe; ich rate euch, hier zu bleiben und es über euch ergehen zu lassen.“

Da kam atemlos ein Bub' dahergerannt: der Doktor möchte mit ihm kommen, der Vater hab's gesagt, es sei zu Haus eine große Not mit dem Vieh.

„Du bist nicht der erste, der mich heute holen will; es ist ein Jammer, ich weiß es, aber ich kann nichts dafür. Geh' nur heim und sage deinem Vater, es sei die Pest und für die sei kein Kraut gewachsen.“

Nun ging durch das Thal von einem Ende zum anderen ein einziger Angstruf: „Die Pest ist los!“ Das Wort kannte man und dachte sich etwas schreckliches dabei, aber die Wirklichkeit war schlimmer als alle Ahnung.

Wäre der Berg zusammengestürzt und hätte die Weiden überschüttet, es hätte kein größerer Jammer entstehen können. Es war gräßlich, wie der Tod in den Ställen hauste, man

meinte ihn zu hören, wie er hereinschlich und den wehrlosen Tieren einen Strick um den Hals zog und sie erwürgte, eins nach dem anderen und des Mordens nimmer müde wurde.

Es waren glitzernde Frühlingstage, aber man sah den Himmel schwarz, und auf den grünen Matten erblickte man nur das Blitzen der Schaufeln, welche die Gruben für das Vieh öffneten, oder die braunen Erdhügel, die die teuere Habe zudeckten.

Das Quälendste war, daß man den armen Tieren nichts zu lieb thun konnte; man mußte ihnen zusehen, wie sie vom Frost geschüttelt wurden, wie sie abmagerten und vor Schwäche zu zittern anfingen, wie sie nach Luft schnappten und weinten und zuletzt den Kampf aufgaben und ruhig verendeten, wenn man ihnen nicht aus Gnade eine Axt in den Kopf schlug.

Dann schlang man ihnen einen Strick um den Hals und schleppte die schweren Klumpen mühsam hinaus, und die noch gesund im Stalle standen, blickten ihnen nach mit vorgestreckten Köpfen und brüllten kläglich und tanzten unruhig in der Streue. Alle Tage schafften wir zwei oder drei Stück auf die Matte hinaus. Nach zehn Tagen waren noch drei Kühe in unserem Stall; eine davon lag halb erkaltet in der Streue, die andere stand in einer Ecke, unbeweglich, die Schnauze bis auf den Boden gesenkt; die dritte aber war noch gesund und fraß, wenn man ihr Heu hinstreckte, und wiederkäute, wie es sein muß. Es war die stolzeste von all unseren Kühen; sie durfte den Ehrenplatz vorn im Stall bei der Thüre einnehmen und den hätte ihr keine andere je streitig zu machen gewagt. Wir hofften, diese eine wenigstens werde uns bleiben. „Ich meine, wir schaffen sie nun doch

in die mittleren Stafeln hinauf,“ sagte mein Mann; „ich schlage die anderen tot, es erholt sich ja keine und ich kann dem Jammer nicht mehr zusehen. Holt mir die Schaufel, ich will noch eine Grube graben, ’s wird, so Gott will, die letzte sein!“

Als das Loch aufgeworfen war, hatte nur noch eine der kranken Kühe den Schlag mit der Axt nötig, die andere war hin.

Wie wir die letzte aus dem Stall schleppten, da erhob die Gesunde ein lautes Brüllen und kam hinter uns drein, als wollte sie ihrer Kamerädin das Leichengeleit geben und sie sah uns fast verständig zu, wie wir sie in die Grube wälzten und dann zudeckten.

„Nehmt nun das Nötigste auf die Achseln,“ rief mein Mann, „und dann laßt uns hinaufsteigen.“

Wir sputeten uns, als hätte es gegolten, unser eigenes Leben zu bergen; wie wir aber wieder aus der Hütte traten, da kam Peter uns entgegen und sagte: „Geht nur wieder hinein, es ist zum Verzweifeln!“

Wir begriffen sogleich und schauten nach der Matte und nach der Kuh. Dort stand sie bei den Erdhaufen, die sich über den Gruben wölbten, und schlotterte und rüttelte sich, als wollte sie einen Schwarm Mücken von sich schütteln.

Peter, ohne ein Wort zu sagen, nahm die Schaufel und fing an neben der Kuh den Rasen aufzustechen; dann, als er ein mannstiefes Loch gegraben hatte, holte er die Axt aus dem Stalle und schlug der Kuh die Schärfe mit starkem Streich in die Stirne, gerade da, wo der Wirbel ist. Und als die arme Kuh lautlos vor ihm zusammensank, zuerst in die vorderen Knie, und dann den ganzen Leib schwer

in den Rasen warf, da liefen ihm die hellen Thränen über die Backen und auch ich mußte heulen wie ein Kind.

Da hörte man im ganzen Thale kein Schellengeläut mehr, in allen Matten aber erhoben sich die braunen Hügelchen, so zahlreich wie sonst die Heuhaufen. Und traf man einen Nachbar an und fragte ihn: „Wie steht's im Stall?“ so schlug er die Hände zusammen und ging traurig seines Weges.

Im ganzen oberen Thale standen damals noch, wenn's viel war, zehn Stück Vieh; eins davon gehörte der Berganni. Es war eine große schwarze Kuh mit einem weißen Fleck auf der Stirne, drum nannte man sie „Stern.“ Das war die einzige, die wir von unserer Hütte aus weiden sahen und etwa muhen hörten; sonst erblickten wir nichts als Geißen. Denen hatte das Viehsterben weniger gethan, wenn man auch manche hatte verscharren müssen.

In dieser großen Not erinnerte man sich an das Geld, das der Doktor und der Mann mit der Bluse ins Land gebracht hatten. Die jungen Leute thaten sich zusammen und beschlossen, gemeinsam ins Land hinabzusteigen, um Vieh zu erhandeln, und sie nahmen den Doktor mit, damit er ihnen rate und helfe, und mancher sagte ihm unterwegs: „Wie ständen wir Ormunter jetzt ohne dich! Wie wollten wir die Ställe wieder füllen ohne einen Heller in der Tasche? Wir werden's dir nie vergessen!“

Mein Mann war auch bei ihnen. Er hatte unsere ganze Barschaft zu sich gesteckt und hätte gern auch das Goldstück dazugelegt, das er dem Großätti geschenkt hatte, denn er wollte möglichst viel Klauen heraufbringen, um den Stall rasch wieder mit jungem Nachwuchs zu füllen.

Er rief dem Alten sein Begehren ins Ohr; der aber sah ihn mit bösen Augen an, steckte die Hand in die Tasche und rief: „Das Gout isch myns!“ und er ließ sich nicht bereden. Noch am nämlichen Tage sahen wir ihn an seinen Hosen herumflicken mit seinen zitternden Händen: er hatte einen Nagel und eine Schnur und damit nähte er den Sack zu, damit ihm niemand seinen Schatz rauben könnte.

Als die Männer hinabkamen, wo sich das Thal weitet, da stießen sie auf eine Wache, die ihnen den Weg versperrte: „Wir lassen keinen durch, unser Vieh ist uns lieber als ihr! Tretet uns nicht zu nah!“

„Was soll das bedeuten?“ sagten unsere Leute. „Wir kommen, um Vieh zu holen und euch dafür unser Geld zu lassen, was ist da Schlechtes dran?“

„Ihr schleppt die Pest mit euch!“

„Wie sollen wir das, so wie wir sind? Ist mein Stock die Pest? oder mein Kittel? oder meine Hosen? Ich versteh' euch nicht!“

„Wie ihr sie bringt, wissen wir nicht, aber daß ihr sie bringt, das wissen wir.“

„Wir sind keine schlechten Leute und meinen, bei Gott, nichts schlimmes!“

„Mag sein! aber die Pest ist mit euch!“

„So sagt uns, wo sie ist und was sie ist!“

„Das wissen wir nicht, wer weiß das? aber daß man heutzutage auf der Hut sein muß, daß weiß jedermann. Hättet ihr's gehalten wie wir, eure Ställe wären noch voll!“

„Wie meint ihr das?“

„Nun, die Pest kommt nie allein, es muß sie einer

bringen, und hättet ihr keinen Fremden ins Thal gelassen, so wär' sie von selber draußen geblieben."

„So hat sie der mit der Bluse gebracht!" sagte einer von unseren Leuten, und dann zum Doktor gewendet: „Und du hast ihn hergeführt!"

„Ich kann nichts dafür, ich wußte nicht, daß die Pest im Lande ist," sagte der Doktor.

Nun murrten die Ormunter und sahen den Doktor mit bösen Augen an und traten von ihm weg.

„Du solltest der Narren Spott sein!" rief ihm einer zu, „du versprichst dem Vieh die Krankheit zu nehmen und nennst dich Doktor und du räumst den hintersten Stall im Thal aus! Wir werden's dir nie vergessen!"

„Woher kam der mit der Bluse?" fragte einer von der Wache den Doktor.

„Ich führe seit drei Jahren Vieh über die Comballaz nach Château d'Œx und als ich vor drei Wochen drüben meinen Geschäften nachging, da traf ich ihn an. Es ist ein Greyerzer, der Geld hat und Schlachtvieh nach Frankreich liefert; er hätte für Ormunt ein Segen werden können. Daß er die Pest brachte, wer konnte das wissen? ich so wenig wie er. Es ist ein Unglück, daß es so kam, aber ich kann nichts dafür, ich bin kein Hexenmeister, der heute weiß, was morgen sein wird."

„Wer hieß dich ihn bringen? Wer hieß dich selber kommen? Haben wir nicht auch gelebt, als wir von dir noch nichts wußten? Uns zu lieb thatest du's? Das glaub' dir der Teufel! Und am Ende wußtest du's und hast der Pest den Weg gezeigt, eh' sie dich darnach fragte!"

Unsere Leute umstanden den Doktor mit drohenden

Geberden. Da legten sich die Leute von der Wache ins Mittel und sagten, sie thäten dem Doktor wohl unrecht, er hätt' es sicherlich mit ihnen recht gemeint.

„Mag sein, mag auch nicht sein!" erwiderten die unseren, „gleichviel! Glück hat er uns nicht gebracht: wir wollen nichts mehr mit ihm zu schaffen haben!"

Der Doktor beteuerte seine Unschuld auf's neue, aber es half ihm nichts, man hörte ihn nicht an.

„Geh' deiner Wege!" riefen sie ihm zu, „und laß' uns die unseren geh'n! wir wissen jetzt, was wir von dir zu halten haben und werden's nicht vergessen."

Da ging er.

Derweil hatte einer von der Wache den Gemeindevorsteher gerufen. Der hörte das Begehren der Ormunter an, sie immer einige Schritte sich vom Leibe haltend. Endlich sagte er zu ihnen: „Das Unglück hat euch übel mitgespielt, ich will mich umsehen und wenn es sich machen läßt, soll euch geholfen werden. Geht jetzt am Fluß hinauf, etwa zweihundert Schritte; da ist das Ufer auf beiden Seiten flach. Wartet daselbst bis ich wiederkomme. Ihr erkennt die Stelle an einem großen Nußbaum, setzt euch darunter in den Schatten und laßt euch die Zeit nicht lange werden."

Die Ormunter gehorchten. Sie saßen zwei Stunden, drei Stunden unter dem Baume: es ging nichts vor und schon fürchteten sie, man habe sie genarrt. Da endlich regte sich etwas unten am Fluß und man hörte Viehgebrüll und das ‚hü!' der Männer.

„Sie kommen! Sie treiben Vieh herauf!"

Es nahte sich ein ziemlich langer Zug und bald sah das Ufer drüben aus, wie ein Viehmarkt. Der Fluß war kaum

zwanzig Schritte breit und die Ormunter prüften mit den Augen die Ware, die man ihnen vorführte und sahen sich enttäuscht an und begriffen nicht.

„Das Vieh sieht ja elender aus, als das unsere, wenn es die Pest hat! Hungergruben hat es, man könnte einen Kopf darin verstecken und die Rippen stechen durch die Haut: sie haben in der langen Zeit die schlechtesten Stücke zusammengetrieben und die sollen wir nun erstehen! das ist schlecht gehandelt!“ So sagten sie zu einander.

Am anderen Ufer trat der Vorsteher aus dem Knäuel heraus und rief über den rauschenden Bach mit starker Stimme:

„Hier seht ihr Vieh zu Wahl und Kauf. Wir führen eins ums andere vor und wer kaufen will, der mag bieten: wir handeln über das Wasser.“

Eine Kuh wurde bis an den Rand des Flüßchens getrieben, am anderen Ufer standen die Ormunter mit den Füßen fast im Wasser, um dem Stück Vieh möglichst nahe zu sein.

Der Verkäufer rief herüber: „So thut ein Gebot!“

Die Ormunter aber rührten sich nicht und jeder mochte sich sagen: „Ich müßte mich schämen, so ein Gerippe heimzutreiben.“

„So thut ein Gebot!“ tönte es wieder vom anderen Ufer.

„Ist das Tier gesund oder krank?“ rief endlich ein Ormunter, „es sieht ja aus, als hätte es eine Leiter verschluckt! Und steinalt ist's, die Hörner haben sich ihm nach unten gedreht und sind in die Backen hineingewachsen!“

Da trat wieder der Vorsteher vor: „Das Vieh ist gesund, wie ein Fisch im Brunnen, und treten die Rippen

heraus und stehen die Hörner nach unten, nun, so ist das halt unser Schlag: schaut nur, so sind sie alle!"

Das war wahr, so waren viele.

Die Verkäufer lächelten ob den Worten ihres Vorstehers und stießen sich mit den Ellbogen an; einer aber, dem es wohl leicht von der Zunge gehen mochte, rief den Ormuntern zu: „Für die Pest ist das Vieh alleweil' noch gut genug!"

„So thut ein Gebot!"

Als wiederum keiner der Aufforderung folgte, ergriff der Vorsteher das Wort aufs neue: „Ihr scheint nicht so kauflustig zu sein, wie ich meinte! Doch wißt: wir führen kein anderes Stück vor, bis dieses verkauft ist und laßt ihr uns zu lange warten, so könnte uns die Geduld zum Feilhalten ausgehen! Bedenkt auch, daß ihr heute noch das Vieh hinauftreiben müßt, denn auf unserem Grunde lassen wir euch nicht übernachten!"

Was war zu thun? Ohne Vieh wollte man nicht nach Hause kehren und mußte so den Weg gehen, den die anderen wollten.

Einer der Ormunter bot und fing an zu feilschen und kaufte das lebendige Gerippe, wie es ihn dünkte, dreimal zu teuer.

„Schaut her!" rief der Vorsteher, „hier ist ein Säcklein, in das leg' ich einen Stein und werf' es zu euch hinüber. Ihr nehmt den Stein heraus, legt das Geld hinein, bindet das Schnürlein wieder um und werft es zurück. Ist alles in Ordnung, so treiben wir die Kuh über's Wasser."

„Erst treibt die Kuh herüber!"

„Nein, wir halten's, wie ich sagte."

Man mußte wieder da durch, wo er wollte. Das

Säcklein flog mit dem Gelde zurück; der Inhalt wurde nachgezählt und richtig befunden. Nun wurde die Kuh mit Peitschen und Stecken ins Wasser getrieben und geprügelt, bis sie, aus Verzweiflung brüllend, sich vom Ufer in die Mitte des Flusses wagte. Von drüben streckten ihr die Ormunter die Hände entgegen, ergriffen sie an den Hörnern und halfen ihr aus der Not.

So ging Handel um Handel: das Säcklein flog hinüber und herüber, das eine Mal mit einem Stein, das andere Mal mit dem Geld, das der Doktor oder der Blusenmann ins Thal gebracht hatten, und hatte das Säcklein seine Pflicht gethan, so klatschten die Peitschen und die Stecken auf dem Rücken der Tiere; am anderen Ufer aber traten die Ormunter mit ihren nackten Füßen ins Wasser und streckten die rettenden Arme nach dem armen Vieh aus, als wäre es ein kostbarer Schatz gewesen.

Als ein langer dürrer Mann mit starker Bogennase seine Kuh ins Wasser trieb und sie nicht gehorchen wollte und immer wieder den Kopf nach der Heimat drehte, rief er ihr mit trockener Stimme zu: „Fahr' in die Pest, Luder!"

Die anderen lachten und fanden das Wort gut und jeder der von da an sein Vieh wegtrieb, rief ihm in den Fluß nach: „Fahr' in die Pest, Luder!"

Eine Kuh stand auf so schwachen Beinen, daß sie dem Stoß des Wassers nicht widerstehen konnte, umfiel, und vom Flusse fortgerissen wurde. Von beiden Seiten eilte man ihr zu Hülfe, aber unterhalb der Furt war der Fluß reißend und man mußte die Kuh im Stich lassen, wollte man nicht selbst sein Leben auf's Spiel setzen. Sie kämpfte mit dem Wasser so gut sie konnte und ihr Brüllen übertönte das

Rauschen des Flusses, aber sie ertrank und statt der Pest, trieb sie der Rhone zu.

Nun entstand ein Streit um das Geld, das man für die Kuh bezahlt hatte.

„Du gabst mir das Geld, ich gab dir die Kuh, der Handel ist abgemacht und fertig!“ rief es von der einen Seite.

„Ich gab dir das Geld auf Treue und Glauben! Schaffst du mir die Kuh lebendig her, so magst du das Geld behalten!“ schrie der andere, dem das Tier, das in den Wassern trieb, nun schon viel schöner vorkommen mochte als zuvor, da er darum feilschte.

Der Streit wurde heftig, man fing an sich von einem Ufer zum anderen zu beschimpfen, man schwang die Fäuste und Peitschen und Stöcke. Die Ormunter wären am liebsten durch den Fluß gewatet, um sich Recht mit den Fäusten zu verschaffen, aber drüben war ein ganzes Dorf versammelt. Da machte die Not den Geprellten erfinderisch: „Wir schleppen euch die Pest ins Land!“ rief er hinüber. „Stellt Wachen auf, so viel ihr wollt, so schlau sind sie nicht, daß sie uns nachts den Weg zu einem eurer Ställe versperren könnten!“

Er rief es trotzig und die anderen wurden stutzig.

„Mein Geld oder die Pest in deinen Stadel!“

Man hörte auf, die Fäuste und Stöcke zu schwingen und beriet sich; ein Weilchen darauf flog das Säcklein wieder zu den Ormuntern hinüber, diesmal mit Geld gefüllt.

Mit dem Handeln war es nun aus, nicht nur weil der Hader die Lust dazu verscheucht hatte, sondern auch weil die Ormunter fast all ihr Geld ausgegeben hatten. Ohne Gruß schied man auseinander, hier flußaufwärts, dort abwärts.

Es dämmerte durch's Thal, als unsere Leute zu Hause ankamen. Sie waren mißmutig, besonders mein Peter. Er hatte zwei Kühe gekauft; die trieb er so rasch in den Stall, als hätte er sie gestohlen, wohl um uns keine Zeit zu lassen, sie im Freien zu mustern. Wir erschraken, wie wir die beiden Tiere sahen, die von der Reise so erschöpft schienen, daß wir fürchteten, sie stolperten über die Stallschwelle, um nicht wieder aufzustehen. Aber wir sagten nichts, denn wir sahen die üble Laune des Mannes.

Peters Vater stand drinnen bei der Thüre, um zu sehen, mit welchem Bein die Kühe zuerst die Hütte betreten würden und sagte bei jedem: „In Gott's Namen“, wenn es den ersten Fuß im Stalle aufsetzte.

„Es sind beide mit dem rechten Fuß eingetreten,“ sagte er zu uns, „es kann recht werden.“ — Das war uns ein Trost.

„Habt ihr den Stall auch ordentlich ausgeräumt, wie ich befohlen?“ sagte Peter mürrisch.

„Wir thaten, was wir konnten,“ sagten wir. Und das war wahr, denn wir ahnten wohl, daß die Pest in dem Mist stecken könnte und schafften allen Unrat hinaus.

Nun war großes Sorgen in allen Hütten um das neue Vieh: es ging keiner am anderen vorbei, ohne zu fragen: „Wie geht's im Stalle?“ Erwiderte der Gefragte: „Wenn's nur so bleibt!“, so freute sich der andere, als hätte es sich um sein eigen Gut gehandelt. Denn das sagte sich jeder: „Bricht's beim Nachbar wieder los, so wirst auch du nicht verschont.“

Wo zwei zusammentrafen, da ging das Gespräch aber auch über den Doktor, und es wurde nicht freundlich von

ihm geredet; er merkte es und ließ sich selten blicken. Am dritten Morgen erzählte man sich, er sei in aller Frühe aufgebrochen und habe mit seiner Frau den Fußpfad nach der Comballaz eingeschlagen.

„Gut, daß er gegangen ist! Mög' er uns nie mehr unter die Augen treten!"

So verstrichen einige Tage. Da, an einem Nachmittage ging die Schreckensbotschaft um: „Die Pest ist in Leblanc's Stadel wieder los!"

Und sie ging wieder durch's Thal von zu oberst bis zu unterst und würgte wie zuvor. Und diesmal raffte sie auch die weg, die sie das erstemal verschont hatte. Aber merkwürdig: an Hexenannis schwarzer Kuh mit dem weißen Sterne ging sie wieder vorbei! Die sah man immer noch droben an der Halde weiden; am Vormittage kletterte sie in die Höhe und am Abend stieg sie langsam herunter, um unter dem Ahorn zu übernachten. Sie ging nie in einen Stall und das mochte sie retten; aber wer sie sah, der empfand einen Grimm und sagte sich: „Warum die eine dort und die meine nicht? Womit hat's die Anni verdient?"

Es kam eine große Verzweiflung über alle, man saß da und brütete vor sich hin und keines mochte zum andern reden, alle aber bedachten das eine: „Kein Vieh mehr! kein Geld mehr! wie sich vor Hunger schirmen?" Viele gaben sich nicht einmal die Mühe das verendete Vieh zu vergraben, sondern ließen es im Stall verfaulen und der Gestank war so groß, daß man kaum zu schnaufen wagte.

Einige aber sagten, wenn ihr Vieh von der Krankheit befallen wurde: „Komme, was da wolle, ich schlag' es nieder und dörr' das Fleisch; womit soll ich sonst leben?" Denen

geriet es übel, denn die von dem Fleische aßen, starben unter unsäglichen Schmerzen.

An einem Mittag, als die Sonne heiß am Himmel stand, vernahm ich ein Lärmen und Schreien von vielen Stimmen. Ich ging hinaus und sah einen Mann mit zwei Eseln den Fußpfad daher kommen. Das war der Doktor, der seiner Hütte zuschritt. „Er will seine Habe holen", dachte ich.

Hinter ihm drein kam ein wildes Gejohle von Männern und Frauen und Kindern, und sie fluchten und dann und wann flog ein Stein über des Verfolgten Kopf weg.

Trotz allen Elends konnte ich der Neugier nicht widerstehen. Ich stieg zu dem Haufen hinauf, der nun etwa dreißig Schritte unterhalb des Doktors Hütte anhielt und dem Manne und seinen Eseln drohende Flüche ins Haus nachrief. Wie die Schreier so dastanden und nicht wußten, was nun anfangen, rief einer aus dem Haufen: „Dort geht Bergannis Stern!"

Wirklich dort ging sie, im fetten Grase geudend, der Halde entlang. Mir ging ein Stich durch's Herz, ich glaube, es war der Neid, der mir so weh that, und den anderen mußte es gleich gegangen sein, ich sah's an den Gesichtern.

„Das Vieh hat gute Losung jetzt!" sagte einer giftig.

„Es muß den Teufel beherbergen," rief ein anderer, „sonst wär's krepiert wie das unsrige."

„Verhext ist's!" schrie eine Weiberstimme, „sie müßte nicht die Hexenanni sein!"

„Wer weiß, ob es nicht der Leibhaftige selber ist, auf dem die Anni ausreitet!"

„Wie wär's, wenn wir ihr einen Besuch machten?"

„Treibt ihr den Teufel aus dem Wanst, Buben!"

Die jüngeren Burschen eilten bergan, die Buben und Mädchen keuchten ihnen nach und hinterdrein krabbelten die Alten so rasch es eben gehen mochte. Die Kuh sah auf und betrachtete den Zug, der auf sie zukam und wie die vordersten mit ihrem Geschrei ihr nahten, erhob sie den Schwanz und setzte in großen Sprüngen den Berg hinan. Nun begann die lärmende Jagd erst recht. Ein paar flinke Burschen holten sie ein und schlugen sie mit den Stöcken auf die Schnauze, so daß sie brüllend umkehrte und nun bergab schief an der Halde hinlief, dem tobenden Haufen ausweichend.

Wütend und lärmend jagte es hinter ihr drein. Bekam ein Bursche den Vorsprung, so schlug er ihr den Stock über den Kopf, so daß sie anhielt und sich auf den Hinterfüßen herumdrehte, um eine andere Richtung einzuschlagen. Aber da stand schon ein anderer, der mit seinem Knüttel nach ihr zielte. So ging es hin und her und jeden Augenblick sauste es auf ihren Kopf nieder, und säumte sie ein Weilchen in ihrer ratlosen Angst, so nahten die Streiche auch von hinten, zehn auf einmal.

Endlich wußte die Arme sich nicht mehr zu helfen. Sie stand still und brüllte kläglich und ließ die Streiche auf sich niederfahren; wie das Dreschen kein Ende nehmen wollte, kauerte sie sich nieder und leckte mit der Zunge das Blut, das ihr aus der Nase floß.

„Kaputt soll sie sein!" rief der alte Leblanc, nahm sein Messer aus der Tasche und stach es dem Tiere mit starkem Stoße in den Hals. Da sprang es stöhnend auf, warf die, so vor ihm standen, über den Haufen, und stürmte in gewaltigen Sätzen davon, bergab.

„Ihr nach, Buben! Jagt sie! Kaputt soll sie sein!“

Und sie hetzten sie toll, und Männer und Burschen waren wie reißende Tiere und die Frauen und Kinder kreischten hinter drein und ich that wie die andern und weiß jetzt noch nicht, wie ich so werden konnte. Das viele Unglück mußte uns alle so gemacht haben.

Die Kuh kam unten am Wasser an.

„Jagt sie zum ‚Ziegensprung!‘“ rief es von hinten, „zum Ziegensprung und über den Stein hinunter! Haut ein!“

Die Kraft des Tieres schien zu erlahmen; man denke doch: die lange Hatz und die Hiebe und das Blut, das im Gras seine Spur zeigte. Es wurde von der nachströmenden Menge umzingelt und nach dem Abgrunde hingetrieben. Es sah ihn, erkannte die Gefahr, stellte die Hinterfüße schief nach vorn um sich umzudrehen. Aber wie es den Kopf nach der einen Seite wandte, sauste ein Streich nieder und auf den Rücken fuhren die Knüttel hageldicht und es war ein Toben und Kreischen, wie ich keines seitdem gehört habe.

Zum zweitenmal streckte sich die Kuh nieder, keuchend, den Kopf ins Gras gestreckt.

„Haut ein! sie soll hinunter!“

Die Stecken flogen, aber sie rührte sich nicht.

„Ich will ihr warm machen!“ rief einer, eilte hinauf, wo ein Haufen dürres Heu lag, und brachte einen Arm voll herunter. Den warf er hinten über das Vieh. Dann zog er sein Feuerzeug aus dem Hosensacke, schlug Funken und im Nu flackerte das Heu und zischte das Haar der Kuh. Nun sprang sie auf und in weitem Satze flog sie über den Felsen hinaus und hinab. Dumpf schlug sie auf; das Wasser spritzte empor und floß dann weiter, rotgefärbt.

Auf dem Felsen war der Jubel groß, keinem fiel ein, wie elend die That war.

Da rief einer in das Geschrei hinein: „Sie kommt!“ Man begriff; der Lärm legte sich, man sah an der Halde empor. Dort kam etwas Weißes in eiligem Laufe: Berganni's Haare flatterten. Hoch schwang sie ihren Haselstock ob dem Haufen, wie sie rief:

„Hunde, elendige! Was habt ihr meinem „Stern“ gethan? Was hat euch der „Stern“ gethan, Hunde elendige? Möchtet ihr alle enden wie mein „Stern“, das wünsch' ich euch von Herzen!“

Sie rief es langsam und man merkte, daß ihr die Thränen in den Augen standen. Ich empfand Reue über das, was geschehen war, und die meisten wohl mit mir. Nur einem schienen ihre Worte den Kopf noch mehr zu erhitzen, er eilte zu ihr hinauf mit erhobener Faust, um sie zu züchtigen; sie aber kam ihm zuvor und schlug ihm den Haselstock so scharf über die Stirne, daß er taumelte und von ihr ließ.

Wieder ertönte die schneidende Stimme der Anni:

„Hat die Pest noch nicht gewütet genug? Brauchte sie euch, um ihr Werk völlig zu thun? Was that euch mein „Stern“, daß ihr ihn zu Tod hetztet, Blutteufel, die ihr seid!“

„Der Teufel war deine Kuh! Verhext hast du sie, wie wär' sie sonst der Pest entgangen? Den Leibhaftigen haben wir hinabgesprengt! Du aber bist verrückt und so geh' deiner Wege!“

„Verrückt seid ihr, laßt euch das sagen! Die beste Kuh habt ihr ersäuft, den Teufel aber verschont! Dort oben

ist er, in jenem Haus! Das Thal war glücklich, eh' er kam, er brachte das Geld und mit ihm Neid und Haß und Diebstahl! Und zuletzt brachte er die Pest, die euch zu Bettlern machte und zu wilden Tieren! Das ist der Teufel, mein „Stern" nicht! Den stürzt in den Fluß, so ihr's recht machen wollt und keine Laffen seid! Folgt mir nach und euer Zorn strafe ihn! Denkt an das Vieh, das euch elendiglich verreckte! Denkt an euer Vieh!"

Sie drehte sich und mit langen Schritten stieg sie hinauf und hinter ihr drein ging es grollend: „Ja, sie hat recht! er fahre dem Teufel zu! er büße für unser Vieh."

Einige folgten ihr, andere zögerten und galoppierten dann nach, es waren unser nur wenige, die blieben.

Als die anderen emporliefen, kam einer den Berg herab. Er ging mit grollenden Augen an dem Haufen vorüber, trat an den Rand des Felsens, sah hinab und wischte sich die Augen, um besser zu sehen. Es war Kaspar, Bergannis einziger Bub.

Wir gingen ihm aus den Augen und stiegen auf einen Rain; da konnten wir alles sehen, was mit dem Doktor geschah.

Die Hütte war verriegelt, sie schlugen die Thüre auf und brüllten unheimlich dazu. Sie schleppten ihn heraus und schlugen ihn. „Hinab zum Ziegenstein!" und sie stießen ihn vor sich her und jagten ihn, wie vorher das Vieh.

„Halt!" rief es von der Hütte her, „da sind die Esel! er soll hinab reiten! Bringt ihn her!" Und sie setzten ihn auf einen Esel. Als er oben war, nahmen zwei das Tier am Zügel, der eine links, der andere rechts. Der Doktor aber fiel herab oder sprang herab, ich weiß es nicht. Gleich

war er wieder eingefangen. „Holt einen Strick! wir binden ihn fest!“ und so thaten sie. Der Esel war störrig und das kam dem Doktor zu gut, denn nun flogen die meisten Prügel auf die Beine des Tieres, doch fiel noch genug für den Reiter ab.

Ich werde den Anblick nie vergessen, das Toben, das Schreien, das Rennen und den dumpfen Schlag der Stöcke. Langsam kamen sie herab, langsam, mir war's eine Ewigkeit. Die Berganni ging voran und wies den Weg. Werden sie ihn hinabstürzen, den Menschen, wie das Vieh? Ja, sie werden's thun, ich sah's voraus, sie waren ja alle von Sinnen, wie ich's selber bei der Kuhhetze gewesen war. Endlich kamen sie heran. Der Doktor lag auf den Rücken des Esels festgeknebelt und drehte dann und wann den Kopf; er ahnte wohl nicht, was geschehen sollte und wollte sich umsehen. Er war bleich wie ein Leinentuch.

Wir Frauen und die paar alten Männer, die zusahen, riefen: „Ums Himmelswillen, thut's nicht!“ Man hörte uns nicht.

Sie kamen zum Stein. Der Esel sah den Abgrund, warf den Kopf zurück und sperrte alle Viere nach vorn und blieb fest.

Nun mußte auch der Doktor erraten haben, was sie wollten, er stieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein ging und wand sich auf dem Rücken des Esels in seinen Stricken: „Laßt mich los!“

„Ums Himmelswillen, thut's nicht!“ riefen wir.

„Schlagt dem Esel auf die Beine, die vordern wie die hintern!“

Das Tier stemmte sich nach rückwärts und schlug den

Kopf nach links und rechts und warf ihn hinwieder unwillig in die Höhe und blieb fest. Das Tier wird den Meister retten!

„Kehrt den Esel um!“

Sie rissen ihn herum, er ahnte wohl Rettung und folgte willig. Nun stand er da, die Hinterfüße am Rand des Abgrundes, den Kopf zu uns hinaufgewendet und vorwärts strebend.

„Nun schaut, wie ich's mache!“ rief einer, erhob seinen Knüttel und ließ ihn dem Tiere auf die Nase sausen. Es bäumte sich, wich zurück, verlor den Stand und unten klatschte es auf dem Wasser.

Aber wie sich der Esel bäumte, hatte sein Kopf den gefaßt, der ihn geschlagen: der Mann taumelte, er war nahe daran zu fallen, warf die Arme um sich, neigte den Körper, fiel aber doch zuletzt hin und ehe es einem andern einfallen konnte ihn zu halten, kollerte er über den Rand des Felsens und aufs neue zischte unten das Wasser auf.

Ein Geschrei erhob sich, erst der Freude, dann des Entsetzens, und still schlich jeder von dannen, nüchtern geworden.

Was soll ich von den Tagen sagen, die nun kamen? Elend auf allen Seiten! Wir hatten noch zwei Geißen, ihre Milch war unsere ganze Nahrung und mein Bübchen hätte sie fast allein getrunken: ich mußte es hungern lassen, das arme Ding, wenn wir andern auch noch so darbten. So schrie es dann ganze Tage lang und wo in einer Hütte Kleine waren, da drang das gleiche Geschrei heraus.

In jenem Sommer stieg man nicht in die obern Stafeln, man that überhaupt nichts: wozu hätte es auch gefrommt?

Selbst das Gras auf den fetten Matten ließ man verfaulen: wozu sich damit abmühen, da die Mäuler fehlten, die es im Winter fressen sollten! und für die Geißen war bald gesorgt.

Diese Not wurde noch empfindlicher durch die beständige Angst, in der man war, es möchte einem auch noch das letzte Gut abhanden kommen. Denn mehr als einmal hörte man die bittere Klage: „Seit heute Nacht fehlt uns eine Ziege, wir haben keine Spur von ihr, sie muß gestohlen worden sein! Die Pest über den Dieb!“

Die Männer fingen an nachts in den Ställen bei den Ziegen zu schlafen und legten einen Knüttel neben sich; die alten Leute aber, denen das Wort ‚stehlen‘ fremd klang, wie ein aus der Ferne gekommenes, sagten: „Wie soll das enden, wenn nirgends keine Treu und Reu mehr ist!“

Nach einigen Wochen bot man das Gerücht herum, man habe in Leblanc's Stall brüllen hören. Man schlich nachts zu der Hütte hin, legte das Ohr an die Stallwand: wirklich man hörte drin das Pusten einer verdauenden, sich von Zeit zu Zeit reckenden Kuh. „Wo hat er sie her? Oh, der Teufel! er muß sie ge .... Totschlagen sollte man ihn! Mög' sie ihm die Pest schlagen!“ Aber der Abscheu schlug bei vielen in Neid um, und der Neid gebar frevlerische Pläne und es ging nicht lang, da muhte es in mehr als einem Stalle. Bald fanden sich auch Zungen genug, die das Diebsvolk in Schutz nahmen und sagten: „Ich möcht's ihnen nicht nachthun, aber wahr ist und bleibt: gestohlene Milch schmeckt alleweg besser als der Hunger.“

So ging der Viehfrevel, bis einmal ein paar Burschen ohne einen ihrer Gefährten von einem Raubzug zurückkehrten und selber übel zugerichtet waren: die Sennen

ringsum, im Greyerzerland, im Wallis und im Bernergebiet, hatten sich mit Waffen versehen, und an allen Eingängen ins Ormunterthal standen Wächter, um die Diebe abzufangen.

In diesem Elende sagte ich einmal zu meinem Mann: „Ich geh' nach Gsteig hinüber und hole mir eine Kuh aus meines Vaters Stall: mit zwei Ziegen können wir den Winter nicht abwarten."

Da wurde er zornig und sagte zwischen den Zähnen hervor: „Gehst du hinüber, so magst du auch drüben bleiben! Hier bin ich, dort dein Ätti, entscheide! Er hat uns verachtet, ich will ihn nicht anbetteln!"

Ich suchte ihn zu beschwichtigen, er aber blieb bei dem, was er gesagt hatte. Was konnte ich thun: ich mußte mich seinem Willen fügen und da er sah, daß ich meinen Plan aufgegeben hatte, sagte er zu mir: „Ich weiß wohl, wir können mit den beiden Geißen den Winter nicht überwinden, drum meine ich, ich wolle unsere alte Flinte in Ordnung stellen, mir in Aigle Pulver holen und Gemsjäger werden. Grattiere hat's genug in den Felsen und erwischen werd' ich sie wohl auch; dann dörren wir Gemsfleisch für den Winter und was uns zu viel scheint, das trage ich ins Land hinab und verkauf's."

Und er that so. Von nun an stieg er täglich am frühen Morgen in die Berge hinauf und kehrte abends spät zurück, die ersten Male mißmutig, weil mit leeren Händen; aber er verlor die Geduld nicht. Einst kam er in guter Laune zurück und sagte uns: „Heut kam ich zum Schuß! wäre ich ruhiger gewesen, ich hätte sie über den Haufen geschossen! Aber ich habe jetzt was gelernt, ich weiß, wie sie

gehen und grasen und wie man sie erschleichen kann. Gebt acht, morgen werfe ich euch eine Gemse in die Stube!"

Er schlief in jener Nacht nicht vor Aufregung und Mitternacht war kaum vorbei, da brach er auf, sagte mir lebe wohl und stieg in die Felsen hinauf. Und er behielt recht! Er kehrte früher heim als sonst und über die Schultern trug er etwas braunes. Das warf er lachend uns zu Füßen: „Nun mag's gehen wie's will, verhungern müßt ihr mir nicht!"

Am Tag darauf hatte er einen Verdruß. Als er wie gewohnt vom Creux de Champ gegen die Teufelshörner hinaufsteigen wollte, vertrat ihm einer den Weg. Es war Claude, der Jäger.

„Du jagst an den Teufelshörnern hinauf?"

„Ja! was ficht's dich an?"

„Das ist mein Revier! Seit zwanzig Jahren und mehr ist der Berg mein und mich dünkt, er sollt's auch ferner bleiben!"

„Er ist mein, wie dein! Behagt es mir, hier zu jagen, so frage ich den Claude nicht erst!"

„Thu' wie du willst, doch sag' ich dir das: wenn ich jage, so ist es meine Gewohnheit zu schießen, wo ich etwas sich rühren sehe: bis jetzt war's immer ein Tier, ich möchte nicht, daß es einmal etwas anderes wäre!"

„Meine Kugel fliegt so rasch wie die deine!" sagte mein Mann und ging seines Weges.

Am Abend erzählte er uns den Vorfall. Mir wurde Angst um sein Leben, denn Claude war ein unheimlicher Mensch. Ich ließ meinem Mann keine Ruhe, bis er mir versprach, dem Jäger aus dem Wege zu gehen und weiter links, an den Hängen des Oldenhornes zu jagen.

Die Jagdlust tobte in meinem Manne wie ein Fieber, er schlief kaum und waren die Berge verhängt und strömte der Regen herab, so war er mißmutig und mürrisch und blickte jeden Augenblick nach dem Holzspane über der Thüre, der unser Wetterprophet war. Kaum rissen die Wolken entzwei, so griff er nach dem Gewehre und schritt davon, als warte dort oben auf ihn das Glück.

Nun kam er öfter mit als ohne Beute zurück; wir wußten kaum, was wir mit all dem Gemsfleisch anfangen sollten. Peters Vater trug manche Last ins Land hinab und nach einiger Zeit konnte er aus dem Erlös eine Geiß erstehen. Das war ein großes Fest, als er sie in den Stall zu den andern trieb.

Zu der Zeit schien der Großätti wieder neues Leben zu bekommen. All den Sommer hatte man kaum gemerkt, daß er noch mit uns war: tagaus, tagein saß er in der Matte auf den Hügelchen, unter denen unser Vieh verfaulte und sonnte sich und sann und wußte wohl selber nicht immer was. Wenn er aus der Hütte trat, um nach den Erdhaufen zu hinken, hörten wir ihn manchmal zwischen den Zähnen murmeln: „Oh mys Väch (Vieh)! oh, mys Väch!“ Und wenn er abends sich in einem Winkel zur Ruhe streckte, hörten wir nochmals den klagenden Ton: „Oh, mys Väch!“ Anderes brachten seine Lippen in jenen Tagen kaum hervor.

Einst aber, als Peter einen prächtigen Gemsbock auf den Tisch warf, schleppte sich der Großätti zu ihm heran, reckte sich empor, um mit dem Munde Peters Ohren möglichst nah zu sein, als ob der und nicht er selber taub gewesen wäre, und mühsam brachte er es hervor: „Wo jagsch, Peter?“

„Am Oldenhorn!“

„Am Oudenhorn?“ wiederholte der Alte und sein Gesicht sagte: „So hab' ich's erwartet, so ist's recht! Am Oudenhorn?“

„Ja!“

„Uf dem Bärg isch Gout!“

Peter lachte und schüttelte den Kopf; der Alte aber wiederholte so laut er konnte: „Uf'm Bärg isch Gout!“

„Gold wie das auf Isenau! Gold wie dein Stein!“ rief ihm mein Mann in die Ohren; aber der Großätti war seiner Sache sicher: „T' alten Lüt han's gseit (gesagt)! Peter reich's ab'n (hol's herunter)! d'r Tüfel tuet d'r nüt!“

Von nun an ließ er meinem Manne keine Ruhe mehr, wo er ihn antraf, rief er ihm zu: „Uf'm Bärg isch Gout! Reich's ap'n! nimm nummen es Chrütz (nimm nur ein Kreuz)!“

Wir wußten anfangs nicht, wie ihm das Hirngespinst konnte gekommen sein; nach und nach aber kam Peters Vater eine verwischte Erinnerung aus seiner Knabenzeit und nach ein paar Tagen, an einem Abend, sagte er zu uns: „Nun weiß ich's wieder! ich meine die Geschichte von Großättis Gold, man hat uns Buben manchmal davon erzählt, ich will sehen, ob ich's euch berichten kann.

„Das Oldenhorn hat nicht mehr seinen rechten Namen, „in den alten Zeiten hieß es Goldenhorn und in der Sage „nennt man's immer zusammen mit den Teufelshörnern. Einst „wollte der Herrgott dem Teufel seine Macht nehmen und „ihm sein Handwerk verleiden und er bannte ihn auf den „Berg dort und meinte, nun sollten die Seelen vor ihm „ihre Ruhe haben. Vom Thal aus aber sah man ihn wohl, „insonderheit seine Hörner und davon hat der Berg den „Namen bekommen und bis zum heutigen Tage zeigt man sich

„die Teufelshörner. Der Teufel aber gab sein Spiel noch nicht „auf und sann auf Ränke. Da hatte er bei sich ein Horn, „das war von purem Golde und sah aus wie das Alphorn, „das die Berner Sennen blasen. Am Abend bei Sonnen„untergang nahm er das Horn hervor, schob das Mundstück „zwischen die Lippen und stützte die weite Mündung auf den „Berg, der gegen das Bernergebiet aufragt, und fing an zu „blasen und es war wie ein Alpsegen zu hören. Und die „Sennen sahen auf und suchten, woher der Segen komme; „und sie brauchten nicht lang zu suchen, denn die Sonne „schien auf das Gold und der ganze Berg ward rot und „einer rief dem andern zu: Siehst du das Horn auf dem „Berge, das Goldenhorn? Und der andere gab zurück: Wer's „hätte! So kam der goldene Alpsegen Abend um Abend. „Einst aber blies der Teufel nicht das fromme Lied, sondern „es war eine Rede und die klang, als hätte einer die Hände „hohl ums Maul gelegt. Alle Sennen horchten auf. Der „Teufel aber rief laut durch die Hände:

Ho-ho! ho! lo-set[1]) all, ho!
Buben und Sennen im Thal, ho!
Melken und hüten und scheuern so!
Mag der Älpler werden froh?
Gold auf dem Berg, ho!
Hol's, du Zwerg, ho!
Müh' dich ein wenig,
Und du wirst reich wie ein König!
Se-het, Sen — nen, ho!
's Goldenhorn bren — nen, ho!

„So sang er von da an jeden Abend und dabei ließ er das

---

[1]) Horcht.

„Abendrot auf sein goldenes Horn scheinen, daß es wie „Alpenrosen ins Thal herunter leuchtete. Und das Lied lockte „die Sennen und eines Tages machte sich einer auf und stieg „dem Gipfel zu und hörte immer im Ohr das Wort: Müh' „dich ein wenig, ho! Und du wirst reich wie ein König, ho! „Wie er auf der Spitze ankam, sah er das goldene „Horn vor sich liegen, und er wollte es aufheben. Aber es „war schwer wie ein Felsblock. Da nahm er sein Messer „aus der Tasche, um sich ein Stück abzusägen. Gleich fing „das Horn zu tönen an:

Meister im Schnee,
's thut einer mir weh!

„Nun kam der Böse von den Teufelshörnern her, nahm den „Sennen am Kittel und warf ihn auf den Gletscher hinab; „seine Seele aber fing er auf und lachte, weil es im so wohl „gelungen war. Darauf sang er wieder seinen Spruch ins „Thal hinab und andern Tags stieg wieder ein Älpler auf's „Goldenhorn, und es geschah ihm wie dem ersten. So ging „es den ganzen Sommer lang, die Sennen sahen nicht mehr „zu ihrem Vieh, sie summten vor sich hin:

Gold auf dem Berg,
Hol's, du Zwerg!

„und guckten in die Höhe und maßen den Berg und sagten „sich: Ich wag's doch einmal, ist's morgen nicht, so ist's „vielleicht übermorgen!

„Das vernahm der Pfarrer von Gsteig, daß den Sennen „der Kopf verdreht werde und einer um den andern auf den „Berg steige und nicht wiederkehre. Da nahm er einen Alp„stock, stieg selber hinauf und kam zu dem Horn und wußte „nun, warum die Sennen im Thal keine Ruhe mehr hatten:

„‚Du verfluchtes Gold,‘ sagte er, ‚wo dein Glanz einzieht, da „zieht Ruh und Glück aus! ich will deinem Gleißen ein Ende „bereiten.‘ Sprach's und nahm einen Stein, so schwer als „er selber stark war und warf ihn auf das Horn, um den „Glanz zuzudecken. Da rief aber das Horn, wie es seine Ge„wohnheit war:

Meister im Schnee,
's thut einer mir weh!

„und gleich war der Leibhaftige zur Stelle und wollte dem „Pfarrer thun, wie er den Sennen gethan hatte. Aber er „war an den Unrechten geraten. Der Pfarrer hatte ein Kreuz„lein um den Hals hängen, das hielt er dem Bösen entgegen, „denn er erkannte ihn sogleich und rief ihn an: ‚Guten Tag, „Herr Goldteufel! wie geht's? wie steht's? Wollen wir ein „bißchen hos'len [1]) miteinander? Komm' her! mach' deinen Griff, „schlag' mir den Haken! Ei, so komm' doch! Kommst du mir „nicht entgegen, so geh' ich dir entgegen, das Hos'len thu' ich „ums Leben gern, und eine so schöne Gelegenheit finde ich „nicht bald wieder. — Jetzt läufst du gar davon! du bist ein „schöner Held! ha, ha, ha!‘

„Der Teufel war wirklich vor dem Kreuze davongelaufen „und hatte sich auf einen Felskopf gesetzt, um das Treiben „des Pfarrers zu sehen. Der nahm nun Steinstück um Stein„stück und warf sie alle auf das Horn; mit einem schweren „Blocke schlug er die Mündung zu, so daß das Gold von da „an nicht mehr tönen konnte. Der Teufel auf dem Steine „sah, was für schlimme Arbeit ihm der Pfarrer machte, aber „jedesmal wenn er heranschlich, um dem Treiben Einhalt zu

[1]) Ringen.

„thun, wurde ihm das Kreuzchen entgegen gehalten, und er „spuckte darnach und kroch wieder auf seinen Felsen mit eingekniffenem Schwanze.

„Als der Pfarrer meinte, sein Geschäft redlich besorgt „zu haben, löste er sein Kreuzlein vom Hals und pflanzte es „auf den Steinhaufen, und wie er das that, fing's an zu „wachsen und wer gute Augen hat, kann's heutigen Tags noch „vom Thal aus sehen und den Steinhaufen drunter nicht „minder gut. Der Teufel, wie er das Kreuz sah, merkte, daß „er sein Horn nun nicht wieder befreien konnte; er fing „an zu wüten und zu fluchen, daß der ganze Berg zitterte „und der Gletscher Risse bekam, die seither nicht wieder zu„gewachsen sind und jeden, der ihnen zu nahe kommt, ver„schlingen wollen; denn alles, was Teufelswerk ist, kann von „teuflischer Art nicht lassen.

„Der Böse wütete dermaßen, daß er nicht merkte, daß „der Pfarrer die Gelegenheit benutzte und so schnell er konnte „den Berg hinunter kletterte, in Sprüngen, auf allen Vieren, „auf dem Bauche, wie's die Gelegenheit erheischte.

„Nach einer Weile kam der Böse freilich wieder zur Ver„nunft und hätte fast lachen mögen bei dem Gedanken, daß „der verwünschte Schwarzrock sein Kreuz abgelegt hatte: nun „war er ja wehrlos! Er eilte ihm nach und meinte schon, „er könne ihm den Hals umdrehen. Aber er war auf den „Teil des Berges gebannt, wo der Schnee ewig liegen bleibt, „und wie er mit der Hand nach des Pfarrers Rockkragen „greifen wollte, sprang der fromme Mann über die Grenze. „Drüben kehrte er sich um, rieb sich den Schweiß von der „Stirne und sagte: ‚Ich mag nun nicht mehr hos'len, Vetter, „es sei auf ein andermal verspart.' Darauf setzte er sich auf

„einen Stein, zog Brot und Käse aus der Tasche und biß „wacker drein. Der Teufel stand zwei Schritte vor ihm auf „dem letzten Schnee und wollte manchmal auf ihn losfahren, „aber er war wie ein Hund an der Kette.

„Als der Pfarrer Brot und Käse im rechten Säcklein „versorgt hatte und sich wieder bei Kräften fühlte, stand er „auf, zog sein Hütchen, sagte zu dem Teufel: ‚Adieu!‘ und „zog thalwärts.

„Von da an tönte das Horn nicht mehr zu den Sennen „herab, der Teufel aber rief jeden Abend durch die Hände:

Gold auf dem Berg, ho!
Hol's, du Zwerg, ho!

„und die Sennen drehten wieder die Augen in die Höhe. „So stark wie früher war der Glanz nicht mehr und mancher „fragte sich: ‚Ob's einem geglückt ist? Alles aber kann er „nicht mitgenommen haben, denn noch glänzt der Berg wie „keiner ringsum.‘

„Und so war es, denn zwischen den Steinen, die auf „dem Horn lagen, waren Fugen — wie hätt' es auch anders „sein können — und aus diesen guckte das Gold hervor und „lockte und lockte: mehr denn einer stieg in jenem Sommer „hinauf und kam nicht wieder.

„Als der Schnee die Älpler ins Thal trieb, rief der „Pfarrer die Thalbewohner zusammen und erzählte, wie er den „Gottseibeiuns auf dem Berge aufgesucht und mit eigenen Augen „gesehen habe, wie er die einfältigen Leute mit seinem Gold „anlocke, wie er Vogelsteller mit dem Lockvogel die Gimpel, „und wie er jedem, der um des Goldes willen sein Gebiet „betrete, den Hals umdrehe und seine Seele in die Pechpfanne „der ewigen Verdammnis werfe. Und er sprach so starke

„Worte, daß die Sennen ein Gruseln überkam und sie bei „ihrer Seele Heil versprachen, nie mehr nach dem Teufelsgolde zu „laufen, sondern bei des Teufels Spruch die Ohren mit den Fingern „zu verstopfen. Damit aber das Gedächtnis von dem Golde „auf dem Berg aussterbe, beschloß die Gemeinde, es solle keiner „mehr den Berg Goldenhorn nennen, Oldenhorn, das solle „künftig sein Name sein, und wer's anders halte, der solle „gepeitscht werden. Das ward Brauch und von dem Gold „auf dem Berge weiß niemand mehr zu erzählen als die alten „Leute.

So berichtete Peters Vater, und wir begriffen nun Großättis ewiges Stottern: „Uf'm Bärg isch Gout!"

Als Tages darauf der Alte sein Anliegen wieder anbrachte, wandte sich Peter zu uns und sagte: „Ich mein', ich wolle ihm einmal den Gefallen thun; dem andern aber rief er schalkhaft in die Ohren: „Der Berg isch mir z'ruche (zu rauh)!"

Großätti schüttelte den Kopf, fast verächtlich und brummte, als er nach der Matte und zu dem Erdhaufen humpelte: „Wär i no junge (Wär' ich noch jung)."

Am folgenden Tage stieg mein Mann wieder in den Berg hinauf und kehrte erst in dunkler Nacht zurück, todmüde, mißmutig und ohne eine Klaue.

„Du hast nicht gejagt," sagte ich zu ihm, „du bist der Narrheit des Alten nachgelaufen!"

„Ja, ich wollt's einmal versuchen, ich wollte einmal sehen, wie's oben ist."

Da sagte ich ihm, was ich schon lange mit mir getragen hatte: „Peter, seit du jagst, bist du ein anderer geworden: dir ist das Haus nichts mehr und Frau und Kind könnten

dir gestohlen werden. Ich sehe dir's an: dir ist nur wohl, wenn du stundenweit von uns weg bist; es ist, wie wenn der alte Teufel noch auf dem Berge säße und in sein Horn bliese. Peter, wir haben jetzt des Fleisches genug für den Winter und mit drei Geißen können wir uns behelfen, steig' nicht wieder hinauf, ich habe keinen ruhigen Augenblick, wenn ich dich in den Felsen weiß."

Er gab keine Antwort, sondern legte sich schlafen. Am frühen Morgen erhob er sich geräuschlos und wollte davonschleichen. Ich aber hatte nicht geschlafen und hielt ihn auf: „Geh' nicht wieder!"

Da gestand er mir seine Sucht: „Sieh, du verstehst das nicht, und ich kann es dir auch nicht recht sagen. Ich habe euch alle gern wie immer, aber glaube mir's: kennt man den Berg einmal, so kann man nicht mehr von ihm lassen und muß man einen Tag im Thale bleiben, so meint man am Abend, man habe gar nicht gelebt all die Weil. Ich weiß nicht, was einen so hinaufzieht. Ist es, weil man dem schnellsten Gemsbocke sagen möchte: ‚Du bist mir nicht zu flink!' oder der steilsten Wand: ‚Ich will dich erklettern', oder der dunkelsten Kluft: ‚Mir graut nicht vor dir?' Nein, es ist noch etwas anderes, aber ich kann's nicht sagen, ich fühl's nur da drin!" —

„Bleib' bei uns, du bist zu waghalsig, es könnte einmal übel ausschlagen!"

„Laß' mich heute noch! ich habe es mir vorgenommen, ich will einen Weg auf den Gipfel suchen, ich möchte einmal von dort herunter schauen. Hab' ich's erreicht, so will ich den ganzen Herbst hübsch artig bei dir zu Hause bleiben."

Als die Nacht einkehrte, stand er wieder in der Stube, übler gelaunt als je: es war ihm auch diesmal nicht gelungen.

Der Großätti, der gemerkt haben mochte, daß Peter nun nicht Jagens halber in die Felsen kletterte, hinkte zu ihm heran, stieß ihn mit dem obern Ende seines Stockes an und sagte: „Laß' nit lugg (locker)!"

Und er ließ nicht locker. Am folgenden Tag brach er erst gegen Abend auf: er wolle in den Felsen übernachten, sagte er, denn er brauche einen ganzen Tag, um endlich den Weg zu finden.

Ich hatte eine unsägliche Angst die Nacht und den ganzen Tag. Aber bevor es dämmerte kam er daher, und er strahlte vor Freude und stieß einen Jauchzer aus, den ersten, der seit der bösen Pest durch's Thal klang: diesmal war's gelungen!

Der Großätti las es ihm auch von den Augen ab; er humpelte heran und blinzelte nach seinen Taschen, nach dem Gold und da er sah, daß sie leer waren, flog es wie Trauer über sein Gesicht, und er kroch in seinen Winkel zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Peter aber war munter an jenem Abend und hatte uns viel zu erzählen: wie er sich die ersten Male abgemüht und jedesmal gemeint habe, jetzt müsse es gelingen und wie er immer auf eine Wand gestoßen sei, an der keine Fliege hätte empor klettern können. Heute sei er zu einer Grashalde gekommen, darauf hätten Gemsen geweidet, zwanzig, dreißig bei einander; die hätten ihn ein Weilchen angesehen, mit erstaunten Augen, als hätten sie ihren Sinnen nicht getraut und sagen wollen: „Selbst hier oben hat man keine Ruhe mehr vor dir?" Dann seien sie davon gestoben, daß die Steine unter ihren Hufen lebendig geworden, und seien an einer lotrechten Felswand hinan geklettert, wie Mäuse an einer

rauhen Mauer und seien oben an einer Kante verschwunden. Und die Gemsen hätten ihm den Weg gezeigt. Mühsam sei er gewesen, oft habe ihm der Fels kaum zwei Finger breit Weg geboten, oft habe er sich von einem Vorsprung zum andern mit Armkraft heben müssen. Wich der Fels, oder ließ die Hand locker, versagte der Arm oder zitterte der Fuß beim Greifen, so ging's hinunter in die schwindlige Tiefe. Aber es sei wie Tollheit über ihn gekommen, an sein Leben habe er nicht mehr gedacht, nie habe er den Blick nach unten schweifen lassen: hinauf, hinauf! „Unter meine Füße sollst du, verfluchter Berg!“ Endlich sei er oben am Grat, hinter dem die Gemsen verschwunden, angekommen, vor ihm sei ein Schneefeld aufgestiegen und hinter dem Schneefeld die Spitze. Und nun sei er heraufgestampft, pochenden Herzens und kurzen Atems, habe sich auf dem Gipfel niedergeworfen und ihn mit den Armen umschlungen. „Unter mich, du seliger Berg!“ Dann habe er um sich geschaut und es sei ihm gewesen, er sei in einem großen Dorfe mit weißen Dächern und Türmen, und Dächer und Türme seien Bergspitzen und Hörner und Gräte gewesen, alle im Schneegrust[1]). Und gen Niedergang seien andere Berge gewesen, nicht weiß, sondern blau und grau und langgestreckt, als ob sie nicht ständen, wie die weißen, sondern lägen und es sich hätten wohl sein lassen. Zwischen den blauen und weißen Bergen drin habe es sich gedehnt wie ein großes, großes Wasser mit schäumenden Wellen; da müsse Nebel gelegen sein und aus dem seien dunkle Flecken getaucht, fast als schwämmen Riesen drin und streckten die braunen Köpfe heraus. Gegen Mittag sei der

---

[1]) Schneekleid.

Nebel aufgestiegen wie siedende Milch. Auch zwischen den weißen Bergen seien da und dort runde Klumpen herauf getrieben worden, wollig wie Hammelköpfe, und es seien ihrer immer mehr geworden und das Bergdorf habe sich verwandelt in ein Wolkendorf und ihn habe gedünkt, das Wolkendorf sei das schönere von den zweien. „Ich führ' oder trag' euch einmal hinauf," sagte Peter lachend zu uns, „ihr sollt einmal sehen, wie's oben aussieht!" Am Mittag, fuhr er fort, habe er sich wieder zu Thal gewandt. Als er an die Felswand gekommen sei, da habe ihm gegraust. Er habe den Abstieg versucht, aber der sei viel schwerer gewesen als das Aufklettern, denn bei dem seien die Augen vorausgegangen und hätten den Füßen raten und helfen können, beim Abstiege aber hätten sie manchmal müßig bleiben und das Pfadsuchen den blinden Füßen überlassen müssen. Er habe vorausgesehen, daß er nicht heil am Fuße der Mauer ankommen würde, sei wieder hinaufgestiegen und habe nach einer besseren Gelegenheit gesucht. Und schließlich habe er sie gefunden.

So etwa erzählte Peter seine Bergfahrt.

„Und der Steinhaufen und das goldene Horn?" fragte sein Vater, halb im Scherz und halb im Ernst.

Peter lachte: „Ich habe nicht Zeit gehabt, danach zu suchen! —

Mein Mann hatte mir versprochen, es sollte seine letzte Kletterei in jenem Jahre sein und er hielt sein Wort. Aber es mußte ihm schwer fallen; oft, wenn die Herbstsonne hell auf die Berge und ins Thal schien, saß er vor der Hütte und schaute hinauf nach dem Oldenhorn und nach den Teufelshörnern und dem grauen Gletscher mit den blauen Rissen,

und sprach man ihn dann an, bekam man keine freundliche Antwort. Er mußte Heimweh haben nach seinem Bergdorf oder Wolkendorf, wie er's genannt hatte. Es war gut für ihn und für uns alle, daß bald der erste Neuschnee an die Abhänge hin geblasen wurde.

Zu der Zeit hatten wir eine große Freude. Als wir einmal beim Mittagessen saßen, hörten wir ein starkes Muhen vor der Thüre. Das war uns so ungewohnt, daß wir uns halb erschrocken ansahen, als hätten wir uns fragen wollen: „Hat's am hellen Tag gegeistest?[1])" Wie wir die Thüre aufrissen, glotzte uns ein Kuhkopf entgegen. Es war ein stolzes Tier, schwer und feist und mit leichtem Gehörn. Wir musterten die Kuh und wußten nicht, wie das geschehen war, wer sie hergetrieben hatte und in wessen Stall sie eigentlich gehörte. Da fiel von ungefähr mein Blick auf einen schwarzen Hut, der um eine Ecke unserer Hütte guckte und lachte. Ich kannte ja den alten Hut und das alte Gesicht. Ich lief hin, es preßte mir die Brust zu und ich rief oder schluchzte: „Ätti, du!"

Bald darauf kam der Winter; er war für uns kein gar strenger Mann und oft sagten wir uns: „Nach dem gräßlichen Sommer mit Pest und Gräueln aller Art kommt das alte Glück wieder in Ormunt zu Gaste."

Über den Winter schien mein Mann die Berge zu vergessen und als Wind und Sonne den Schnee verjagt hatten, trieb er unsere Geißen und unsere Kuh, zu der im Winter noch ein Kalb gekommen war, auf die Matten hinaus und sorgte für sie so wohl, wie eine Mutter für ihre Kinder.

---

[1]) Gespukt.

Nie sprach er vom Jagen, nie vom Klettern, und ich dachte: „Nun er wieder Vieh im Stalle hat, ist ihm die Narrheit von selbst ausgegangen.“

Einmal aber, als das Oldenhorn im Abendrot leuchtete, als wär's wirklich mit Großättis Gold überzogen gewesen, überraschte ich ihn, wie er unter der Hütte stand und hinaufsah. Kaum gewahrte er mich, da schlich er sich davon, als hätte er etwas Unrechtes gethan; mir aber kam die alte Angst: „Er hat es sich noch nicht aus dem Sinne geschlagen, weiß Gott, er wird's treiben, bis es genug ist.“ Aber ich glaube, er wäre der Versuchung widerstanden, und hätte mich nicht in Angst gebracht, denn er wußte ja, daß ich mit meinem zweiten Kinde ging. Da aber kam die Versuchung mit einem gespickten Beutel und ich selber wagte nicht mehr, ihn abzuhalten. Das kam so: an einem Johannistage, da man sonst in die mittleren Stafeln zog, kamen zwei Fremde ins Thale. Sie sprachen eine Sprache, die war weder welsch noch deutsch. Nur der eine der beiden konnte ein paar Worte französisch und endlich begriff man, daß er einen Gemsjäger suchte. Man sagte, es gebe deren zwei im Thal, Claude und Peter; er ließ beide rufen. Nach langem Stottern und Stammeln hatte man es heraus, daß die beiden das Oldenhorn besteigen wollten. Im ganzen Thale begriffen nur zwei ein solches Unterfangen: Peter, der wußte, wie schön es oben war, und unser Großätti, weil er an die alte Sage glaubte. Er hatte sich auch herzu gedrängt. Als man ihm das Vorhaben der Fremden in die Ohren rief, da wurde er unruhig und seine Augen hefteten sich lauernd und bös auf die beiden Männer. Dann zupfte er meinen Mann am Kittel, humpelte mit ihm abseits und sagte:

„Uf'm Bärg isch Gout! Die reichen's ab'n! Peter, reich's du, reich's du!“ Die Fremden fühlten den beiden Gemsjägern auf den Zahn, so gut sie es konnten mit ihrem Stottern, und endlich fragten sie meinen Mann, ob er ihnen den Weg auf den Berg zeigen wolle, er müßte es nicht umsonst thun. Peter sagte zu; Claude aber ging davon und fluchte fast den Himmel herunter.

Peter stieg noch am nämlichen Abende mit den Fremden ein gut Stück am Berge hinan, um dann am folgenden Tag mit frischer Kraft den Gipfel zu erklettern.

Die Reise glückte; von weitem schon meldete uns Peters Jauchzen die Rückkehr.

Wie er mit seinen Fremden jodelnd an den Hütten vorbeischritt, streckten sich neugierig die Köpfe heraus und viele, die gerade nichts besseres zu thun hatten, schlossen sich ihnen an, so daß es endlich ein ganzer Zug war, der zu unserer Hütte einbog. Die Fremden setzten sich, um auszuruhen, in den Schatten, den die Hütte warf; sie wollten am nämlichen Abend noch ins Thal hinunter steigen. Alles Volk belagerte und begaffte sie, denn Leute, die um nichts auf einen Berg klettern, mußten wohl andere Nasen, Backen und Augen haben, als ein ehrbarer Christenmensch. Am auffälligsten benahm sich unser Großätti; der hinkte hart an die beiden heran, musterte sie mit den stechenden, mißtrauischen Äuglein und beschnüffelte sie, so daß die Fremden lachen mußten und alles Volk mit ihnen. Der Alte aber ließ sich nicht stören, vollendete seine Musterung und wurde ruhiger.

Unterdessen war eine neue Zuschauerin gekommen; die stach in ihrem Aufzuge den Fremden so in die Augen, daß sie aufstanden und ihr näher traten, denn sie hielt sich ab-

seits. Die Frau, ihr habt's wohl erraten, war die Berganni; sie sah die Fremden mit scharfen Augen an und rührte sich nicht. Da zog einer der Reisenden ein Büchlein und einen Stift aus der Tasche, schaute sie an, kritzelte etwas ins Buch, schaute wieder und kritzelte wieder und man mußte lachen, weil er's gar eilig hatte. Die Berganni aber lachte nicht mit; sie trat dem Manne mit dem Büchlein näher und fing an, auf ihn loszuwettern, daß er sich klein machte und den Rückzug antrat und des Lachens um ihn her kein Ende ward.

Nun zog einer der Fremden ein Ledertäschchen aus dem Sacke, nahm etwas heraus und drückte es meinem Manne in die Hand; dann brachen die beiden auf und schritten am Flusse abwärts.

Als Peter seine Hand öffnete, war ein großes Goldstück drin und er stieß einen Jauchzer aus, wie immer, wenn er die Lust im Sinne hatte und rief dem Großätti ins Ohr: „Das ist Gold vom Berge!" und hielt ihm das glitzernde Stück vor die Äuglein. Der Alte klatschte in seine dürren Hände und kicherte: chch, chch, chch!

Die Berganni aber, wie sie das Gold sah, stimmte ihr Fluchgebet über das Geld an und lief hinter den Fremden drein und überschüttete sie mit Schmähungen. Und sie hatte die anderen Ormunter auf ihrer Seite; die gingen murrend auseinander und sagten: „Die Berganni hat recht, aus dem Gelde wird wieder Unglück reif werden, es ist Sündengeld! Man denke doch, ein Goldstück, und keins von den mindern, für einen Spaziergang! Recht erworben Gut ist das Geld nicht! Und warum muß es gerade dem Berner zugeschneit werden? Der hat ja schon fünf Stück auf der Matte!"

Am lautesten grollte Claude, der Gemsjäger: „Die Grattiere schießt mir der Hund weg! das Goldstück jagt er mir ab! Mög' ihm der Teufel den Dank auszahlen!"

Es vergingen nicht zehn Tage, da kam wieder ein Reisender nach Ormunt und hatte zwei halberwachsene Buben bei sich. Der fragte nicht wie die ersten nach einem Gemsjäger, er sagte: „Führt mich zu dem Peter Schneiter, dem Bergführer!"

Tags drauf, als mein Mann zu dem ersten Goldstück ein zweites legte, sagte er strahlend vor Freude: „Noch ein paar solche Gelegenheiten und ich bin im stande, eine zweite Kuh in den Stall zu stellen. Der Berg wird uns zum Segen!" Die Leute aber sahen uns von da ab mit scheelen Augen an, sie mochten uns das bißchen Glück nicht gönnen und besonders die Berganni kam nun öfters zu uns herab und verdarb uns alle Freude.

Es war zu Ende des Monats August. Da wurde das Thal wieder durch zwei Fremde in Aufregung gebracht. Es war ein Alter mit einem weißen Backenbarte, der ihm bis auf die Achseln reichte und ein Junger mit einer Brille. Sie wollten außer meinem Manne noch einen andern zur Begleitung, denn der Alte meinte, er sei nicht mehr fest genug auf den Füßen, man müsse ihm etwas nachhelfen. Peter sollte den zweiten Führer selber wählen, so wollten's die beiden.

Claude, der den ganzen Sommer auf der Lauer gewesen war, trat vor meinen Mann und gab ihm zu verstehen, er würde gern das Stück Geld verdienen; Peter aber wollte nichts von ihm wissen, denn er mochte ihn nicht leiden. Da ging der andere davon und stieß zwischen den Zähnen hervor: „Ich tränk' dir's ein!"

Mein Mann ließ Kaspar rufen, Bergannis Sohn, wußte man doch, daß es bei ihm zu Haus gar ärmlich zuging und er ein wenig Geld sehr wohl brauchen konnte. Seit Berganni's „Stern“ den Sprung in den Fluß hatte thun müssen, stand in der Hütte oben an der Halde kein Stück Vieh mehr, nicht einmal eine Ziege. Die alte Frau ging einen Tag wie den andern an den Matten empor, stach mit einem Messer Wurzeln aus und davon lebte sie mit ihrem Kaspar, und Schmalhans war Küchenmeister.

Kaspar ließ sich nicht lange bitten, mit auf den Berg zu steigen, denn er hätte gern dem Elend zum Hause ein Ende gemacht.

Die vier Männer standen reisefertig in unserer Hütte. Da wurde die Thüre aufgerissen und herein stürzte mit ihren unheimlichen Augen Kaspars Mutter. Sie ging auf den erschrockenen Burschen los, nahm ihn am Arme: „Kaspar, Kaspar, was willst?“

„Auf den Berg, es ist nichts übles!“

„Teufelswerk ist's! Ich laß' dich nicht! Geh' mir voraus, nach Haus!“

Er suchte sich von ihrer Hand loszumachen. Da erhob sie ihren Haselstock gegen ihn: „Geh' voraus oder ich schlage zu!“

Kaspar wurde wankend; man sah es ihm an: er that seiner Mutter nicht gerne weh, er mochte sie gern haben.

Da ließ die Frau ihren Haselstock fallen, faßte mit beiden Händen nach Kaspars Armen und riß ihn der Thüre zu. Der Bursche folgte halb willig, halb sich sträubend; die Fremden aber mußten lachen ob des Auftrittes, und das Lachen verdroß Kaspar der Art, daß er sich mit einem Rucke von seiner

Mutter losmachte und den Fremden zurief: „Ich komme mit euch!“

Wie die Mutter die Wandlung in ihrem Buben wahrnahm, ließ sie auf einmal von ihrem Zorne, ja sie wurde weich, wie man sie noch nie gesehen hatte und schlang ihren Arm um Kaspars Hals und schluchzte: „Komm' mit mir, Bub! komm'!“

Da hinkte unser Großätti, der bis da in einem Winkel zugesehen hatte, herbei, stellte sich hinter Kaspar und rief ihm in einem fort mit seiner lallenden Stimme zu: „Chapper, bis chäche! Chapper, bis chäche[1])!“ und klopfte ihm dabei mit seinem Stocke auf den Rücken.

Die Fremden fanden das wieder lustig und lachten. Kaspar mochte sich der Rolle schämen, die er da spielte; er riß sich die Mutterarme vom Halse und rief über die Schultern zurück: „Ich komme mit euch!“

In Berganni ward die Wut wieder Meister; sie schoß knirschend an ihrem Sohne vorbei, griff nach ihrem Haselstocke und stellte sich drohend vor die Fremden, die ihr Vergnügen an dem tollen Gebahren fanden, die Hände in die Taschen steckten und das Unwetter ruhig über sich ergehen ließen.

Endlich aber hatten sie das Treiben satt, besonders der Ältere. Der zog aus seiner Busentasche ein leinenes Säckchen hervor und öffnete es, es war lauter Gold drin; das tönte gar sauber, wie er mit den magern Fingern hineingriff. Er langte ein Stück heraus und hielt es der Berganni unter die Nase: „Nimm das und dann laß' uns in Ruh, alte Hexe!“

---

[1]) Sei keck.

Nun fauchte und zischte die Berganni wie die Katze vor dem Hunde. Mit flinkem Griffe nahm sie das Goldstück und schleuderte es dem guten Alten an den Kopf, daß es von da absprang und über den Boden hinrollte. Unser Großätti sah es, warf seinen Stecken hin und kroch auf allen Vieren dem Goldstücke nach, aber fand es nicht.

Die Berganni aber füllte das Haus mit ihrem Geschrei: „Um Gold meinen Kaspar? Was that ich euch zu leid, daß ihr mir den Kaspar abkaufen wollt? Den Mann nahmt ihr mir! Die Pest brachtet ihr! Meinen ‚Stern‘ ersäuftet ihr! Ja! geht auf den Berg! Lauft dem Teufel ins Garn! Aber meinen Kaspar laß' ich euch nicht! Geht nur! Und mög' euch die Felswand zerschmettern oder ein Abgrund verschlucken! Und mög' euch ein Felsstück erschlagen oder die Lawine ersticken! Ja! geht! Aber mein Kaspar bleibt bei mir! Geh! geh! Du vermaledeiter Landstreicher!“

Dem jüngeren der beiden Reisenden ging die Geduld aus; er packte sie an der Schulter und schob sie unsanft auf die Seite. Dann trat er vor Kaspar hin, sah ihn scharf an und sagte: „Wie gedenkst du's zu machen, junger Mann? Bleibst du, oder kommst du?“

Kaspar zauderte erst; aber der Blick des andern gebot eine Entscheidung, und es war, als schreibe er sie grad vor. „Ich komme mit euch!“ sagte Kaspar fest, und ohne nach seiner Mutter zu sehen, wandte er sich zur Thüre. Da warf sich die Berganni nieder, umfaßte die Knie ihres Sohnes und flehte: „Geh' nicht, Kaspar! Bleib' bei mir, ich bin ja dein Mütterchen!“ Der Sohn, bleich vor Erregung, schleppte sie mit sich bis vor die Thüre. Dort ließ sie locker, und er eilte davon dem Oldenhorne zu, schnell wie eine Gemse,

ohne zurückzusehen. Die drei andern folgten ihm gemächlich.

Die Berganni lag vor dem Haus auf den Knien, den Kopf nach vorn gestreckt und sah ihrem Sohn nach, bis er im Creux de Champ verschwand. Da brach sie zusammen: „Nun ist er mir hin!" schluchzte sie und barg das Gesicht in der Erde. So lag sie weinend bis die Nacht anbrach.

Drinnen in der Hütte schluchzte auch einer: das war der Großätti, der auf dem Boden herumkroch: „O, das Gout! wo isch das Gout?"

Das Wetter war gut zum Reisen, kein Wölkchen schlich um die Berggipfel, aber mir war doch nicht wohl, ich ahnte Unheil. Ich konnte mir lange sagen: „Peter kennt den Weg und von all seinen Bergfahrten ist er immer heil zurückgekehrt, es half nichts, ich ward die Angst nicht los. Am zweiten Tag wandte sich mein Gesicht beständig nach dem Creux de Champ und den Bergen, und regte sich etwas an einer Halde, so meinte ich, es müsse mein Mann sein. Der Tag schien mir ewig zu dauern. Endlich schickte sich die Sonne an, auf die Berge herabzusinken, das war die Zeit, da Peter sonst mit den Reisenden zurückkehrte. Ich stieg auf eine Anhöhe, um besser zu sehen: es kam nichts und meine Unruhe wuchs. Da wie ich wieder nach der Sonne schaute, um die Zeit zu schätzen, sah ich, wie sie in einen schwarzen Wolkensack hinabglitt: „Es rüstet sich zu einem Wetter; wenn es sie ereilte!"

Immer schwärzer ward es im Westen, und düster stieg es das Thal herauf und dort vom Berg her nichts! nichts! Ein Feuerschein zerriß die Wolken und dumpf grollte es in der Ferne, und sie kamen immer noch nicht.

Die Weiden- und Erlenbüsche wechselten die Farbe, ein Windstoß fegte vorbei, die Teufelshörner hüllten sich in Nebel, es nachtete durchs ganze Thal. Über meinem Kopf aber brach es los, als krache ein Stück vom Himmel zusammen, und es rollte grausig von Bergwand zu Bergwand. An den Halden flog der Regen herab wie ein graues Tuch und noch war mein Mann in den Felsen!

Das Wasser floß wie ein Bach an mir herunter, als ich in die Hütte zurückkehrte. In der Stube waren Leute; es war Sonntag und die Neugier hatte den Müßigen keine Ruhe gelassen: sie wollten die Fremden nochmals begaffen, sie wollten den Lohn sehen, der den Führern würde.

Als ich eintrat, sprachen sie vom Unwetter.

„Ja," sagte der alte Grosjean, „ein Sturm auf dem Berg, das ist nicht so gut wie Käs und Brot. Ich habe einen erlebt, den werd' ich mein Lebtag nicht vergessen. Ich suchte eine Geiß, die sich verstiegen hatte; sie ist zu Grund gegangen; ich kam davon, es war ein Wunder. Die Luft fiel über mich her wie ein Sturzbach; der Regen hätte nichts gemacht, aber die Luft, die Luft, das ist das Schlimmste! Da versuche keiner aufrecht zu stehen; sie nimmt dir den Atem und schlägt dich zu Boden und den stärksten Farren wie dich! Mich warf's in ein Loch, daß mir die Rippen krachten und das war noch mein Glück, denn nun sauste es über mich weg. Zuweilen aber fuhr es in das Loch hinein und suchte mich herauszuwerfen, und ich klammerte mich mit den Fingern fest und stemmte die Füße gegen den Anprall. Da müssen dir die Haare fest auf dem Kopfe sitzen, sonst fegt sie die Luft weg, wie die Windsbraut das Heu auf der Matte.

„Und erst die Musik! Hui, wie's pfeift und heult um die Gräte, wie's saust und brüllt und stöhnt durch die Schluchten! Mir war, als bliese man mir mit hundert Hörnern ins Ohr. Und kalt ist's dazu, brrr! Wie Eiswasser fährt's durch die Knochen! Es ging eine gute Weile, bis ich wieder gerade Finger machen konnte!"

Während er so sprach und sich ereiferte, ward die Thüre aufgerissen.

Was will der hier? Mir war's' das Unglück träte herein, ein lachendes und grimmiges zugleich. Es war Claude, der Jäger.

„Ha, da treff' ich ja das halbe Thal! Guten Abend! Ein Teufelswetter!"

„Wo hast du den Hut gelassen, Claude? Barhäuptig sieht man dich sonst nie, und bei dem Wetter hättest du ihn schon brauchen können!"

„Ich wollte den Läusen einmal ein Bad gönnen," lachte er; aber niemand lachte mit ihm, denn nur sein Mund war lustig, die Augen aber waren finster und starr und gingen scheu von einem zum andern, als fragten sie etwas, als fragten sie etwa: „Siehst du mir's an? Weißt du, was ich that?" Und seine Stimme war heiser und er mußte sie aus der Kehle herauswürgen.

Er suchte sich einen Platz im dunkelsten Winkel, er ging dem Licht aus dem Wege; wenn ein Blitz leuchtete, schlug er die Augen zu. Hinter ihm her lief auf dem Boden ein Bächlein, wie eine Schlange, die ihn in die Ferse stechen wollte.

„Der Peter und der Kaspar wären jetzt auch froh um so ein Winkelchen," sagte er beklommen und hätte

es gern lustig gethan, „so hat's schon lang nicht mehr gekracht."

Peters Vater ging zu ihm hin und redete ihn an: „Wie mag's kommen, daß sie so lang ausbleiben, Jäger?"

„Ihr habt wohl gar Angst um sie? Wagt's der Peter, Fremde auf den Berg zu führen, wird er auch wissen, wie man sie wieder ins Thal schafft. Von dem bischen Regen da stirbt man noch nicht, da weiß ein Gemsjäger von anderem zu erzählen. Sie werden schon kommen. Um's Geld soll man auch was ertragen!"

„Ja die Luft, die Luft!" rief Grosjean dazwischen, „das Schlimmste ist die Luft, ich hab's grad jetzt gesagt."

„Bah, die Luft! Was wißt ihr! Macht eine Kuh euch etwas mehr Wind, als ihr's gewohnt seid, so meint ihr schon, die Welt werde verblasen wie eine rostige Flinte!"

Er suchte über seine Rede zu lachen, aber es ging ihm nicht von statten und man hörte es dem Ton an: ihm war nicht wohl in seinem Kittel. Ich aber sah, wie seine Augen aus dem dunklen Winkel hervorstachen und fragten: „Siehst du mir's an?"

Mir ward ganz beklommen ums Herz und ich sagte zu ihm: „Ihr wißt etwas, ich seh's euch an .... Ihr habt den Peter ...."

„Was siehst du mir an?" rief er und fuhr in die Höhe .... „was hab' ich ...."

„Ihr wißt etwas von meinem Manne!"

Da preßte er wieder sein heiseres Lachen hervor: „Ha, ha, ha! Wie du Angst hast, das ist lustig! du hättest eben deinen Mann an die Bettstatt anseilen sollen, ha, ha, ha! Er jagt die Gemsen wie ich und sollte in dem Regen da

den Kopf verlieren! ha, ha, ha! Da weiß ich von anderem zu erzählen! Hört her, ich will euch etwas lustiges berichten, ein Gemsjägerstückchen! So geht die Zeit um und derweil werden sie kommen."

Mir wurde immer unwohler zu Mute, denn ich sah wohl, daß die Fröhlichkeit dem Jäger nicht von Herzen kam. „Nein erzählt jetzt nicht! Wenn ihr was thun wollt, so geht meinem Manne entgegen, mir bangt, er sei in Nöten!"

„Ei, zum Teufel auch! Weiberblut, Weibermut! Was soll ihm begegnet sein? Die Gemsen kann er einem wegschießen und die Goldstücke wegschnappen und dann soll man noch nach ihm sehen, daß er keine Beulen kriegt! ha, ha, ha!"

„Lacht nicht so! Ich kann euer Lachen nicht ertragen heut'!"

„Zum Teufel auch! Soll ich denn flennen wie ein Kind, das in die Brennesseln geraten, nur weil's wieder einmal ordentlich donnerwettert in Ormunt? Ich bin an anderes gewöhnt! Zum Teufel auch! Ich erzähl' euch was vom Jagen, ihr sollt die Ohren spitzen! Hört! Ich war — —"

„Nein, jetzt nicht!" rief ich ihm zu: „wir sitzen hier müßig, mein Mann ist in dem Wetter draußen, die anderen mit ihm! brecht auf, ihr Männer, ums Himmels willen und helft, wenn's menschenmöglich ist! Hört doch, wie der Wind pfeift, seht, wie der Regen herabströmt und wie's blitzt! Die beiden Fremden sind an so was nicht gewöhnt, Peter und Kaspar werden sie nicht mehr fortbringen! Geht und helft!"

Die Nachbarn schauten in das Unwetter hinaus und sahen sich fragend an, es mochte ihnen zu gruselig sein.

Da brach der Jäger das Stillschweigen: „Bald gesagt:

suchen! aber wo suchen? der Berg ist kein Hosensack! ha, ha, ha!"

Das war's, was die Nachbarn alle gedacht hatten und sie sagten zu mir: „Claude hat recht: wir wüßten nicht, wohin uns wenden. Verlier' nur den Mut nicht, der Peter braucht uns nicht, der sorgt schon für sich selber; er ist stark und frech!"

„Ich erzähl' euch meine Geschichte, das wird euch allen die Zeit kürzen und dir die Angst obendrein!" und er hub an mit seiner rauhen Stimme:

„Wahr ist's! glaubt mir's, oder glaubt mir's nicht! Wahr jedes Wort! War ich da einmal auf der Jagd, gegen die Teufelshörner hinauf und hatte den ganzen Tag auf ein Gemspaar gelauert. Es war ein Bock, ein ganz grauer, und ein junges Geißlein. Er hat keinen schlechten Geschmack, der Alte da, dachte ich. Aber er hatte auch eine feine Nase: wie ich anlegen wollte, war er schon davon mit seinem Bräutlein und mir blieb nichts als das Nachsehen und das Fluchen! Himmelhagel, kam ich in einen Eifer.

„Endlich kam mir das Geißlein in den Schuß: bum! und sie machte einen Sprung, als hätt' sie über den ganzen Berg setzen wollen. Dann rutschte sie langsam an dem Felsen hinunter und blökte, was ihr zum Halse heraus mochte, bis sie unten aufschlug. Ich kletterte ihr nach; 's war mühsame Arbeit. Und wie ich sie hatte und etwas verschnaufen wollte, da merkte ich, daß der Teufel los kam. Es war dunkle Nacht, im Nu war der Berg im Nebel und der Wind fing an zu heulen, als stecke er auf einem Messer! Nun fuhr die Hölle über mich her, daß ich nicht mehr wußte, wo ich den Kopf hatte! Da ist mir manche Laus ersoffen! ha! ha! ha!

Und die Blitze fuhren um mich herum wie Fliegen und der Donner prallte und polterte an die Felswände, als wollte er sie umwerfen. Ich hatte mich zwischen zwei Felsblöcke geworfen; die Gemse lag auf einem Steine und die Flinte auf einem andern. Auf einmal ward mir ganz sonderbar: die Haare auf dem Kopfe richteten sich auf, ich konnte es wohl merken, und als ich die Augen etwas verdrehte, da sah ich meinen Bart leuchten wie glühende Drähte. Beim Eid ist's wahr, glaubt's oder glaubt's nicht! Ich langte mit der Hand danach, um ihn zu löschen, er brannte aber nicht und glühte fort. Als ich an mir herunter sah, da leuchtete mein Ziegenfellkittel wie mein Bart. Mir ward unheimlich zwischen meinen Felsen drin und ich kroch aus dem Winkel heraus. Neuer Schrecken! Auf allen Felsen und Steinen ringsum waren kleine Flämmchen. Die Hölle ist aufgegangen, der Teufel will dich holen, Claude! schrie ich und rief die drei heiligsten Namen. Da fuhr es herab wie ein brennender Baumstamm, der Berg zitterte, ich sprang auf wie das Gemslein nach dem Schuß! Himmelhagel, war das ein Schrecken! ha, ha, ha!

„Mein Bart glühte nicht mehr und die Feuerlein auf den Felsen waren ausgeblasen. Der Teufel ist so schlimm nicht, wie er aussieht, dachte ich und legte mich wieder zwischen meine Felsen. Ich lag nicht lang, da fing's von neuem an in meinen Haaren zu krabbeln, der Bart ward wieder hell und die Steine brannten. Nun rief ich die drei heiligsten Namen nicht mehr; zum Teufel auch, man gewöhnt sich an alles; ja, ich fand das Ding fast lustig und ich fing an, mich etwas umzusehen. Die Gemsgeiß, die etwa 6 Schritte von mir abseits lag, glühte wie mein Bart und sah aus, als

hätte man glühende Asche auf sie gestreut; das Sonderbarste aber war oben auf dem Grate: man sah es kaum durch den Nebel: es schaute herab und rührte sich nicht, es mußte ein Gemsbock sein, der Bock des Geißleins. Oder war es der Teufel selber und hatte ich ihm die Herzallerliebste weggeschossen? ha, ha! Aber Spaß bei Seite! Er sah ungemütlich aus, der Bock; auch er glühte, besonders die Hörner und der Bart und er sah wie ein Gespenst zu mir herab und zu seiner Geiß. Da fuhr der feurige Baumstamm wieder herab, wieder krachte es, als springe der Berg in tausend Stücke. Und neben dem lauten Knalle hörte ich noch einen schwächern. Wie das Feuer kam, hatte ich die Augen geschlossen, nun riß ich sie wieder auf und sah um mich. Da war meine Flinte ganz zerfetzt, nur noch der Lauf war zu sehen und er war zerkrümmt und zerrissen, als wäre er ein schwacher Strohhalm gewesen. Ich begriff: der Donnerstrahl war drauf gefallen. Ein Glück, daß ich nicht im Schuß lag, dachte ich bei mir und dabei suchte ich mit den Augen die Richtung, in der die Ladung etwa geflogen sein mochte. Hätt's den Bock getroffen? Möglich wär's: er war nicht mehr dort!

„Derweil hatte das Glimmen wieder begonnen, stärker als je und es knisterte mir in den Haaren. Auf einmal war's wie ausgelöscht und ich wußte von nichts mehr.

„Ich mußte lang bewußtlos gelegen sein. Als ich die Augen wieder aufschlug, schlich der Nebel an den Halden hin und da und dort brach die Sonne durch. Ich lag in einem Bächlein, das durch den Regen entstanden war; im Kopfe war's mir wüst und schwindlig. Ich stand auf. Mein Blick fiel auf die Gemsgeiß; der waren die Haare verbrannt und

sie war schwarz wie eine Kohle: der Donnerstrahl mußte auf sie gefallen sein. Schade drum! dachte ich und betupfte sie. Sie war weich anzufühlen und es stieg mir ein Geruch von gebratenem Fleische in die Nase. Wie? Wenn der Wetterstrahl das Vieh gekocht hätte?

„Ich zog das Messer und löste die Haut; das Fleisch sah nicht übel aus, ich schnitt einen Fetzen los und fing an dreinzubeißen, wie ein rechter Gemsjäger: bei meiner Seel' ist's wahr! Und dabei dachte ich: den Braten hat dir der Teufel zugerichtet, 's nächste Mal will ich ihm sagen, er soll' das Salz nicht vergessen! ha, ha, ha!

„Es wurde dämmerig und ich wandte mich thalwärts. So bist du noch nie von der Jagd nach Hause gekehrt, Claude, ohne Flinte und ohne eine Klaue, es ist eine Schmach. Da erinnerte ich mich an den Gemsbock, der so grimmig nach mir geguckt hatte: Wenn er oben läge? Nachschauen kostet nichts! Und richtig da lag er, in die Stirne getroffen, glaubt mir's oder glaubt mir nicht! Ich hob ihn auf die Achseln und stieg ins Thal.

„Ja so geht's auf dem Berge zu, wenn die Hölle losbricht. Himmelhagel, das ist kein Spaß und kommt einer einmal nicht wieder, so wundert euch nicht! der Berg spaßt nicht! Und suchen müßt ihr ihn auch nicht; wer wollte ihn finden? Zum Teufel auch, der Berg ist weit!"

Indem er so sprach, blinzelte er nach mir.

„Du weißt etwas von Peter!" schrie ich ihn an, „sag's, wo ist er? wo sahst du ihn? hat ihn der ...."

„Was soll ich wissen? Ich war heut und gestern nicht vom Hause weg. Kreuzhagelwetter, soll ich denn alles wissen! Es kann einem auf dem Berge was zustoßen, es kann dem

Peter was zustoßen, drum habe ich meine Geschichte erzählt, drum kam ich her, damit es euch nicht wundere, wenn er etwa nicht .... Gesehen hab' ich ihn nicht, ich nicht! wie sollt' ich auch? Himmelhagel, war ich denn auf dem Berge heut' und gestern? Sagt ich's euch nicht? Keinen Fuß hab' ich aus der Hütte gesetzt!"

„Das lügst du!" rief ihm der junge Leblanc zu. „Ich sah dich heut' zu Berge steigen und sagte zu meinem Alten: Heut' geht der Jäger spät jagen!"

Claude schoß aus seiner Ecke hervor: „Sag's noch einmal und ich hau' dich zusammen! Keinen Schritt hab' ich vor die Hütte gesetzt uud wer's anders sagt, hat's mit mir zu thun."

Leblanc schwieg, denn er fürchtete den Jäger. Alle aber sahen den mit mißtrauischen Augen an. Ohne noch ein Wort zu sagen, ging Claude der Thüre zu. Ich versperrte ihm den Weg und bat ihn, er möchte doch reden, denn ich war überzeugt, daß er etwas von meinem Manne wisse. Er aber warf mich mit den Fäusten gegen eine Wand und eilte hinaus dem Creux de Champ und seiner Hütte zu.

„Der Blitz hat meinen Mann erschlagen", rief ich den Nachbarn zu, „macht euch auf, ums Himmelswillen! sucht ihn, ich thäte es selbst, wäre ich nicht in dem Zustande, den ihr seht."

Die Nachbarn waren nun willens, aber es nachtete, es war zu spät.

„Habe keine Angst", sagten sie zu mir, „noch kann er kommen. Ist er aber morgen früh nicht zurück, so suchen wir ihn im ‚Gemeinwerk'." Damit gingen sie hinaus. Ich hörte noch, wie vor dem Hause einer zum andern sagte: „Ich

weiß nicht, was ich vom Jäger denken soll!“ Der junge Leblanc aber beteuerte: „Ich sah ihn, so wahr ich lebe.“

Die Nacht war hereingebrochen. Peters Vater und der Großätti gingen schlafen, ich blieb in der Stube, zündete die Ampel an und streckte jeden Augenblick den Kopf in die Nacht hinaus und horchte. Wie manchmal meinte ich Stimmen oder Tritte zu hören! Aber es war immer nichts. Die Ampel erlosch gegen morgen; da fiel mir der Kopf auf den Tisch herab und ich fing an zu träumen und sah meinen Mann zwischen zwei Felsen liegen und glühen wie ein brennendes Scheit, dann wurde er zu einer schwarzen Katze mit funkelndem Balge und leuchtenden Augen; auf dem Felsen aber stand der Gemsbock mit dem langen feurigen Barte und den roten Hörnern und er sah zu meinem Manne hinab und grinste und bekam ein Menschengesicht, wie der Moses, von dem uns der Pfarrer in Gsteig einst berichtet hatte. Der Moses aber begann das Gesicht zu verzerren und ward zu einer Kunkel mit glühendem Werge dran und die Kunkel war unser Großätti mit seinem langen Barte und Haar, und sein Mund ging auf und zu und er kaute an dem Barte und sagte: „Das isch Gout!“ Da stürzte ein feuriger Baumstamm herab; ich wollte schreien und erwachte. In dem Augenblicke hörte ich Tritte und das Aufschlagen eines Stockes. „Er kommt!“ dachte ich, und wollte nach der Thüre eilen. Aber es war der Großätti; der humpelte herein, sah mich mit seinem mißtrauischen Blicke an und fragte: „Häsch's (Hast du's)?“

Ich verstand, was er meinte und schrie ihn an, und die Thränen liefen mir dabei aus den Augen: „Unser Peter ist noch nicht zurück und du kannst an das Lumpengold denken!“

Er achtete nicht auf das, was ich sagte, sondern warf seinen Stecken auf den Boden und fing an auf allen Vieren in der Stube herumzukriechen und bald hörte ich ihn wimmern und schluchzen: „'S Gout, wo isch 's Gout?"

Als es ganz hell geworden war, kam ein Nachbar nach dem andern, steckte den Kopf durch die Thüre und fragte: „Sind sie da?" Dann machte sich ein Trüppchen auf mit Stricken und mit Stöcken, um sie zu suchen.

Das war ein langer Tag, was ist ein Jahr daneben! Als es dämmerte, kam ein Zug auf unsere Hütte zu. Ich schlug die Hände vor die Augen, um nicht zu sehen. Als aber die Thüre knarrte, da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte hinsehen, ich mußte wissen, ob's wirklich so war, wie ich's ahnte. Sie kamen herein, je zwei hinter einander und streckten dunkle Lasten auf dem Boden aus. Die letzten aber trugen meinen Mann und sie schluchzten, wie sie ihn niederlegten und waren doch harte Männer.

Von allem was sie mir sagten und erzählten, habe ich nur verstanden, daß alle vier ans Seil gebunden unten an einer Felswand lagen. Und dann noch etwas, einer rief es mit grimmiger Stimme: „Und da haben wir auch den Hut! des Jägers Hut! Kein Wunder, daß er gestern barhäuptig kam. Er lag nicht weit von den Leichen, er soll ihn gleich haben, heut Nacht noch und den Lohn für seine Geschichte dazu, der Hallunke!"

Es waren drohende Worte und die Männer zogen grollend davon.

Bald darauf verfiel ich in heftige Krämpfe und in der nämlichen Nacht gebar ich mein zweites Knäblein. Am Abend

hatten wir vier Leichen unter unserem Dache, am Morgen waren es ihrer fünf geworden.

Als ich aus meiner Schwäche erwachte, hörte ich zimmern und klopfen hinter der Hütte; ich konnte mir wohl denken, was es sein mochte; der rote Nicolet, der dazu besonders geschickt war, fügte die Särge für die Toten zusammen. Es war eine schlimme Musik.

Ich lag im ‚Gaden'; in der Stube sah ich durch die offene Thüre Peters Vater mit ein paar anderen Männern. Sie stellten zwei Stühle einander gegenüber, den einen eine Manneslänge vom anderen weg, legten auf die Sitze ein Brett und auf das Brett Peters Leiche, denn es ist nicht Brauch, die Toten auf dem bloßen Boden liegen zu lassen. Dann betteten sie den Kaspar und die beiden Fremden in gleicher Weise.

Vor den vieren, in der Nähe der Thüre, auf einem Holzklotz, der uns sonst als Sitz diente, lag mein armes, totes Knäblein in ein Tuch gewickelt.

Als die Männer die traurige Arbeit gethan hatten, gingen sie hinaus und lauter und emsiger fing es darauf an zu hämmern und zu pochen hinter der Hütte. Drin in Stube und Gaden war's still wie ein Grab, ich hörte nichts als den Atem meines älteren Knäbleins, das in einem Korbe in meiner Nähe lag und schlief. Mir wurde angst und bang in der Gesellschaft der Toten und wäre ich nicht so schwach gewesen, ich hätte mich erhoben, um die Thüre zu schließen.

Da hörte ich etwas knarren drüben; die Stubenthüre mußte geöffnet worden sein. Es war der Großätti, ich hörte es am Schlage seines Steckens, und als ich hinsah, erblickte ich ihn, wie er zwei, dreimal um die Leichen herum humpelte

und schnüffelte, wie er so oft that. Endlich stand er beim Alten still und machte sich etwas mit ihm zu schaffen. Er betastete dessen Rock, öffnete die Knöpfe mit den zitternden krummen Fingern und zog etwas aus der Busentasche, nicht ohne Mühe. Nun hielt er sich dies Ding vor die Augen; es war ein ledernes Säckchen. Das öffnete er und kicherte wie er hineinguckte und murmelte sein ewiges: „Das isch Gout!"

Ich rief ihm zu, er solle den Toten ihr Gut lassen; allein meine Stimme war zu schwach, er hörte mich nicht, sondern hinkte zu dem Holzstücke hin, auf dem mein Knäblein lag, schob das Leichlein etwas auf die Seite, setzte sich daneben und fing nun an, in dem Golde zu wühlen. Er griff ein Scheiblein heraus, hielt es sich vor die Nase, blinzelte es mit seinen lüsternen Äuglein an und kicherte und kicherte daß die Kunkel ihre Reiste[1]) schüttelte: chi chi chi! Dann zog er ein zweites Scheibchen hervor und hielt es neben das erste und verglich sie auf beiden Seiten und kicherte und kicherte, als wäre lauter Jubel und Freude in der Hütte gewesen. Als er mehrere so neben einander gehalten hatte, fing er an, die Münzen zu zählen. Er setzte das Säcklein zwischen sich und das Leichlein, nahm mit der rechten Hand ein Scheibchen nach dem andern heraus und legte sie in die linke Hand, behutsam, als wären sie zerbrechlich gewesen und dabei zählte er: „Ei Stuck, zweu Stuck, dry Stuck, vier Stuck, füf Stuck." Bei fünf hörte seine Zählkunst auf und er fing wieder von vorne an und jedesmal, wenn er bei ‚füf Stuck' angelangt war, kicherte er, wie ein Glückseliger. Als alle Münzen vom Säckchen in die Hand

---

[1]) Werg, Heede.

gezählt waren, wanderten sie in gleicher Art von der Hand ins Säckchen zurück: „Ei Stuck, zweu Stuck . . . chi chi chi! chi chi chi!“

Wie er so an der Arbeit war, hörte ich wieder die Thüre knarren: die Berganni war's. Ihr erster Blick mußte auf den armen Kaspar fallen. Sie sank an dem Stuhle nieder, drückte sich ihr langes weißes Haar in's Gesicht und schluchzte: „Kaspar, Kaspar, mein Bub, mein armer Bub! Wart' nur, ich will ihn strafen, ich will ihn strafen, du armer Bub!“

Der Großätti hatte sie nicht gewahrt und sie merkte seine Gegenwart erst, als sie sich müde geschluchzt hatte. Da mußte sie den Klang des Geldes gehört haben: sie stutzte, stand auf, ging dem Tone nach und fand den Alten. Der zählte eben von der Hand ins Säckchen, und war mit der Arbeit bald fertig: „Füf Stuck, chi chi chi!“ Da fiel ihr Schatten auf ihn und er sah auf. Es ging durch ihn wie ein Schlag. So rasch es seine dürren Finger vermochten, schlossen sie sich links um die paar Goldstücke und griffen rechts nach dem Säcklein; das Säcklein schob der Geängstigte zwischen die Schenkel, ohne es mit der Rechten loszulassen. Dabei maß er die Berganni mit boshaften, flackernden Augen und stotterte sie an: „Was wottsch[1])?“

Sie, ohne ihm eine Antwort zu geben, schlug ihn mit der Faust auf die linke Hand, so daß sich die Fugen der Finger öffneten und ein paar Goldstücke auf den Boden fielen. Beide fuhren danach, aber die Berganni war flinker, sie erhaschte sie, und warf eins nach dem andern durch die

---

[1]) Was willst du?

Lichtlücke ins Freie hinaus und ihre magern, nackten Arme schwangen sich weit, wie sie rief: „In den Wind, in den Wind! vermaledeiter Lohn!“

Der Großätti glotzte sie an und begriff nicht und stammelte: „'s isch Gout, 's isch Gout!“

Die Anni wandte sich wieder zu ihm: „Gieb alles her!“ Er klemmte die Schenkel fest zusammen, um das Säcklein zu bergen und setzte sich auf die linke Hand, in der er den andern Teil des Schatzes hielt. Sie zerrte und riß an ihm, bis sie wieder ein Goldstück erobert hatte. Auch das flog durch die Lichtlücke in die Matte hinaus und glänzte in der Sonne auf wie ein Sommervogel. Und wieder begann die Rauferei. Ich raffte meine Kraft zusammen und rief, so laut ich konnte, sie sollten doch den Toten das nicht zu leid thun. Es half nicht. Die Anni riß den Alten herum, an den Haaren, am Bart, am Kittel, er aber wehrte sich in seiner Gebrechlichkeit mit der Kraft des Geizes, steckte das Goldsäcklein in den Mund und biß, Grimassen schneidend, auf die Zähne. Ich konnte nicht länger zusehen. Wie ich es fertig brachte, ich weiß es nicht, aber ich fand die Kraft, mich zu erheben und, mich an der Bettstatt und an den Wänden haltend, erreichte ich die Thüre. Die Berganni ging gräßlich mit dem Großätti um, sie riß ihn am Bart auf und nieder, hin und her, und er stöhnte mit seinem zugebissenen Mund schauerlich. Ich streckte die Hände nach dem Weibe aus und zog an ihrem Rock. Sie ließ einen Augenblick ihr Opfer fahren, kehrte sich gegen mich, wütend, als wäre ich ein gefährlicher Feind gewesen und warf mich mit einem Stoß in meine Kammer zurück. Ich schlug mit dem Kopfe schwer auf. Dann hörte ich's über mich hinrasen wie ein

Wetter: „Sei verflucht, du und das ganze Haus! Fremde Ware seid ihr! Fremder Ware schließt ihr Thür und Gaden auf und meinen Kaspar verkauft ihr dem Tode. Seid verflucht auf immerdar! Diebstahl, Mord: fremdes Pack hat's gebracht, und das Gold ist der Satan, der das Unglück aufstachelt. Drum wer es nimmt, sei verflucht, und verflucht sei das ganze Thal, wenn es dem Golde und dem fremden Gesindel wird. Ein Knecht werde der Ormunter und ein Bettler und nach Geld soll er jagen und nie satt werden. Je mehr Geld, um so schlechter die Welt!"

Ich suchte mich zu regen, aber ich konnte kein Glied rühren. Ich hörte noch, wie das Schreien und Ringen im Gaden wieder anfing, dann schwanden mir die Sinne.

Als ich wieder aufwachte, war das erste, was mir in den Ohren klang, der Berganni Verwünschung: „Seid verflucht!" Die Augen aufschlagend, fand ich mich auf dem Bette mit verbundenem Kopfe. Am Boden war eine Blutlache.

Im Gaden standen die Männer und legten die Leichen in die rohgezimmerten Särge. Eine blieb übrig: es war der Großätti. Man hatte ihn leblos unter zwei Toten gefunden, die, wie es schien, bei dem Ringen von den Stühlen herabgeworfen worden waren. Wie er unter sie kam, ob er sich dort verkrochen hatte, um seinen Schatz zu bergen, ob ihn die Anni hingeworfen, wie sie mir gethan: man weiß es nicht. Da lag er nun. Sein Mund war jetzt geöffnet, der Tag schien hinein und zeigte weit hinten das leinene Säckchen und einen hellen Glanz: er war am Golde erstickt. Niemand zog es heraus, er sollte im Tode haben, was er im Leben so sehr begehrte.

So übel hat der Tod in jenen Tagen in unserm Hause

regiert: drei Glieder der Familie, alle männlich, wurden nebeneinander begraben und seitdem wollen es die Männer bei uns nicht mehr auf die Länge aushalten.

Von jenem Tage an habe ich die Berganni nicht mehr fluchen hören. Leute sahen sie aus unserer Hütte stürzen und den Weg nach dem Creux de Champ einschlagen: sie wollte wohl den Jäger aufsuchen, um ihn zu strafen. Der aber war nicht zu Hause, er war schon am Abend zuvor nicht mehr zu finden gewesen, als die Männer ihm Hut und Lohn bringen wollten.

Da sei die Berganni am Berge hinangeklettert, den Flühen und Felsen zu, wo Claude zu jagen pflegte. Seither hat man sie und ihn nicht wieder gesehen. Später, viel später fand man am Fuße einer Felswand zwei Menschengerippe, das eine noch locker ans andere geklammert und man meinte, das könnten der Beiden Gebeine sein.

Als ich wieder zu Kräften gekommen war, nahm ich mein Bübchen auf die Arme, wandte Ormunt, wo ich so glückliche und so traurige Tage erlebt hatte, den Rücken und zog nach Gsteig hinüber in meines Vaters Haus, und Peters Vater kam mit mir.

In jenen Jahren kam die Sucht über die Leute, auf alle Gipfel zu klettern und jedes Jahr hörte man von Opfern, die der rauhe Berg sich genommen hatte. Mir war angst, mein Hansli könnte die gleiche Leidenschaft bekommen wie sein Vater und um ihn abzuschrecken, erzählte ich ihm oft dessen entsetzliches Ende. So aber schnitt ich mir meine Rute selber: einst, als er 16 Jahre alt war, trat er vor mich hin und sagte, er wolle einmal hinaufgehen und die Stelle suchen, wo sein Vater abgestürzt sei. Ich schlug die

Hände über dem Kopfe zusammen und beschwor ihn, mir das nicht anzuthun; aber eines Tages war er verschwunden, und als er mir wiederkehrte, da hatte es ihm der Berg angethan, wie einst seinem Vater: ich konnte ihn nicht mehr halten. Er fing an, den Grattieren nachzujagen und bald kannte er die Berge ringsum wie keiner im Dorfe, und kamen Fremde nach Gsteig und wollten z' Berg, so mußte er ihr Führer sein.

Nur noch einmal hat er von seiner Leidenschaft gelassen, aber das weißt du besser, Susanna, sagte die Urähni sich zu meiner Mutter wendend. Erzähle du weiter, ich bin müde."

Meine Mutter sprach nicht gern und nicht viel in ihrem Leben, ihr ging die Zunge nicht so leicht wie der Urähni, aber sie nahm doch den Faden auf und berichtete etwa so:

„Was soll ich noch erzählen? Daß ich und Hans ungefähr gleich alt waren und er einmal um meine Hand anhielt, den Spruch könnt ihr euch schon selber machen. An jenem Tag habe ich ihm das Versprechen abgenommen, nicht mehr zu jagen und keine Fremden mehr zu führen, und er hielt es ein Jahr und schien kaum mehr an Alp und Gems zu denken. Als es aber zum andern Male Sommer wurde und die Kühe und Kälber durchs Dorf zogen mit den Glocken und Glöcklein am Halse und es durchs Thal klang, als ragte alle hundert Schritt ein Kirchtürmlein auf, und Sennen und Buben jubelten und ihrer Lust kein Ziel wußten, da ward er traurig und mißmutig. Dann kamen die Fremden ins Thal und suchten ihn in unserem Stübchen auf und fragten, ob er mit ihnen z' Berg wolle. Er sagte „nein", aber ich merkte, daß er an dem Wörtlein fast erstickte. Der

Sommer ging zu Ende, es kam die Zeit, da die Gemsjäger ihre Büchsen wieder luden. Hans konnte nicht mehr schlafen, er wälzte sich auf dem Lager wie einer, der das Fieber hat und wenn ich ihn fragte: „Hans, fehlt dir etwas?“ so stöhnte er ein schmerzliches „nein!“ Es quälte ihn immer mehr und ich fürchtete, er würde mir krank. Da griff ich an einem Morgen selber nach der Büchse, reichte sie ihm und sagte: „Geh' jagen, Hans, ich gebe dir dein Wort zurück.“ Nun zog er wieder auf die Berge wie vor der Hochzeit und wütete arg unter dem Wilde. Zwölf Jahre lang ging alles gut, aber es kam ein Oktobertag, da er am Morgen hinaufstieg und am Abend nicht wiederkehrte und ich war eine Witfrau, du, Peter, warst ein Waislein. Man hat ihn lange gesucht, umsonst! und bis zur Stunde weiß ich nicht, wo mein Mann sein letztes Ruheplätzchen gefunden hat. Der Fluch der Berganni war an ihm erfüllt und ich fürchte, er wirkt weiter und vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht: was in unserm Hause geboren wird und Mann heißt, das lockt der Berg an und lockt und lockt, bis .... Und wir Frauen haben die Sorge und die Angst und das Weinen.“

Dies hatte meine Mutter zu mir gesprochen, und die sonst so milde Stimme war vorwurfsvoll. Meiner Frau waren die Thränen in die Augen getreten, sie umschlang unser Söhnchen, bedeckte es mit Küssen und flüsterte ihm ins Ohr: „Werde nie ein Jäger, Köbeli, nie ein Jäger.“

Das Bübchen aber protestierte: „Doch Mutter, ich will eine Flinte haben und Schuhe mit großen Nägeln und einen grünen Hut und will ein Jäger werden wie der Vater!“ —

Und er ist es geworden und wird's bleiben.

Ich aber kam mir an jenem Abende vor wie ein Ver-

brecher und es saß mir auf den Lippen: „Ich will davon lassen, ich werfe die Büchse in den Teich ..." Aber ich schluckte das Versprechen wieder hinunter, was hätt's auch gefrommt? Ich hätte das Weh bekommen nach meiner Bergheimat, ich hätt's nicht ausgehalten im Thal all das Jahr; es wäre mir gegangen wie meinem Vater und Großvater. Und es wird mir auch ferner gehen wie ihnen, das habe ich mir schon zurecht gemacht. Wird es sich morgen schon an mir erfüllen? oder übers Jahr? oder in fünf Jahren? Wer kann das wissen? Ich bin ihm lange ausgewichen, aber kommen wird's, ich bin darauf gefaßt und die Meinen auch. Und ist's so schlimm denn? Ist es nicht schön über den Wolken zu sterben, mitten drin im Wagen und Jagen? schöner als unten in einem dumpfen Kämmerlein? Da giebt's kein Hüsteln und Kränkeln und Siechen: gesund und tot im nämlichen Augenblicke, ein Sprung in den Himmel mit gesundem Leibe!

Ich glaube nicht an den Fluch der Berganni: unser Geschick liegt in unserm Blute, es ist Jägerblut und der Berg ist unsere Heimat. Könnten wir ihm unser Herz ganz lassen, es wäre uns wohl, wie einem Finklein im Busche; aber die eine Hälfte ist drunten bei Weib und Kind, und wenn die beiden Hälften auseinandergehen, thut's weh. Das ist der Schatten des goldigen Berges.

Hat sich Berganni's Fluch an Ormunt erfüllt? Hatte sie recht, gegen das Gold und alles Fremde zu wettern? Ich habe mich schon manchmal gefragt. War das Thal einst so glücklich, wie unsere Urähni berichtete? oder hat die Hundertjährige das sorg- und sorgenlose Jugendland nur geträumt? Wer soll für sie, wer soll gegen sie zeugen, nun alles anders geworden ist?

Wenn ihr jetzt in Ormunt einkehrt, findet ihr ganz oben im Thal, da wo sich das Creux de Champ zu runden anfängt, ein großes weißes Haus mit hundert Fenstern, ihr seht's hier, an der Felswand vorbei. Drin sind hundert Leute oder mehr: sie kommen aus allen Ländern, sprechen alle Zungen, kleiden sich in alle Trachten und sind da dem Berge zu lieb. Das sind jetzt die Könige von Ormunt. Der aber, dem das große weiße Haus gehört, ist ihr Diener und Knecht. Er verbeugt sich und lächelt nach links und nach rechts und rühmt den Berg und die Luft, sein Haus und die Küche drin und den Keller darunter. Andächtig steht er da, neigt den Kopf, um besser zu hören, was die Könige etwa wünschen und läßt auch ihren Tadel sanftmütig an sich herabfließen. Dafür aber füllen sie ihm die Hände und den Sack mit Gold, mich dünkt, das sei das Gold des Berges.

Und in dem Hause sind noch andere Leute, Mädchen mit weißen Schürzen und Hauben, und Männer mit schwarzem Frack und sauberrasierten Backen und Lippen. Die laufen hin und her und lassen sich jagen und lassen sich schimpfen und krümmen den Rücken. Und verläßt einer der Könige das Haus, so halten sie ihm die hohle Hand hin und fangen darin ein Fetzchen auf, ein Fetzchen des Goldes vom Berge.

Und wenn ihr thalabwärts geht, da findet ihr links und rechts vom Wege große und kleine Häuser; in allen befehlen die Fremden und was einheimisch ist, das dient und knechtet.

Droben auf den Weiden gehen noch die Sennen. Sie kleiden sich nicht mehr in Ziegenhäute und ihre Füße stecken in starkem Schuhwerk; sie können schreiben und lesen und sind behend beim Geldzählen. Täglich tragen sie Milch und

Butter und Käse in das weiße Haus hinab und wechseln ihre Ware aus gegen klingende Münze. Sind sie glücklicher dabei als die alten Ormunter? Fragt sie! Sie rühmen die Zeiten nicht: „Zu wenig Geld, zu wenig Geld!“ Wird's einmal besser werden?

Ich glaube nicht an die Kraft des Fluchs, eher an die des Segens; fest aber glaube ich an das: der Mensch wird nicht satt, der Mensch wird nicht froh vom Golde.

* * *

„Es ist sonderbar, begann nach einer Pause der dicke Redaktor, daß Alles, was wir zu erzählen haben, der gleichen Idee zu dienen scheint: bald ist es ein Einzelner, bald ein ganzes Haus, bald eine Thalschaft, die durch einen Hebel, den eine fremde Hand führt, aus dem alten Gleise herausgehoben und in ein anderes gelenkt wird: man glaubt wirklich fast, die ganze Welt sei ein großer Rangierbahnhof und die Menschen und Familien und Völker seien die Wagen und Maschinen und Züge.“

„Aber“, ließ sich eine dünne Stimme vernehmen, „wie soll sich ....“ Den Rest des Satzes verstand man nicht.

„Was sagen Sie, Herr Professor?“

Der Gymnasialprofessor hatte auf der ganzen Tour nicht zwanzig Worte gesprochen, wohl weil ihm der enge Kragen, der ihm wie ein Halseisen die Kehle zuschnürte, die Arbeit erschwerte. Mühsam wiederholte er seinen Satz: „Wie soll sich der Pädagoge zu der Theorie verhalten?“ Dabei griff

er nach dem Halse, knöpfte endlich seinen Kragen los und steckte ihn sorglich in die Brusttasche.

Der Forstmeister aber ergriff das Wort, um ihm zu antworten.

„Daß die Theorie von der unbeschränkten Gültigkeit des Kausalgesetzes unserem Verstande am meisten zusagt, wer möchte das leugnen? Auch ich glaube im Grunde daran; Aber mich bedünkt, Wissenschaft und Lebenspraxis sollten hier verschiedene Wege einschlagen und sie thun's wohl auch trotz der Macht der Theorien. Schauen Sie, wohin Sie wollen: jeder wahrhaft tüchtige Mensch handelt so, als hätte er die Fäden seines Geschickes straff in den Händen, nimmer ist ihm Lebensgang Lebenszwang! Man vergesse nie, daß der Mensch in zwei Welten lebt: in einer wirklichen und in einer diese wie mit einem Himmelsdom umspannenden idealen und daß alle diejenigen, denen die Menschheit etwas Großes verdankt, die erdichtete Welt des Ideals, über die andere gestellt haben. In jener Welt der Vollkommenheit aber ist eines der köstlichsten Werke die Dichtung vom freien Willen. Wir werden von ihr in unserem irdischen Ringen unterstützt und gehoben, wie ein Volk in der Schlacht von Liedern, welche alte, vielleicht nicht einmal verbürgte Freiheitskämpfe der Väter besingen. Groß ist der Einfluß dessen, was im Reiche des Ideals vorgeht, auf unser Lebensgeschick. Nehmt der Menschheit den Glauben an den freien Willen und, ich fürchte, ihr habt ihr einen Fuß gelähmt. Dieser Glaube ist eben einer der mächtigen, unsichtbaren, aber stetig wirkenden Hebel, welche unser Lebensloos zu bestimmen haben: zerbrecht ihn, so beschädigt ihr die ganze Maschine."

„So groß ist die Gefahr wohl nicht," warf der Re-

daktor ein. „Ich bin in Genf erzogen und in der calvinistischen Lehre unterwiesen worden. Da habe ich erfahren, daß die einen von Ewigkeit her für den Himmel, die andern für die Hölle bestimmt seien und daß der einzelne es eben über sich müsse ergehen lassen. Das hat im Konfirmandenunterricht einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mir viel zu denken gegeben; das Leben aber hat mir die Grübeleien rasch verleidet und wo ich immer Gelegenheit hatte, die Calvinisten zu beobachten, habe ich wahrgenommen, daß sie es in der Lebenspraxis etwa halten wie die andern. Der Streit über den freien Willen und die Selbstbestimmung scheint mir also gut für müßige Stunden und — müßige Leute, wie wir jetzt sind, die aber werden, so Gott will, immer in der Minderheit bleiben. — Nein, diese Frage wird nie tief ins Leben eingreifen," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „schon deshalb nicht, weil die Mehrzahl nie dazu kommt, darüber nachzudenken."

„Wer kann darüber urteilen?" entgegnete der Forstmeister. „Warum haben die Völker, die an den Fatalismus glauben, mit der Zeit die Energie verloren? Warum sind die Türken nicht mehr der alten Kraftentfaltung fähig? Wer kann mit Bestimmtheit behaupten, ihre Weltauffassung habe gar nichts zu ihrem Verfall beigetragen? Ich will schließlich zugeben, die Menschheit als Ganzes könne sich schädlicher Einflüsse immer erwehren, aber ob das der Einzelne auch imstand ist? Ich hege Zweifel. Eine Theorie aber, die der Gesamtheit nicht nützt und den Individuen schaden kann, ist vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, verwerflich zu nennen. Ich weiß nun wohl, daß der praktische Standpunkt in den Augen eines Mannes der

Wissenschaft lächerlich erscheinen wird, aber wer seinen besten Freund an einer Theorie hat zu Grunde gehen sehen, scheut jene Lächerlichkeit nicht und entscheidet sich eben, wo Verstand und Klugheit getrennte Wege führen, für die letztere."

Man horchte auf. Man war nicht daran gewöhnt, vom Forstmeister eine längere Rede zu hören.

„Was hat es für eine Bewandtnis mit dem Freunde?"

„Ich will es Ihnen sagen. Aber erwarten Sie keine lange Geschichte, erzählen ist meine Sache nicht, und erwarten Sie auch nichts lustiges; keiner wird lachen mögen ob deinem Geschicke, mein armer

Freund Paul.

Es war in den fünfziger Jahren. Ich studierte in Basel — Theologie. Ja, lächeln Sie nur, Herr Franz, aber es ist so! Zu jener Zeit sah man mich selten allein: mir war stets, das Glück wandle an meiner Seite in Gestalt eines lieben Kameraden. Paul war ein Mensch, wie ihn Gott und die Welt liebhaben müssen: in ihm verbanden sich Verstand und Gemüt in hohem Maße und zu seltener Harmonie. Es gab freilich Leute, die fanden, der Verstand habe einen größeren Teil zugemessen bekommen als das Gefühl, und ich selbst hatte zuweilen diese Empfindung; aber zu anderen Zeiten sah ich sein Herz sprudeln, wie es eben nur ein unversieglicher Quell kann.

Am Gymnasium war Paul stets der erste der Klasse; ihn zu beneiden fiel keinem ein, wir waren ja alle so stolz auf ihn!

Wir gingen zusammen nach Basel, er und ich. Als wir vier Semester hinter uns hatten, da kam über uns beide eine große Unbefriedigtheit: die Vorlesungen boten uns zu wenig, sie drückten sich an den tiefsten Fragen scheu und abwehrend vorbei, nie traten sie jenem Ungetüme, das jedem denkenden Theologen einmal bedrohlich den Weg versperrt, offenen Auges und festen Schrittes entgegen.

Wir beschlossen, Basel zu verlassen, um an einer deutschen Universität zu studieren, besonders Philosophie. Wir hatten felsenfestes Vertrauen in unseren Glauben und in unsere Religion: sind wir erst durch das Bad der Philosophie gegangen, so werden wir die innere Wahrheit des Christentums nur um so deutlicher sehen und die Hindernisse, die unsere Theologieprofessoren mit Sophismen oder Schlagwörtern umgehen oder nicht sehen wollen, schon selber aus dem Wege zu räumen im stande sein.

Wir gingen nach Heidelberg, weil dort ein Philosoph mit glänzender Beredsamkeit lehrte.

Nun ging es mit vollen Segeln in die horizontlose Ferne. Horizontlos, freilich, aber auch trostlos! Kaum war mit sprudelnden Worten und mit dem Brustton der Überzeugung ein System aufgebaut, so wurde es auch wieder mit klatschender Hand zerschlagen, wie ein Kartenhaus. Ein System folgte dem anderen, alle zerschmetterte selbstgefällig der redegewandte Mann auf dem Katheder, alle glichen einer Maschine, deren Erfinder behauptet, sie sei das Perpetuum mobile: es ist alles, aber auch alles dran: nur die Hauptsache nicht.

Nun bekam der Zweifel an uns Anteil: ist alles hohl und wurmfräßig, was die auserlesensten Geister aller Völker bis jetzt ersonnen und aufgebaut haben, wie soll das in Zukunft besser werden? Wie sollen wir uns einmal zu wahrer Erkenntnis durchringen?

Mit dem Glauben an die Menschheit zerstob auch der Glaube an die Gottheit und mit dem Streben ins Jenseits erlosch hier wiederum das Streben für das Diesseits. Wozu sich mühen? Wozu denken? Die Weltanschauung eines Bauern

ist so gut wie die deine: beide sind Stückwerke, auf den Grad kommt es nicht an.

Paul und ich bewohnten das gleiche Zimmer. Wie oft saßen wir ganze Nächte bei der Lampe und disputierten, und jeder hätte gerne dem anderen die Krankheit wegphilosophiert, an der wir beide gleicherweise litten; und wie oft glaubten wir gegen Morgen, wenn der bleiche Tag zu uns hereinschlich, eine Lösung gefunden zu haben! Ach, wenn wir auf dem unruhigen Lager wieder erwachten, da erwies sich der Stern, den wir glaubten entdeckt zu haben, als ein Nebelfleck oder als ein fauler Strunk.

Daß bei diesem Schiffbruche auch der Glaube an den freien Willen mit anderem „nutzlosen Ballast“ über Bord geworfen wurde, brauche ich es zu sagen?

Indessen waren zwei Semester verstrichen. Von Hause trafen Briefe ein, die sich nach unseren Studien erkundigten und fragten, wann wir gedächten unsere Examina zu bestehen. Wir konnten nichts bestimmtes antworten und ich teilte meinen Eltern in unbestimmten Ausdrücken mit, daß ich mich mit dem Gedanken trage, das Studium der Theologie mit einem anderen zu vertauschen. Der Brief mußte in meinem Elternhause einen heftigen Sturm erregt haben. Mein Vater, der die Waldungen unseres Städtchens als Förster überwachte, war eine derbe, hitzige Natur. Als er den Brief gelesen hatte, warf er sich gleich in sein Sonntagskleid, um nach Heidelberg zu fahren und dem ungeratenen Sohne, wie er sich ausdrückte, die langen Ohren zu zausen, bis er wieder Lust an der Theologie bekäme. Das Mütterchen hatte seine liebe Not, ihn von dem Vorhaben abzubringen, indem es ihm begreiflich machte, daß er mit seinem Poltern

die Sache nur noch verschlimmern würde. Er solle ihr das Geld zur Reise geben, sie habe immer noch mehr Einfluß auf den Buben gehabt als er.

So erschien denn eines Tages, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, mein Mütterchen unter der Thüre unseres Stübchens, gerade als Paul und ich uns abmühten, die Gründe zusammen zu tragen, die für und gegen den Materialismus sprechen, zu dem wir uns unwiderstehlich hingezogen fühlten, der uns aber in seiner Trostlosigkeit entsetzte. Mir war, ich sähe mein strafendes Gewissen leibhaftig hereintreten.

„Du, Mutter? Was ist zu Haus vorgefallen?"

„Erschrick nicht, mein Bub, ich hatte nur so sehr Heimweh nach dir und konnte nicht mehr schlafen davor. Du bist doch wohl?"

Ich räumte die Bücher, die fußhoch auf dem Sofa lagen, hinweg, um meinem „Gewissen" einen weichen Sitz zu bereiten und es so milder und versöhnlicher zu stimmen. Aber diese Kriegslist wäre nicht nötig gewesen: das Mütterchen fing an gemütlich über das und dies zu plaudern: über den Vater und den Wald, über Tante Zusanna und das traurige Leiden und Ende ihrer Angorakatze.

Gegen Abend jedoch bat sie mich, ihr Heidelberg zu zeigen, besonders das Schloß, von dem ich so oft geschrieben habe. Wir stiegen also zusammen den Hügel hinan und wanderten dann im Schatten der herrlichen Baumgruppen dahin. Auf einer stillen Bank ließen wir uns nieder und nun begann das Examen. Ich suchte erst ausweichend zu antworten, die Klippen zu umgehen und einen leichtfertigen Ton anzuschlagen; aber das Mütterchen wußte, was es wollte und drang so liebreich in mich, daß ich ihr schließlich alles beichtete.

Das war ein grausamer Schlag für die liebe Seele. Es war eine fromme Frau und als sie alles wußte, da schlang sie ihre mageren Arme um meinen Hals und schluchzte, als hätte sie mich eben durch den Tod verloren. Mir selbst hingen die Thränen an den Wimpern.

„Ich habe immer zwei Dinge nicht verstanden," sagte sie in ihrem Schmerze: „wie man seinen Gott verlieren und wie man sich selber das Leben nehmen kann. Das eine hast du fertig gebracht, mir ist bang für das andere."

Als wir bei Sonnenuntergang den Schloßhügel hinab schritten, war es beschlossene Sache, daß ich Heidelberg verlassen und Tags darauf mit der Mutter heimreisen sollte. Es wurde ein Versuch gemacht, meinen Freund zum gleichen Schritte zu bewegen, aber er ließ sich nicht überreden.

Zu Haus wurde mir nun diktiert, alles Studieren für einige Zeit zu unterlassen. Früh morgens trat mein Vater dröhnenden Schrittes vor mein Bett und weckte mich auf; dann ging es hinaus in den Wald, gradaus und links und rechts, wir waren überall und nirgends: hier wurde ein morscher Baum gefällt, dort einem die Äste gestutzt, gestern ein Weg abgesteckt, heute dem Waldbache sein Zerstörungswerk verleidet. Da hörte das Grübeln von selber auf und kam ich abends nach Hause, so war ich so müde, daß mir manchmal beim Abendbrot die Augen zufielen.

Wer meinem Vater dieses Heilverfahren angeraten, ich weiß es nicht, aber gut war es. Schon nach einem halben Jahre begriff ich nicht mehr, wie ich meine Zeit einst mit nutzlosem Grübeln hatte totschlagen können. Das Leben im Walde übte einen mächtigen Reiz auf mich aus und ich beschloß, Förster zu werden. Erst wollte ich mir unter An-

leitung des Vaters die nötigen praktischen Kenntnisse erwerben und dann eine Forstschule beziehen.

Von meinem Freunde Paul erhielt ich sehr spärliche Nachricht. Ich schrieb ihm von Zeit zu Zeit, erhielt aber selten Antwort; die Briefe aber, die er mir schickte, zeigten, daß er immer noch im gleichen Fahrwasser trieb. Auch sein Vater erfuhr nicht mehr als ich und das war ein Kreuz für den armen, hilflosen Mann.

Er war Arzt gewesen; einst, als er bei Nacht, im Winter, zu einem Kranken gerufen wurde, fiel er auf dem Eise hin und litt seitdem an einem Rückenmarkleiden, das ihm nach und nach alle Glieder lähmte. Er hatte seine Frau längst verloren und auf der Erde nur noch den einen Wunsch, sein Paul möchte etwas rechtes werden.

Fast jede Woche ließ er mich einmal an seinen Rollsessel rufen und fing dann an von seinem Sohne zu plaudern, mich über ihn auszuforschen. Einst, als wir so bei einander saßen, sagte er: „Sie könnten mir einen großen Dienst thun: reisen Sie nach Heidelberg und bringen Sie mir mein Paulchen zurück."

Ich versprach es ihm und ein paar Tage später stand ich in dem Stübchen, wo ich so oft gesonnen und spintisiert hatte.

Paul lag auf dem Sofa, den Kopf auf dem einen Seitenpolster, die Füße auf dem anderen. So sah ich den fleißigen Menschen früher nie. Als wir uns begrüßt hatten, musterte ich die Bücher, die auf dem Tische lagen. Es waren alte Bekannte und war ein neues darunter, so war's ein Unterhaltendes.

„Was treibst du, Paul?"

„Nichts, wie du siehst; wozu sollte ich auch?"

„Aber etwas muß doch der Mensch treiben!“

„Wozu?“

„Erschreck' mich nicht mit deinem tonlosen ‚wozu!‘“

„Nun, so will ich es lachend sagen! Du bist jetzt Förster und ich gratuliere dir dazu, das ist doch etwas, bei dem man die Hand des Schicksals, besonders des Todes spielen kann. Nun hör' mir zu und sage: Wenn einer von deinen vielen Bäumen nicht mehr wächst, ist das ein großes Unglück?“

„Nein, das wohl nicht.“

„Gut, so ein Baum bin ich. Du mußt dich daran gewöhnen.“

„Aber wie kommst du zu dem trostlosen Standpunkte?“

„Trostlos? er ist nicht trostloser als ein anderer, aber gewißlich philosophischer als alle! Wie viele Millionen und Millionen von Menschen sind schon auf der Erde gewallt? von wie vielen spricht man noch? Was aber ist im Auge des Denkers das Leben und Wirken jener ungezählten Menge, von der man nicht mehr spricht? Luft! Nichts! Wozu haben sie sich abgemüht und gequält? Wozu geängstigt und gefreut? Die Menschen sind Schneeflocken, die der Wind an die Halde weht und die darauf die Sonne schmelzt, und sind sie erst Wasser geworden und ins Meer geflossen, wer fragt da noch danach? Alles Leben auf der Erde wird einst ersterben und es wird die Zeit kommen, da weder Pflanzen, noch Tiere, noch Menschen diese Kugel bewohnen, ja sie selber wird vielleicht zu Grunde gehen, in die glühende Sonne fallen. Und ist es einmal so weit, wie steht es dann um die Menschen, die einst darauf gewohnt haben? Die Glut der Sonne verbrennt die Werke wie die Namen, die der größten wie die

der kleinsten und für den ganzen unendlichen Rest der Zeit zeugt kein Atom mehr von einem Plato oder Kant oder Christus. Und ich soll mich mühen und schinden, obschon ich weiß, daß ich keiner von den Großen sein werde? Schinden, damit man an meinem Grabe ein paar tönende Sätze sprechen kann, die man eine Stunde später beim Bier oder Wein wieder vergißt? Nein, Freund! Bei allem, was ich thue, habe ich mich gewöhnt zu fragen: Wozu?"

„Ist das ein Standpunkt, der eines Menschen würdig ist?"

„Warum nicht? Ich meine erst recht!"

„Denkt und thut jeder so, so hat der Menschheit letzte Stunde geschlagen!"

„Was läge da dran? Jetzt oder in hunderttausend Jahren, was ändert das? Das ganze Leben der Erde ist kaum ein Augenblick in der unendlichen Zeit! Übrigens zwinge ich niemand, meinem Beispiele zu folgen! Jeder thue, wie ihm gefällt. Ich will kein Apostel sein, den Ehrgeiz kenne ich nicht!"

„Paul, du mußt unsäglich unglücklich sein, sonst hättest du nie . . ."

„Im Gegenteil: diese abgerundete Weltauffassung, wo jede Konsequenz gezogen ist, hat mir völlige Seelenruhe gegeben: ich könnte das Haus über mir einstürzen sehen, ich würde mich nicht rühren auf meinem Sofa."

„Aber das grenzt ja an Verrücktheit!"

„Halte mich für verrückt, wenn es dich so gut dünkt."

„Für einen Menschen, der so denkt, bleibt nichts als eine Kugel . . ."

Paul zuckte mit den Achseln und sagte gleichgültig: „Warum?"

Ich hatte ein schweres Stück Arbeit, meinen Freund zur Heimreise zu bewegen. „Wozu soll ich Heidelberg verlassen? Wozu soll ich meinem armen Vater die letzten Tage noch trauriger machen? Denn glaube nicht, daß eine Luftveränderung mein philosophisches Gebäude über den Haufen werfe! Ich habe es zu fest in mir begründet.“

Endlich gab er doch nach.

Der hilflose Zustand des Vaters machte einen tiefen Eindruck auf Paul, und um das Loos des armen Mannes nicht noch herber zu machen, beschloß er, seine Zeit mit etwas nützlichem zuzubringen und einen praktischen Beruf zu ergreifen.

Durch Vermittelung der Freunde seines Vaters erhielt er eine Lehrstelle an den unteren Klassen des Gymnasiums, und wir hofften das Beste. Aber bald zeigte es sich, daß ihn sein ewiges: ‚wozu‘? zum Lehrerberuf unfähig machte. „Wozu die Buben mit diesem nutzlosen Zeuge quälen? Wozu sie wie ein Feldwebel anfahren und in Zucht halten? Wozu? wozu?“

Es ging nicht lange, da erklärte die Schulbehörde, Pauls Unterricht sei ungenügend: die Disziplin abscheulich, der Lehrer gleichgültig und die Resultate dem entsprechend. Er wurde gemahnt und quittierte Tags darauf seine Stelle.

Ich riet ihm eine Beschäftigung im Freien an und wir fanden einen Geometer, der bereit war, ihn praktisch in seinen Beruf einzuführen. Aber auch da ging es nicht auf die Dauer. „Wozu den Acker mit dieser peinlichen Genauigkeit ausmessen? Als ob das Glück der Menschheit an einer Dezimale hinge! Wozu? wozu?“

Was nun anfangen? An einem grauen Wintertage

nahm ich ihn mit in den Wald hinaus, um in der Einsamkeit Sturm auf ihn zu laufen. Ich hatte mir die Predigt, die ich ihm halten wollte, schön erdacht, und in einem mächtigen Tannenschlage, der wie ein gotischer Tempel über uns himmelan strebte, ließ ich sie auf ihn los. Ich geriet beim Reden ins Feuer und schrie ihn zuletzt an: „Raffe deinen Willen zusammen, Paul! Zeig', daß du nicht von einem Holze bist, das höchstens dazu taugt, in einem Moraste zu verfaulen! Kämpfe deine unseligen Ideen zu Boden, werde ein Mensch wie andere Menschen und gieb deinem Leben einen Zweck! Leben wie eine Dogge oder noch elender, ist das deiner würdig?"

Er lachte mir ins Gesicht.

„Sei kein Narr," sagte er, „jeder wird, was er werden muß: wäre ich vielleicht nur ein ganz wenig anders — dümmer geartet, oder in andere, flachere Verhältnisse gedrängt worden, das Schicksal hätte aus mir wohl etwas ganz anderes gemacht, vielleicht so etwas, was man ein nützliches Glied der Gesellschaft nennt. Ja wenn! wenn! Mein besonderes Geschick besteht eben darin, daß mich der Gedanke, die Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen ganz durchdringt und beherrscht! Du sagst mir, ich solle einen Lebenszweck suchen: ich finde jeden lächerlich, weil nichtig, und einer Lächerlichkeit jage nach, wer da will.

„Ihr aber, mit euerm ewigen Dreinreden und Schulmeistern verleidet mir das Leben ganz, und wenn ihr mich nicht nach meiner Überzeugung wollt leben lassen, so mache ich der Komödie ein Ende, auch auf die Gefahr hin, euch mit Gewissensbissen zurückzulassen. Ihr verdient eine kleine Strafe."

Ich flehte ihn an, an seinen Vater zu denken, und an die Blicke, mit denen der arme Mann ihn jeden Abend ansah und die fragten: ‚O du mein einziges Kind, o du einziges Wesen, an dem ich noch Anteil nehme in meinem Elende, hast du für dein Leben immer noch keinen Inhalt gefunden? O suche, suche, deinem sterbenden Vater zu lieb! Such', mein Paulchen, mein Sohn!'

Er ließ sich erweichen und versprach mir in die Hand, wenigstens bis zum Tode seines Vaters zu arbeiten und zu thun wie andere Leute.

Froh des errungenen Erfolges kehrte ich mit ihm nach Hause. Als wir bei ihm eintraten, bemerkten wir große Aufregung in der Stube: der alte Mann lag wie tot auf seinem Rollsessel: ein Schlagfluß hatte ihm das Bewußtsein geraubt und acht Tage später begruben wir ihn.

Der Tod des Vaters erschütterte Paul tief, wenn er auch den Schmerz verdeckte; aber aufzuraffen vermochte er sich jetzt weniger als je. Ich ersann alles Mögliche und Unmögliche, um ihn zur Arbeit anzuspornen: seit bei ihm zu Haus die mahnenden, fragenden Augen erloschen waren, vermochte ich nichts mehr über ihn.

Da fiel mir noch ein letztes Mittel ein: in Basel hatte Paul als Student ein Fräulein kennen gelernt, ein reichbegabtes, herrliches Geschöpf, das aber wußte, daß es nicht gewöhnlichen Schlages war und jedem, der sich nähern wollte, zu fühlen gab: ‚Wer mich begehrt, soll was rechtes sein! Prüfe dich erst, wie ich dich prüfen werde!'

Paul wurde heftig in das Mädchen verliebt, aber wenn er ihr entgegentrat, fühlte er empfindlich, daß er noch nichts war. Das war wohl einer der Gründe, warum er das

enge Basel verließ, um höheren Zielen nachzujagen: er mochte hoffen, in ein paar Jahren zuversichtlicher vor das Mädchen treten zu können. Ach! er ahnte nicht, daß es ganz anders kommen sollte! Jetzt nach dem Zusammenbruche seines ganzen Geisteslebens, konnte er nicht mehr daran denken, ihr unter die Augen zu treten und nie mehr kam ihr Name auf seine Lippen. Was mußte es ihn gekostet haben, sie zu vergessen! Was mußte er ausgestanden haben, um seine entsetzliche Ruhe, diese frostige Grabesruhe zu erlangen!

In meinem Bestreben, dem armen Freunde zu helfen, reiste ich nach Basel und suchte das Mädchen auf. Sie erinnerte sich noch lebhaft des schönen, gescheiten Burschen; er hatte Eindruck auf sie gemacht; sie hatte wohl seiner geharrt.

Sein Schicksal ging ihr so nahe, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ohne viele Mühe konnte ich sie dazu bewegen, einen Rettungsversuch zu machen.

Durch meine Vermittelung wurden die beiden zusammengeführt. Julia, so hieß das Mädchen, versprach, mir selbigen Tages noch das Ergebnis der Unterredung mitzuteilen. Als ich am Abend spät aus dem Walde zurückkehrte, fand ich ein Briefchen mit folgenden Worten auf meinem Tische:

„Ich habe gethan, was in meiner Kraft und vielleicht mehr, als in meiner Würde ist, um unsern Freund zu retten. In meinem Leben habe ich eine traurigere Stunde nicht erlebt: es war alles umsonst! Es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu beweinen. Stehen Sie dem Unglücklichen bei: die Freundschaft wird er nicht von sich stoßen wie die Liebe.

Julia K . . .“

Am folgenden Tage suchte mich Paul auf und kam mit mir in den Wald hinaus, wo ich Arbeiter, die Holz fällten,

zu überwachen hatte. Es war kalt, der Schnee lag tief auf dem Lande und darüber schlich eine neblige Luft, die den Rauhreif an die Äste und Nadeln der Tannen hauchte. Es war kein Wetter, das fröhlich stimmte, und wir sprachen wenig. Ich hoffte, Paul werde mir von Julia erzählen, aber er berührte ihre Unterredung mit keiner Silbe. Dennoch mußte sie ihn beschäftigen: als wir im Wald einer Frau begegneten, die mit ihren vier Kindern Holz sammelte, sprach er: „Wie würden die Menschen glücklich sein, wenn man ihnen begreiflich machen könnte, wie lächerlich im Grunde alle Erdensorge und das ganze Leben ist, und wie leicht es einem reifen Pilgrim wird, sein irdisches Bündel von sich zu schleudern. Freilich sollte man keinen Kindern das Leben gegeben haben, wie jene Mutter dort, denn, wie man sie gebiert, übernimmt man ihnen gegenüber Pflichten und das Leben verliert seine Freiheit. Das große Geheimnis ist, der Liebe zu widerstehen, so bleibt man Herr seiner selbst und kann Abschied nehmen von der Welt, wenn man genug von ihr weiß."

Derweil kamen wir zu unsern Arbeitern. Wir blieben bei ihnen stehen und sahen den Tannen zu, wie sie rauschend herabfuhren und mit den dunklen Ästen dumpf aufschlugen.

„Wie majestätisch ihr Fall ist", sagte Paul, „trotzig, wie lebensüberdrüssige Riesen strecken sie sich hin und knirschen noch: ‚Bleib mir fern, du Wurm, oder ich zermalme dich noch im Tode!'"

Ich machte mir bei den Holzhauern etwas zu schaffen. Da, nach einer Weile, kam Paul heran und sagte, ich möchte ihm eine Axt verschaffen, er wolle auch eine Tanne schlagen. Ich entsprach ihm; warum hätte ich auch nicht gesollt? Er

wählte eine der mächtigsten und fing an drauf los zu schlagen. Da er die Axt etwas ungeschickt führte, wollte ich ihm helfen. Er aber bestand darauf, den Baum ganz allein zu fällen: „Ich werde doch so viel noch imstande sein! Wie?“

Als der Stamm mehr als zur Hälfte durchschnitten war, verlangte er ein Seil, das er vermittelst einer Leiter oben in den Ästen befestigte. Heruntergestiegen fing er an, an dem Seile zu reißen, aber die Tanne erzitterte kaum. Arbeiter wollten ihm helfen, er wies sie ab: er wollte alles allein machen und ergriff die Axt wieder, um den Widerstand des Riesen zu brechen.

Als er wieder nach dem Seile griff, rief ich ihm zu: „Thu's nicht allein, es könnte leicht ein Unglück geben!“

„Ein Unglück? Nein, sei ruhig! Ein Unglück giebt's wahrlich nicht!“

„Geh' einer und helfe ihm!“ rief ich den Holzhauern zu.

Da wurde er zornig: ob man glaube, er sei ein Kind? Er habe nun doch lang genug zugesehen, um zu wissen, wie man es anfange!

Nun ließ ich ihn gewähren, nicht ohne Bangen.

Noch war der Stamm zu fest, noch einmal half Paul mit der Axt nach. Als er wieder anzog, fing der Wipfel bedrohlich zu schwanken an.

„Wenn er gegen dich kommt, so spring' zur Seite!“ rief ich ihm zu, „dort nach links ist das Entweichen leicht, Zeit wirst du genug haben, er ist hoch, aber säume ja nicht! Säume nicht!“

„Sei unbesorgt!“

Paul zog aus Leibeskräften; der Stamm knackte, oben neigte sich der dunkle Wipfel und guckte über die unteren

Äste hinweg auf den Boden hinab, als wollte er die Höhe überschlagen. Schon fing es oben in den Zweigen an zu sausen und der hohe Stamm drehte sich wie ein ins Rennen geratener Uhrzeiger.

„Paul, flieh! flieh! ums Himmelswillen! Siehst du denn nicht?“

Er aber stand dort, warf das Seil von sich und schaute hinauf zu dem fallenden Riesen.

„Flieht! flieht!“ riefen die Arbeiter.

Doch er schaute hinauf und machte noch langsam zwei Schritte nach links, um dem Riesen die Mühe zu ersparen, die Arme nach ihm auszustrecken.

Ich sprang wie toll auf ihn zu, nicht bedenkend, was ich that.

Knackend und krachend schlug der Baum auf, ein Ast warf mich nieder und schlug mir eine Schulter entzwei, mein Freund aber wurde von der Krone begraben.

Das ist das Ende eines von Natur aus edlen Menschen, dem es nicht vergönnt war, seinem Leben einen Zweck zu geben.

* * *

„Es ist schmerzlich, einen lieben Menschen zu verlieren!“ sagte Robert Wunderli zu seinem Freunde, „und ihn gar so zu verlieren!“

„Ja, selber sterben kann so weh nicht thun“, erwiderte dieser und fuhr dann nach einer Weile fort: „Nun werden Sie begreifen, warum ich davor warne, dem Menschen und

der Menschheit die Welt des Ideals in Scherben zu schlagen. Daß wir imstande sind, uns in eine ideale Sphäre zu erheben, das giebt uns wahrhaftes Menschentum, giebt uns Kraft und Mut, aus unserem Leben etwas zu machen, mehr zu machen als das Tier aus dem seinen, giebt uns das Vermögen, selbst den Egoismus von uns abzustreifen. Warum unnötigerweise eine Säule in diesem idealen Gebäude stürzen, warum zum Beispiel den Glauben an die Willensfreiheit ausrotten? Wer glaubt ernstlich an die Sage von Wilhelm Tell? Wer aber möchte sie seinem Sohne vorenthalten? Wollt nicht versuchen den freien Willen zu beweisen, es würde euch schwerlich gelingen, respektiert ihn so, wie ihr ihn fühlt und genießt seine Wohlthat."

„Aber, Herr Forstmeister", warf Franz dazwischen, „mich dünkt, es sei denn doch ein . . ."

Da vernahm man einen gellenden Schrei, alles sprang auf: „Was kann das sein?"

„Es war mein Kind!" rief der Direktor erschreckt.

Man sah sich um. Blanka fehlte wirklich.

„Und wo ist Ludwig? Wo ist dein Bruder, Franz?"

Auch Ludwig fehlte. Der Führer, ohne ein Wort zu sagen, ging den Abhang entlang, in der Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Die andern eilten ihm nach.

„Seid vorsichtig!" rief er ihnen zu, „und wer nicht an die Berge gewöhnt ist, bleibe zurück."

* * *

Als die Männer anfingen, an des Bergführers Geschichte ihre Bemerkungen anzuknüpfen, hatte sich Blanka, die an dem Gespräche kein Interesse finden mochte, von der Gesellschaft entfernt.

Niemand hatte das bemerkt außer Ludwig. Der nahm die Gelegenheit wahr, und, als jedermann der Erzählung des Forstmeisters lauschte, schlich auch er sich davon.

Es ging nicht lang, da sah er sie auf einer steilen Rasenhalde herumklettern, sich von Zeit zu Zeit bückend, um Blumen zu pflücken. Sie war so sehr mit sich selbst und mit ihren Blumen beschäftigt, daß sie den Verfolger erst gewahrte, als er ihr zurief: „Treten Sie vorsichtig auf, Fräulein, die Stelle ist gefährlich! Benutzen Sie die Felsköpfe, die da und dort herausragen!“

Sie drehte sich nach ihm um, glitt aber dabei mit einem Fuße aus und konnte sich nur mit Mühe festhalten. Sie hatte Ludwig zurufen wollen: „Machen Sie sich keine Sorgen!“ Jetzt aber besann sie sich anders und sagte: „Dort sehe ich ein Edelweiß in einem Grasbusche, ich will es haben!“

„Bleiben Sie, ich werde es Ihnen pflücken!“

„Nein, nein, es ist das erste, das ich mit eigenen Händen erlangen kann, ich lasse mir die Beute nicht entreißen!“

Noch ein paar Schritte und ein freudiger Ausruf meldete, daß sie die glückliche Besitzerin des Blümchens geworden war.

„Dort sehe ich noch eins!“ rief sie gleich darauf und hastig ging sie wieder vorwärts. In der Eile that sie aber einen Fehltritt, glitt von dem Felsstück herunter, auf dem sie gerade Stand gefaßt hatte und kam nun auf der Grashalde

ins Rutschen. Unten an dieser war ein tiefer Abgrund, das wußte sie: der Schreck fuhr in sie und sie stieß jenen Schrei aus, der die ganze Gesellschaft in Aufregung und Angst versetzte.

Derweil war Ludwig ganz in ihre Nähe gelangt. Wie er sie vom Felsen abgleiten sah, setzte er ihr nach. Mit zwei Sprüngen befand er sich vor ihr. Er schlug seinen Bergstock mit Wucht in den Rasen und es gelang ihm, das Mädchen vor der halsbrecherischen Rutschpartie zu retten. Dann brachte er sie, nicht ohne Schwierigkeit, auf einen sicheren Felsvorsprung. — „Hast du dir geschadet?“ fragte er ängstlich, „thut dir nichts weh?“

„Nein,“ erwiderte Blanka, „ich kam mit dem Schreck davon.“ Dies sagend schaute sie zum Abgrund hinab, der kaum zwanzig Schritte weiter unten sich gähnend öffnete und sie schauderte leicht zusammen. Dann wendete sie sich zu Ludwig, streckte ihm ihre zierliche Hand entgegen und sagte: „Angefaßt, mein Freund, ich danke — dir!“

Sie hatte das letzte Wort zögernd ausgesprochen. Dem Burschen fiel ein, daß er sie eben mehrmals wieder mit „du“ angeredet, und er schämte sich und wurde verwirrt. Da wiederholte sie: „Faß' an, ich bin deine Schuldnerin!“

Nun erfaßten sich die beiden Hände und hielten sich lange fest. Der Bursche wußte nicht, wie ihm geschah und er stammelte: „Haben Sie mir verziehen?“

„Ja, und eigentlich schon lange. Doch da einmal auf dieser Erde Strafe sein muß, so müssen Sie eins über sich ergehen lassen: Sie müssen, so lang wir diesen Felskopf mit der lockenden Aussicht besetzt halten, mich mit ‚du‘ anreden.“

Ludwig wehrte sich: „Nein, das thue ich nicht! Sieh, das ist zu hart! Du verlangst. . . .“

Nun mußte Blanka lachen, trotz der heiklen Lage, in der sie sich befand: „Sie wollen's nicht, aber Sie thun's! Sie sind ein geborener Komiker!“

„Ich bin so verwirrt . . .“

„Gut, reden Sie zu mir, wie es Ihnen die Verwirrung eingiebt.“

„Aber Sie müssen mir auch thun, wie Sie es von mir verlangen.“

„Was? Ich sollte mich selber strafen! Sie verlangen etwas viel! Doch es sei, ich will — dir deinen Willen thun.“

„O, was habe ich ausgestanden seit jener Dummheit. Aber sehen Sie . . . aber sieh, ich meinte sicherlich nichts böses damit, ich bin eben ein Mensch des Impulses, die Reflexion ist meine Sache nicht und ich fürchte, ich werde vor solchen Thorheiten, so lange mir das Herz in der Brust klopft, nicht sicher sein.“

„Aber etwas Selbstzucht dürfte doch nicht vom Übel sein?“

„Soll ich mich selbst noch züchtigen, wenn ich einen so strengen Richter über mir habe?“

„Ei, so bös war's ja gar nicht! Du siehst alles durch ein Vergrößerungsglas!“

„Bös genug! Und selbst gestern noch, wie bist du mit mir umgesprungen! Ich habe unsäglich gelitten.“

„Weil du keinen Scherz verstehst oder verstehen wolltest.“

„Ich will es zugeben; aber eins mußt du mir noch erklären: was ist zwischen dir und meinem Bruder im Nebel vor sich gegangen?“

„Ach, nichts von Bedeutung!“

„Das glaube ich nicht. Diese Geheimthuerei meines Bruders . . . die habe ich erst gestern an ihm kennen gelernt.“

„Wohlan, so will ich beichten! Herr Franz holte mich ein und fing an, von dir zu reden, wie du ein guter Bursche seiest, nun aber über die Maßen unglücklich wegen des leidigen Vorfalles und wie ein Wort von mir dich froh machen könnte und was des unglaubwürdigen Geplauders mehr war. Ich sagte ihm, daß ich ausgegrollt habe und ermächtigte ihn, dir das nach der Reise zu sagen, aber erst nachher, bei Leibe nicht anders, denn ich fürchtete ein wenig . . . deinen Impuls.“

„Das war's also? O, ich Narr, der da glaubte . . . Doch still davon! Nicht wahr, mein Bruder ist ein herziger Mensch! Gescheit und grad! Wenn er nur seine Theorien nicht hätte! Aber sieh', ich glaube, er vertritt sie nur des lieben Zankes willen.“

„Wirklich? Täuschest du dich nicht? Ich bin . . .“

„Aha, du gehörst ja auch zu seiner Partei; das war mir gestern eine schreckliche Entdeckung! Glaubst du wirklich auch . . .“

„Warum nicht gar! es war ja alles Spiegelfechterei! Sieh', die Theorie deines Bruders mag Männern ganz gut zusagen, die Frauen, wenn ich sie anders recht kenne, werden nie darauf schwören. Weißt du das noch nicht? fügte sie lachend hinzu: je abhängiger man ist, desto höher denkt man von der Freiheit!“

„O, wie glücklich mich diese Worte machen, nun ist aller Nebel zwischen uns zerflogen! und am Rand dieses Abgrundes sehe ich wieder Sonnenschein und Glück.“

Und der Sonnenschein und das Glück machten ihm das Herz warm und er fing an von sich zu sprechen, von seinen

Plänen und Aussichten, und endlich brachte er es hervor, das süße, bange Wort, das so klein ist und doch so wohl und so weh thun kann: das Wort Liebe. Und er sagte ihr, wie seine ganze Seele an ihr hange, wie er an nichts mehr als an sie denken könne, daß er sie sogar mehr liebe als sein gutes, gutes Mütterlein zu Haus.

Er griff nach ihrer Hand. Da tönte ganz in der Nähe Peter Schneiters hallendes: „Hoho! Hoho!"

Blanka legte mit geheucheltem Ernste den Finger auf den Mund: „Lassen Sie's jetzt! Die Zeit ist um."

„Sage mir ein gutes Wort, nur eins!"

„Joho!" rief Blanka und mehrfach antworteten die Stimmen der Suchenden.

„So soll es wieder ganz so werden zwischen uns, als hätten wir nie zusammen ob diesem Abgrunde gestanden? O, da wollte ich, er risse mich hinab!"

„Aber, Herr Ludwig, wie können Sie so reden! ein Theologe!"

„Habe Erbarmen! Zu was mir einen Blick in den Himmel gestatten und mich denn doch hinabschleudern!"

„Hören Sie mich ruhig an, Herr Ludwig. Denken Sie, es sei zwischen uns wie am Abend vor dem Waldfeste: was zwischen jenem Tage und diesem Augenblicke liegt, sei vergessen: wir wollen wieder gute Freunde sein. Beendigen Sie ruhig Ihre Studien, werden Sie ein ganzer Mann und wenn Sie dann den Spruch noch können, den Sie mir eben gebeichtet, dann sagen Sie mir ihn noch einmal, vielleicht verstehe ich ihn dann besser."

Ludwig ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen darauf.

„Du bist ein Engel!" preßte er hervor.

Blanka hob den Zeigefinger in die Höhe: „Verbessern Sie sich!“ sagte sie lächelnd.

Er wiederholte gehorsamst: „Sie sind ein Engel!“

Und nun keine Rückfälle mehr! „Wollen Sie's versprechen?“

„Ich will mein Bestes thun.“

Nun hörte man ganz nah das schrille Aufschlagen der Bergstöcke.

„Joho! Joho!“ rief Blanka.

Gleich darauf erschien auf den Felsen, welche die Rasenhalde begrenzten, der wettergebräunte Kopf des Bergführers und hinter ihm tauchten die geängstigten Gesichter der Touristen auf.

„Helfen Sie mir herüber, Peter!“ rief Blanka, die den Weg, den sie erst so leichtsinnig gegangen war, nicht mehr allein zurückzulegen wagte.

Peter nahte vorsichtig und führte das verlorene Lämmlein der Gesellschaft zu; Ludwig folgte nach, den Führer um sein Gewerbe beneidend und zu sich sagend: „Das hätte ich ebenso gut thun können.“

Der Direktor hatte sich vorgenommen, seine Tochter zu tadeln, aber statt dessen öffnete er ihr die Arme, und sie sank schluchzend an seine Brust und wußte selbst nicht recht, wie es so weich über sie gekommen war.

Das Beispiel des Direktors steckte auch den Onkel Robert an, der ein schlimmes Viertelstündchen durchgemacht und im Geiste schon den Jammer einer trauernden, ihn vorwurfsvoll anschauenden Mutter gesehen hatte. Er faßte Ludwigs Hände in die seinigen und schüttelte sie und biß sich dabei auf die Lippen.

Als der Bursche seine Freiheit wieder hatte, trat er auf

seinen Bruder zu, der ihm die Rechte entgegenstreckte. „Du bist ein Herzensmensch, Franz!“ sagte er zu ihm. Der andere erwiderte nichts, aber ihre Hände verstanden eine beredte Sprache und ein Aufleuchten auf Franzens Gesicht bedeutete Ludwig:

„Es braucht nichts mehr, ich weiß jetzt schon; Glück zu!“

Die Gesellschaft stieg zu Thal. Ludwig war ein wandelnder Traum, er achtete kaum der Abgründe, an denen seine Sohle vorbeischritt. Der Onkel ging ängstlich hinter ihm drein und sprach ihm warnend zu, und als alles nichts fruchten wollte, schlug er einen scharfen Ton an: „Was für ein Leichtsinn ist in dich gefahren?“

„Zürne nicht, sagte Ludwig mit leicht bebender Stimme, ich hatte oben am Abgrunde eine gar herrliche Aussicht, sie kommt mir nicht aus den Sinnen.“

„Sei unbesorgt, Onkel, warf Franz ein, es wird ihm heute nichts schlimmes begegnen; der Tag ist ein Glückstag für ihn, laß' ihm diesmal seinen freien Willen.“

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.